Hans Paar

# Dilettanten gegen HITLER

## Offiziere im Widerstand

ihre Worte
ihre Taten

Hans Paar

# Dilettanten gegen HITLER

## Offiziere im Widerstand

**ihre Worte**
**ihre Taten**

Wer da meint, nach nunmehr vierzig Jahren sei zum Thema Widerstand alles Wissenswerte gesagt, der wird aus dem vorliegenden Buch ersehen, daß über die damit in Verbindung stehenden widrigen Ereignisse noch manches nachzutragen ist.

Mit der Unbekümmertheit des alten Soldaten schlägt der Verfasser den Widerstandserzählern ihre eigenen Märchenbücher um die Ohren, und er erinnert daran, daß uns nach dem 30. Januar 1933 fast alle Politiker, Kirchenfürsten und sonstigen Prominenten nahezu kniefällig gebeten haben, den neuen Kanzler bei seinem Aufbauwerk nicht im Stich zu lassen. Dann nimmt der Autor sich einige Leute vor, die damals geplant haben, durch Ermordung Hitlers den Endsieg Deutschlands, ihres Vaterlandes, zu verhindern. Er bringt den Nachweis, daß sie zur Ausführung dieses Verbrechens zwar oftmals Gelegenheit hatten, daß sie aber nicht befähigt oder – schonend ausgedrückt – zu vorsichtig waren, die erforderlichen Handlungen zu vollziehen. Mit logischen Argumenten zerpflückt er ihre Ausreden und läßt ihnen keine Chance, das Gesicht zu wahren.

Der Leser des Buches „Dilettanten gegen Hitler" wird nicht nur die Deklassierung der Widerständler, sondern auch die Ehrenrettung des deutschen Volkes bestätigt finden.

ISBN 3-87725-112/9

Hans Paar

Dilettanten gegen HITLER

## Hans Paar

# Dilettanten gegen HITLER

**Offiziere im Widerstand**
**ihre Worte**
**ihre Taten**

Wer da meint, nach nunmehr vierzig Jahren sei zum Thema Widerstand alles Wissenswerte gesagt, der wird aus dem vorliegenden Buch ersehen, daß über die damit in Verbindung stehenden widrigen Ereignisse noch manches nachzutragen ist.

Nicht ein erfahrener Schreiber kommt hier zu Wort, sondern ein trotz vieler Lebensjahre noch „junger" Autor, der mit der Unbekümmertheit des alten Soldaten den Widerstandserzählern ihre eigenen Märchenbücher um die Ohren schlägt. Der Herausgeber hat ungeachtet mancher Unebenheiten auf Stilkorrekturen verzichtet und lediglich die gröbsten Brocken der Landsersprache abgeschliffen, einige krasse Ausbrüche berechtigter Empörung entschärft oder gestrichen. So blieb der Originalton erhalten.

Zum Auftakt weist der Autor nach, daß in der Weimarer Zeit nicht die deutschen Volksgenossen, sondern die Volksvertreter versagt haben; er erinnert daran, daß uns nach dem 30. Januar 1933 fast alle Politiker, Kirchenfürsten und sonstigen Prominenten nahezu kniefällig gebeten haben, den neuen Kanzler bei seinem Aufbauwerk nicht im Stich zu lassen; er fragt die wenigen Opponenten nach ihrer Legitimation zum Widerstand.

Dann nimmt der Autor sich einige Leute vor, die damals geplant haben, durch Ermordung Hitlers den Endsieg Deutschlands, ihres Vaterlandes, zu verhindern. Er bringt den Nachweis, daß sie zur Ausführung dieses Verbrechens zwar oftmals Gelegenheit hatten, daß sie aber nicht befähigt oder – schonend ausgedrückt – zu vorsichtig waren, die erforderlichen Handlungen zu vollziehen. Mit logischen Argumenten zerpflückt er ihre Ausreden und läßt ihnen keine Chance, das Gesicht zu wahren.

Am umfangreichsten ist der in mehrere Kapitel aufgegliederte Abschnitt über den Attentäter Stauffenberg, der jahrelang wie das sprichwörtliche Rohr im Winde schwankte, bis er sich in eine ausweglose Situation hineinmanövriert hatte und gezwungen war, seine Bombe endlich zu zünden.

Von besonderem Interesse – vor allem für ehemalige Soldaten – dürften die durch Zeichnungen erläuterten militärtechnischen Ausführungen zu den Attentatsplänen sein. Hier spricht ein Fachmann, der mit Sprengstoffen und Zündern gleichsam auf du und du steht, der überdies die Tätigkeit des Generalstabsoffiziers aus eigener Erfahrung zu beurteilen weiß. Da bleibt den Sympathisanten der Widerständler keine Möglichkeit, das Versagen ihrer „Helden" mit höherer Gewalt oder mit unberechenbaren Zufällen zu entschuldigen.

Es folgen einige Betrachtungen, die in der Literatur bisher noch nicht zur Sprache gekommen sind und die man einem rauhen Krieger wie Hans Paar eigentlich gar nicht zugetraut hätte: Seine Untersuchung der Rechtslage zwingt auch den Juristen der heutigen Zeit zu dem Eingeständnis, daß Stauffenberg sich des Mordes schuldig gemacht hat; eingehende theologische Erörterungen aber lassen für das Seelenheil des Bombenlegers das Schlimmste befürchten.

Schließlich wird auf die Frage eingegangen, welche Auswirkungen das Gelingen des Attentats vom 20. Juli 1944 gehabt hätte. Es ist eine düstere Zukunftsvision, die da zutage tritt, die heute jedoch infolge der ständigen sowjetischen Expansion durchaus realistisch erscheint.

Als Beispiel für die Entartung der Polit-Literatur zitiert der Autor einen Verleger, der sich weigert, „das Verhalten der Deutschen während der Regierungszeit Hitlers in einer positiven Interpretation" zu publizieren. Gerade das aber, die objektive und daher automatisch positive Darstellung unserer Geschichte hat sich der Verlag K.W. Schütz KG zur Aufgabe gemacht. Denn es muß der heranwachsenden Generation klargemacht werden, daß sich kein Volk unter vergleichbaren Umständen so vorbildlich verhalten hat wie wir Deutschen in jenen zwölf Schicksalsjahren.

Der Leser des Buches „Dilettanten gegen Hitler" wird nicht nur die Deklassierung der Widerständler, sondern auch die Ehrenrettung des deutschen Volkes bestätigt finden.

VERLAG K.W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Hans Paar

# Dilettanten gegen HITLER

Hans Paar · Dilettanten gegen Hitler

„Ich bin gehorsamer Soldat gewesen
und habe darin meine Ehre erblickt,
den Gehorsam, den ich gelobt habe, zu halten.
Alle diejenigen, die versucht haben,
mit mexikanischen Gangstermethoden
diesen Gehorsam zu brechen,
verdienen meine Verachtung."

Generaloberst Alfred Jodl
Chef des Wehrmachtführungsstabes

Hans Paar

# Dilettanten gegen HITLER

## Offiziere im Widerstand

## ihre Worte
## ihre Taten

Quelle: Bücher und Hörbücher einer wichtigen Zeit auf Telegram

VERLAG K.W. SCHÜTZ KG · PREUSSISCH OLDENDORF

1. Auflage 1985
Copyright by K.W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf
Gesamtherstellung:
Kölle-Druck GmbH, Preußisch Oldendorf

ISBN 3-87725-112/9

# INHALT

VORWORT ..... 7
EINLEITUNG ..... 13

VON WEIMAR ZUM WIDERSTAND ..... 13
Weimar ..... 14
Widerstand ..... 38
Tun und Lassen – Juni 1934 bis März 1944 ..... 49
Ossietzky ..... 50
Gisevius ..... 54
General Beck ..... 59
Generalsverschwörung im September 1938 ..... 70
Elser – ein Attentat und seine Auswirkungen ..... 81
Erich Kordt ..... 90
Oster ..... 101
Offizierskompanie ..... 115
Schlabrendorff ..... 125
Gersdorff ..... 141
Das Messer im Stiefelschaft ..... 155
Breitenbuch ..... 170
Der Attentatsplan des Generalmajors Helmuth Stieff ..... 174

STAUFFENBERG ..... 178
Schwankend wie ein Rohr im Winde ..... 178
Die Chance ..... 192
Der Umfall – Stauffenbergs Hinwendung zum Widerstand ... 205
Der Geschäftsführer ..... 214
Attentat ..... 224
Der 15. Juli 1944 ..... 224
Wortgefecht am 15. Juli 1944 ..... 231
Vorbereitung des Attentates ..... 239
Verbote ..... 258
Behinderung durch Handverletzung ..... 264
Das unvermeidliche Risiko ..... 270
Unabkömmlich ..... 274

Wurde Stauffenberg beim Verpacken der Bombe gestört? ..... 281
Die Zange ..... 287
Stauffenbergs Kopfverletzung ..... 291
Mütze und Koppel ..... 293
Warten auf die Detonation der Bombe ..... 296
Der Weg ins Freie ..... 299
Landung in Berlin ..... 303
Staatsstreich ..... 308
Vorbereitung des Staatsstreiches ..... 309
Besetzung des Rundfunksenders ..... 314
Einsatz gegen Waffen-SS und Gestapo ..... 323
Nachrichtenverbindung ..... 328
Der Griff nach dem Strohhalm ..... 333

ASPEKTE ..... 339
Rechtsfragen ..... 339
Der Katholik Stauffenberg ..... 345
Stauffenberg als Politiker ..... 358
Ergebnis der Beweisaufnahme ..... 262

NACHTRAG ..... 363
Quellen ..... 363
Die Bundeswehr und der 20. Juli 1944 ..... 369
Der fast perfekte Tyrannenmord ..... 382
Harry Wittner in der Kroll-Oper ..... 393
Rückblick und Ausblick ..... 399
Epilog ..... 404

PERSONENREGISTER ..... 405
QUELLENVERZEICHNIS ..... 410

# VORWORT

Nachdem verantwortungsbewußte, nur der Wahrheit verpflichtete Historiker in den Nachkriegsjahren die verbrecherischen Handlungen der Verschwörer gegen Hitler eindeutig aufgezeigt haben, legt nun der Autor Hans Paar ein Werk vor, in welchem er die Attentats- und Umsturzpläne dieser Widerständler einer profunden Analyse unterzieht.
Ausgehend vom kläglichen Versagen der Weimarer Systempolitiker beleuchtet er zunächst die innenpolitische Lage Deutschlands, die zwangsläufig zur Machtübernahme Adolf Hitlers führen mußte, um dann nachzuweisen, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes sich mit vollem Recht hinter den Führer gestellt hat, im Gegensatz zu den kleinen Grüppchen stockkonservativer und marxistischer Opponenten, die sich später zum Widerstandskreis entwickelten.
Infolge ihrer einflußreichen Positionen als Diplomaten und hochrangige Militärs gelang es Leuten wie Goerdeler, Beck, Canaris und Oster, dem potentiellen Landesfeind England glaubhaft zu machen, daß sie Hitler beseitigen würden, sobald es zu dem von ihnen angestrebten Krieg käme. Der britische Premierminister Chamberlain schrieb sieben Tage nach seiner Kriegserklärung an Deutschland in sein Tagebuch: „Was ich erhoffe, ist nicht der militärische Sieg – ich zweifele sehr, ob er möglich ist –, aber ein Zusammenbruch der deutschen inneren Front." (Keith Feiling, „The Life of Neville Chamberlain", Seite 104).
Nach Erreichung dieses Zieles, einer Kriegserklärung der Westmächte, haben die Widerständler durch fortgesetzten Landesverrat, durch Verrat von Angriffsterminen und Operationsplänen an den Fronten, durch Sabotage bei der Entwicklung neuer Waffen für Heer, Luftwaffe und Marine alles getan, um den Landesfeinden zum Siege zu verhelfen. So sorgte beispielsweise die Verschwörung durch ihre Gesinnungsfreunde in der Kernphysiker-Gruppe um Professor Heisenberg für die Sabotage an der Entwicklung einer deutschen Atombombe. (Belegt in der Dokumentation von Karl Balzer „Verschwörung gegen Deutschland").
Hatten die Verschwörer in dieser Hinsicht Erfolg, so gelang ihnen jedoch nicht die Beseitigung Hitlers durch Umsturz oder Attentat. Die Gründe und Ursachen für dieses Mißlingen ihrer verbrecheri-

schen Absichten in überzeugender Weise offenzulegen, hat sich der Autor Hans Paar zur besonderen Aufgabe gemacht. Angesichts der verräterischen Mentalität der Widerständler fand er keine Veranlassung, hinsichtlich ihrer Beurteilung und Charakterisierung Schonung walten zu lassen. Prinzipiell vertritt er die Ansicht – und er legt auch die Beweise auf den Tisch –, daß die meisten der publizierten Attentatspläne nichts weiter waren als unverbindliches Gerede.
Bei der Generalsverschwörung im September 1938 reichten die Beteiligten den Schwarzen Peter so lange weiter, bis sie das Münchener Abkommen zum Vorwand nehmen konnten, den angeblich „aussichtsreichsten Plan zur Beseitigung Hitlers" aufzugeben.
Im November 1939 ließ sich der Legationsrat Erich Kordt nur zu gerne von seinem Komplizen Oster vertrösten und machte keinen Versuch, den für seinen Anschlag benötigten Sprengstoff anderweitig zu beschaffen. Der Erfinder der „Offizierskompanie", Eugen Gerstenmaier, hat dem Autor schriftlich bestätigt, daß dieses Unternehmen zur Ermordung Hitlers keineswegs ernsthaft geplant, sondern nur mal gesprächsweise erwähnt worden sei. Bei der interessanten Analyse des Attentatsplanes, den Fabian v. Schlabrendorff im März 1943 verwirklichen wollte – Ermordung Hitlers mittels Zeitbombe in seinem Flugzeug –, lautet die Feststellung des Autors: „Der Sachkundige muß aus den bis heute vorliegenden Informationen den Schluß ziehen, daß Schlabrendorff seinen Attentatsversuch erfunden hat."
Zum gleichen Resultat führt die Untersuchung im Falle des damaligen Oberstleutnants v. Gersdorff, der sich zwei englische Minen in die Manteltaschen gesteckt haben will, um sich „mit Hitler zusammen in die Luft zu sprengen": „Gersdorff hat gar nicht den Versuch gemacht, den Bombenzünder auszulösen. Er hat das Attentat vorsätzlich unterlassen." Dem verhinderten Attentäter wird unwiderlegbar nachgewiesen, daß er vorsätzlich unwahre Aussagen gemacht hat.
Der angeblich zum Selbstopfer entschlossene Hauptmann Axel von dem Bussche gibt sich selbst der Lächerlichkeit preis mit der Behauptung, er habe sich ein „langes, dünnes Messer" in den Stiefelschaft stecken wollen, um Hitler mit diesem Instrument zu Leibe zu rücken, falls der Zünder seiner Bombe versagt hätte.
Besonders ausführlich befaßt sich der Autor mit Stauffenberg als Galionsfigur des Widerstandes. Immerhin hat er ja ein Attentat nicht

nur geplant, sondern, wenn auch erfolglos, ausgeführt. Dennoch gibt es keinen Anlaß zur Bewunderung und Heldenverehrung: Er war ganz unbeabsichtigt in eine Situation hineingeschlittert, die ihm keinen anderen Ausweg ließ, als die Rolle des Attentäters selbst zu übernehmen.
Gestützt auf seine Kenntnisse als Pionier und Minenfachmann, überdies auch mit den Besonderheiten generalstabsmäßiger Planungsarbeit vertraut, weist Hans Paar in ausführlichen Darlegungen nach, welche Versäumnisse Stauffenbergs zum restlosen Versagen bei der Vorbereitung und Ausführung seines Bombenanschlages geführt haben. Unter Hinweis auf seine eigenen Verwundungsfolgen erbringt der Autor den schlüssigen Beweis, daß Stauffenberg trotz Verstümmelung seiner Hand imstande gewesen wäre, Hitler mit der Pistole zu erschießen. Es hätte dazu freilich einer gewissen Risikobereitschaft bedurft.
Als ehemaliger Angehöriger der deutschen Wehrmacht unmittelbar betroffen und mit Recht verbittert, beschäftigt sich der Verfasser ausführlich mit dem sogenannten „Geschäftsführer" des Widerstandes Hans Oster, der bekanntlich die Angriffstermine für das Norwegen-Unternehmen und den Westfeldzug an den Landesfeind verraten hat. (Ergänzend bliebe noch nachzutragen, daß die Invasion im Juni 1944 wahrscheinlich gescheitert wäre, wenn es auch im Stabe Eisenhowers einen „Oster" gegeben hätte: Als Leiter der Abteilung „Fremde Heere West" hatte der Verschwörer Oberst v. Roenne das große Täuschungsmanöver des britischen Geheimdienstes mitgespielt und dem Führerhauptquartier eine zweite Invasion gegen den Pas de Calais glaubhaft gemacht. Daher kamen die kampfstarken Panzerdivisionen der Reserve viel zu spät zum Einsatz; am ersten Invasionstag eingesetzt, hätten sie den Gegner ins Meer zurückgeworfen.) Der holländische Oberbefehlshaber General Winkelman, der von seinem Landsmann, dem Attaché Sas, den Namen des Verräters erfahren hatte, bezeichnete Oster mit Recht als „erbärmlichen Kerl".
Das ist das verdiente Urteil der zivilisierten Welt über alle jene Deutschen, die sich während des Krieges mit Landesverrat, Sabotage und Wehrkraftzersetzung belastet haben, die sich aber heute noch anmaßen dürfen, Vertreter des „anderen besseren Deutschland" zu sein und allein die „Würde unseres Volkes" zu vertreten.
Da der Ingenieur und ehemalige Soldat Hans Paar sich fast ausschließlich auf die technischen und militärischen Aspekte beschränkt, muß

hier im Rahmen des Vorwortes darauf hingewiesen werden, wie weit die Verseuchung durch deutschfeindliche Bazillen in den hohen und höchsten Kommandostellen der Wehrmacht damals gediehen war: Es ist erwiesen, daß zahlreiche Verschwörer als Stabsoffiziere ihren pflichtgemäßen Dienst für die kämpfende Truppe wochen- und monatelang einem pflichtwidrigen Einsatz für Umsturzvorbereitungen untergeordnet haben. Das war Sabotage!

So hat sich der damalige Oberst v. Tresckow, Erster Generalstabsoffizier der Heeresgruppe Mitte, während der verlustreichen Kämpfe bei Kursk im Sommer 1943 von seinem Oberbefehlshaber, Feldmarschall v. Kluge, einen mehrmonatigen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bewilligen lassen. Statt aber eine Kur anzutreten, hat er sich nach Neubabelsberg in die Wohnung seiner Schwester abgesetzt und volle zehn Wochen lang an Umsturzvorbereitungen gearbeitet!

Das gleiche pflichtwidrige Verhalten ist dem Major Ulrich v. Oertzen, Ia eines Armeekorps der Heeresgruppe Mitte, nachzuweisen. Tresckow hatte ihn von der Front weg nach Berlin entsandt, um zusammen mit Stauffenberg die Befehle der Putschisten zur Besetzung Berlins im Falle des geplanten Umsturzes schriftlich niederzulegen. Um den Nachersatz für die durch schwere Verluste geschwächte Ostfront haben diese beiden Stabsoffiziere sich nicht gekümmert.

Der bereits erwähnte Verschwörer Fabian v. Schlabrendorff, Ordonnanzoffizier im Stabe der Heeresgruppe Mitte, schreibt von sich selbst: „Während dieser Zeit [1941/1942] widmete ich mich neben meinem Dienst Aufgaben rein politischer Natur. Durch wiederholte Flüge aus Rußland nach Berlin hielt ich Verbindung zwischen den Widerstandskreisen im Frontheer und den Widerstandskreisen im Heimatheer aufrecht ... In den Jahren 1942 und 1943, in denen Kluge den Oberbefehl der Heeresgruppe Mitte hatte, setzte ich die Arbeit an den politischen Aufgaben fort."

Angesichts des pflichtwidrigen Verhaltens hoher Offiziere im Stabe der Heeresgruppe Mitte, angesichts einer solchen Zersetzung der Wehrkraft geschah es nicht von ungefähr, daß diese Heeresgruppe als erste an der Ostfront völlig zusammenbrach.

Im Westen war es nicht anders. Auch hier übte der Widerstand seine zersetzende Wirkung aus: Der Mitverschwörer Dr. Walter Bargatzky, während des Krieges im Stabe des Generals v. Stülpnagel in Paris tätig,

nach dem Kriege bekanntgeworden als Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, berichtete in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 14. Juli 1984: „Außer mit Teuchert sprach ich mit Oberstleutnant Cäsar von Hofacker, der als Chef der [Widerstands-]Bewegung für den Westen galt. Neben ihm stand der Militärbefehlshaber Karl-Heinrich von Stülpnagel an erster Stelle. In den Wochen vor dem Attentat kamen hinzu: Generalfeldmarschall Rommel, Generalfeldmarschall von Kluge, Generalleutnant Speidel, General Oberhäuser, Oberst von Linstow, Oberst Finkh und – von der Militärverwaltung – Ministerialdirektor Dr. Michel . . . Hofacker hielt sich nahezu alle zehn Tage in Berlin auf. Der Militärbefehlshaber hatte ihn von jeglicher Verwaltungsarbeit befreit und mit einem Scheinreferat betraut, so daß er sich ausschließlich der Vorbereitung des Umsturzes widmen konnte." Ein niederträchtiges Doppelspiel: Pflichtvergessene Offiziere schicken ihre braven Soldaten in den Kampf, während sie selbst den Feind durch verräterische Konspiration zum Durchhalten ermutigen.

Daß nun unsere Politiker – regierende wie oppositionelle – mit Unterstützung der Massenmedien diese (Un-)Taten der Widerständler seit Jahrzehnten bei jeder Gelegenheit in Wort und Schrift, in öffentlichen Reden und bei offiziellen Kundgebungen nicht nur zu rechtfertigen versuchen, sondern sogar als vorbildlich herausstellen, das kennzeichnet die geistige und charakterliche Perversion, in die unser Volk infolge einseitiger und tendenziöser Umerziehung gesunken ist. Die Perversion geht so weit, daß die heimtückischen Morde der Hitlergegner als heroische Befreiungstaten gelten, daß die im Kampf für Volk und Vaterland gefallenen deutschen Soldaten aber noch über das Grab hinaus als Büttel der Tyrannei geschmäht werden. Mit einer solch charakterlosen Haltung können wir im Konzert der Völker niemals die Achtung erwarten, die der Sieger seit jeher dem nach schwerem Kampf unterlegenen Gegner zugestanden hat.

Im letzten Kapitel seines Werkes weist der Autor auf die Folgen hin, die die Ermordung Hitlers gehabt hätte. Hierzu läßt er die bis zur letzten Stunde eidgetreuen Offiziere, Feldmarschall v. Manstein, Generaloberst Guderian und Generaloberst Rendulic, sowie Adolf Hitler selbst zu Wort kommen. Er legt glaubhaft dar, daß dann der ganze europäische Kontinent eine Beute des Bolschewismus geworden wäre. „Als letzter Zipfel Europas steht nur noch der Felsen von Gibraltar un-

bezwungen in der roten Brandung." Eine erschütternde Zukunftsvision! Die Kompetenz des Autors Hans Paar zur Beurteilung der dilettantischen Verschwörer ergibt sich aus seinem soldatischen Werdegang. Neben seiner vielseitigen Ausbildung bei der aktiven Truppe – Pionierdienst, Infanterie, Artillerie – ist es seine mehrjährige Tätigkeit als Sachbearbeiter beim Ersten Generalstabsoffizier einer Grenzdivision, die ihn befähigt, die Versäumnisse und Fehlleistungen des Generalstabsoffiziers Stauffenberg zu erkennen und nachzuweisen. Hinzu kommen nach Kriegsausbruch seine Erfahrungen als Frontsoldat in Frankreich, auf dem Balkan, in Rußland, und – nach mehrmaliger Verwundung nicht mehr felddienstfähig – als Kommandant eines Stützpunktes der Küstenartillerie. In der letztgenannten Position konnte er infolge seiner Berufskenntnisse als Ingenieur eine Reihe waffentechnischer Verbesserungen entwickeln, die den Rüstungsminister Speer zu einem Belobigungsschreiben veranlaßten. Feldmarschall Rommel und Generaloberst Lindemann sprachen ihm nach Besichtigung seiner Batterie ihre Anerkennung aus. „So war", wie er sagt, „außer mir selbst niemand überrascht, als ich im November 1944 vorzugsweise zum Hauptmann befördert wurde."
Bei Kriegsende fungierte er im Raume Eiderstedt als Führer eines zusammengewürfelten Bataillons. Als er trotz Hinweis auf die Haager Konvention nicht verhindern konnte, daß die Briten eine Gruppe seiner Soldaten zum Minenräumen nach Dänemark verschleppten, übernahm er freiwillig die Führung dieses Himmelfahrtskommandos, um für die Sicherheit der gefährdeten Männer sorgen zu können. Mit Recht ist er stolz darauf, daß es ihm aufgrund seiner Kenntnisse und Erfahrungen gelungen ist, die sonst zu erwartenden Unfälle völlig zu verhindern. So haben die ihm unterstellten Soldaten ohne einen einzigen Unfall mehr als 200000 Minen geräumt.
Nach Entlassung aus der Wehrmacht am 21. Januar 1946 setzte er im Heimatgebiet an der Westgrenze das Minenräumen freiwillig fort, wobei er die geradezu schaurige Todesrate der bisher hier tätigen Minensucher erheblich senken konnte.
Wie kaum ein anderer dürfte der Autor Hans Paar dank seines gründlichen Wissens, seiner umfangreichen Erfahrungen und Studien legitimiert sein, die Dilettanten der Verschwörung kritisch unter die Lupe zu nehmen und auf den ihnen gebührenden Platz zu verweisen.

Der Verlag

# EINLEITUNG

Die innenpolitischen Gegner Hitlers haben zwar ihr Ziel nicht erreicht, wohl aber entscheidend zum Ausbruch und Verlauf des Krieges sowie zum Untergang des Deutschen Reiches und zur Diskriminierung des deutschen Volkes beigetragen. Ihre Kontakte mit dem Landesfeind wurden denn auch – allen Einflüssen des extrem antideutschen Zeitgeistes zum Trotz – von verantwortungsbewußten deutschen Historikern ins rechte Licht gerückt und in den Werken mutiger Autoren als Verschwörung gegen Deutschland, als Sabotage und Landesverrat an den Pranger gestellt.

Doch ein anderer Aspekt des Widerstandes hat bisher im Schrifttum noch nicht die gebührende Wertung gefunden: die Unfähigkeit der Frondeure, ihre verbrecherischen Anschläge zweckmäßig vorzubereiten und auszuführen.

Dieses Versagen insbesondere der hochrangigen Militärs unter ihnen in technischer, praktisch-handwerklicher Hinsicht soll nunmehr aus der Sicht eines vielseitig ausgebildeten Offiziers und erfahrenen Spreng- und Minenfachmannes bis ins kleinste Detail dargelegt werden, um die Minderwertigkeit der dilettantischen Verschwörer auch in dieser Beziehung offenkundig zu machen.

# VON WEIMAR ZUM WIDERSTAND

Der Paukenschlag vom 14. September 1930 traf die ahnungslosen Politiker der Weimarer Republik völlig überraschend.

Leichten Herzens hatte Brüning die Auflösung des Reichstages arrangiert – nach eigenem Bekunden in der stillen Hoffnung, daß die Regierungsparteien bei der Neuwahl die Zweidrittelmehrheit erringen würden.

Es kam anders, als er in grotesker Verkennung der Wählermeinung gedacht hatte.

Es verlief aber auch nicht alles so, wie es heute im Geschichtsbuch steht.

Knapp zwölf Jahre nach dem Ende des Kaiserreiches lag die Weimarer Republik im Koma, aufgerieben durch einen Drei-Fronten-Krieg gegen die moskauhörigen Kommunisten, gegen die erbittert opponierenden rechten Flügelparteien und gegen den pathologischen Chauvinismus der Siegermächte, vor allem der Franzosen. – Zu diesen politischen Schwierigkeiten kamen dann auch noch die lähmenden Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, die durch den New Yorker Börsenkrach vom 25. Oktober 1929 („Schwarzer Freitag") ausgelöst wurde.

Als erste gaben die Sozialdemokraten auf: Am 27. März 1930 stürzten sie den Reichskanzler, ihren „Genossen" Hermann Müller. Nur vordergründig ging es dabei um das halbe Prozent Beitragserhöhung in der Arbeitslosenversicherung. „Tatsächlich jedoch", schreibt Joachim Fest, scheiterte die Große Koalition „an dem ... Hang zur Flucht in die Opposition." Müller ging – Brüning kam.

Der Publizist F. A. Krummacher hat zwar 43 Jahre später in einer Fernsehsendung die kühne Behauptung aufgestellt, der Hindenburg-Intimus General v. Schleicher habe Müller durch eine Kabale gestürzt, weil ihm der Sozialdemokrat für das geplante Triumvirat Reichspräsident–Wehrminister–Kanzler nicht tragbar erschien. Aber auch diese Version, ob wahr oder erfunden, kann die SPD nicht von der Verantwortung für den Sturz der letzten parlamentarisch-demokratischen Regierung entbinden.

Damit traten die deutschen Sozialdemokraten effektiv von der einst so tatendurstig übernommenen Regierungsverantwortung zurück und retirierten erleichtert in die ihnen so vertrauten Oppositionsbänke. Niemand ahnte damals, daß es 37 Jahre dauern sollte, ehe sie wieder mitregieren durften, und daß sie erst 1969, nach weiteren drei Jahren Lehrzeit als Koalitionspartner, wieder den Kanzler stellen würden.

Doch auch Müllers Nachfolger Brüning (Zentrum) fand infolge der sterilen Obstruktion der SPD keine parlamentarische Basis; und so kam es zum Erdrutsch bei der Reichstagswahl am 14. September 1930: Hitlers NSDAP, bisher eine kümmerliche Splittergruppe, errang 107 Mandate und wurde zweitstärkste Reichstagsfraktion! Eine regierungs-

fähige Koalition erschien jetzt erst recht illusorisch; und so tat Brüning den ersten Schritt auf dem Wege zur Diktatur; fortan regierte er gemäß Paragraph 48 der Verfassung mit Notverordnungen, ohne Parlamentsmehrheit, nur auf die Autorität des Reichspräsidenten gestützt.
Nun war dieser Brüning weiß Gott kein Diktator, allenfalls ein selbstgerechter Parteifunktionär, den mancher Barde im nachhinein als redlich, bescheiden, selbstlos und sogar asketisch besingt. Genügen aber solch hehre Eigenschaften, um als Staatsmann Erfolge zu erringen?
Volkstümlich ausgedrückt glich sein Regierungsstil dem verzweifelten Bemühen geplagter Familienväter, die mit ihrer Arbeitslosenunterstützung nicht auskommen und daher rigoros alle Ausgaben drosseln. Diese im kleinbürgerlichen Haushalt selbstverständliche Maßnahme mußte aber, auf die Wirtschaft eines Industriestaates übertragen, das Gegenteil ihres Zweckes bewirken: eine Kettenreaktion von Betriebsstillegungen, Massenentlassungen und Steuerausfällen.
Wenn nun in der oben erwähnten Fernsehsendung behauptet wird, Brüning habe die Verelendung breiter Volksmassen bewußt herbeigeführt, um die Siegermächte zum Verzicht auf Reparationen zu zwingen, so muß man ihn gegen diese Unterstellung, gegen derart anrüchige Praktiken in Schutz nehmen. Machiavellismus lag ihm nicht; er taktierte lieber im Kleinformat. So gleicht die damals erfolgte Prägung von 4-Pfennig-Münzen mehr dem Gag eines Possenreißers als der durchdachten Maßnahme eines sorgfältig planenden Staatsmannes, der eine katastrophale Wirtschaftskrise beheben will.
Die Wirtschaftskrise nahm tatsächlich katastrophale Ausmaße an, und die Zahl der Arbeitslosen war auf über sechs Millionen gestiegen. Doch dies scheint den Kanzler kaum beeindruckt zu haben. Für ihn war dieses eigentliche Kernproblem der letzten Weimarer Jahre nur ein statistischer Begriff, ein manipulierbares Argument für Debatten und Verhandlungen. Ihm, dem Junggesellen im hochdotierten Amt, fehlten einfach die elementaren Voraussetzungen, um das Elend der arbeitslosen Massen begreifen zu können. So blieben zweckdienliche Gegenmaßnahmen aus, und so steigerte sich stetig die innenpolitische Spannung.
Auch auf außenpolitischem Gebiet mußte der glücklose Brüning eine Niederlage hinnehmen, die man mit der Olmützer Punktation von

1850 vergleichen kann: Die geplante Zollunion mit Österreich, die beiden Ländern wirtschaftliche Erleichterungen bringen sollte, scheiterte am barschen Widerspruch Frankreichs. „L'Anschluß, c'est la guerre", drohte der eigentlich als gemäßigter Staatsmann eingeschätzte Briand. Kein Zweifel: Die Weimarer Republik, die wirtschaftlich am Rande des Zusammenbruchs stand, war auch politisch nur noch Objekt der internationalen Diplomatie.

Dann kam die Reichspräsidentenwahl im Frühjahr 1932. Sieben Jahre zuvor hatte das Zentrum, die Partei Brünings, den Kandidaten Hindenburg aufs schärfste bekämpft, nicht zuletzt wegen seines hohen Alters. Jetzt aber setzte sich Brüning für die Wiederwahl des inzwischen 85 Jahre alt gewordenen Feldmarschalls ein, obwohl er dessen geistigen Verfall schon lange erkannt hatte. Er hatte noch mehr erkannt. So berichtete er in seinen Memoiren über eine Wahlversammlung am 8. April in Stettin: „Ich mußte die Leute, die in entsetzlicher Armut und Not dort saßen, für ... Hindenburg gewinnen, obwohl ich wußte, daß dieser sich nach seiner Wahl gleich gegen sie wenden würde." Bedarf es noch weiterer Beweise für die These, daß Moral und Ethik in der Politik keine Rolle spielen, auch nicht in der Politik einer christlich-katholischen Partei? Doch die Unmoral hat sich für Brüning nicht ausgezahlt. Am 30. Mai 1932 schickt Hindenburg seinen Kanzler und Wahlhelfer nach Hause, hundert Meter vor dem Ziel, wie dieser sich voll Erbitterung, jedoch ohne irgendwelche Beweise beklagte.

Nach dem Bürger Brüning übernimmt jetzt der Aristokrat Franz v. Papen das Ruder und versucht sein Glück mit dem „Kabinett der Barone". In diese Zeit fällt die bereits von Brüning geplante Absetzung der preußischen Regierung und die Ernennung eines Reichskommissars, der damals bei all seiner Staatsmannsarbeit noch Zeit fand, mit seinem „Zwickel-Erlaß" ein pikantes Detail der Badebekleidung zu reglementieren und sich selbst als Witzblattfigur zu habilitieren.

Die Reichstagswahl am 31. Juli bringt zwar für Hitler 230 Mandate, aber keinen Durchbruch zur Macht; und bei der nächsten Wahl am 6. November scheint es sogar, als sei das Ende seiner NSDAP in greifbare Nähe gerückt. Doch unbeirrbar hält er an der Alles-oder-nichts-Forderung fest und es gelingt ihm, die Krise durchzustehen. Als untrügliches Anzeichen der Konsolidierung kann er registrieren, daß

das Zentrum sich ihm opportunistisch berechnend zur Zusammenarbeit anbietet.
Am 17. November geht v. Papen, kommt am 1. Dezember wieder und tritt tags darauf endgültig als Kanzler ab. Nun bekommt ein aktiver Offizier, der General v. Schleicher, seine Chance. Nicht für lange. Als Hindenburg sich weigert, einer Militärdiktatur zuzustimmen, gibt auch v. Schleicher am 28. Januar auf.
Unbestreitbar hat der redliche Hindenburg sich auch in dieser Situation noch bis zum äußersten gesträubt, dem „böhmischen Gefreiten" die Regierungsgewalt anzuvertrauen. Doch seine Berater, u. a. Papen, Meißner, Oldenburg-Januschau und sein Sohn Oskar, machen ihm klar, daß eben dies nunmehr unvermeidlich geworden sei. Es ist soweit: Am 30. Januar 1933 wird Hitler zum Reichskanzler ernannt!
Die psychologische Wirkung dieses Ereignisses ist mit dem Adjektiv „gewaltig" nur unzulänglich definiert. Nicht nur die Parteigänger Hitlers, sondern auch seine Gegner sind davon überzeugt, daß jetzt nicht nur ein neuer Kanzler sein Amt antritt, sondern daß sich eine totale Systemänderung anbahnt. Ist es aber auch wirklich eine „Machtergreifung"?
Hinter den Kulissen sieht es viel bescheidener aus. Noch in letzter Minute hat Hugenberg, wohl in Vorahnung kommender Ereignisse, geradezu störrischen Widerstand geleistet und um Haaresbreite die Regierungsbildung vereitelt. Doch schließlich läßt er sich überreden, nicht zuletzt beschwichtigt mit der Tatsache, daß Hitler nur zwei Ministersitze für die NSDAP beansprucht. Da müßte es doch möglich sein, den unerfahrenen Amateur-Kanzler an die Leine zu legen oder, wie Papen sagte, „an die Wand zu drücken, daß er quietscht". Hugenberg unterdrückt seine Bedenken, vertraut auf die ihm geläufige Mechanik der Zahlen und – verrechnet sich wie nie zuvor in seinem von Zahlen geprägten Leben! Für Hitler aber ist die Rechnung aufgegangen. Er hat nun endlich den Fuß in der Tür, die er bald aufstoßen wird, rücksichtslos zwar, aber in vorsichtig dosierten Aktionen.
Der erste Akt geht glatt über die Bühne: Hindenburg genehmigt die Auflösung des Parlaments und gibt grünes Licht für den nächsten Schritt, für Neuwahlen!

Bei dem nun folgenden Wahlkampf hat Hitler erstmals den Wind im Rücken, und er nutzt radikal alle Möglichkeiten, alle Machtmittel, die ihm sein Amt als Reichskanzler bietet. Nach einem beispiellosen Propagandafeldzug geht das deutsche Volk am 5. März 1933 wieder einmal zu den Urnen.

Das Resultat ist bekannt und offenbart bei objektiver Analyse zwei wahrhaft sensationelle Phänomene:

1. Hitler hat seinen Stimmenanteil um fast fünfzig Prozent steigern können und verfügt nun zusammen mit Hugenbergs DNVP über die absolute Mehrheit im Reichstag.
2. Der Einbruch in die Wählerschicht seiner Gegner ist ihm nicht gelungen. Die Opposition verlor nämlich nur knapp 8,4 Prozent.

Letztere Feststellung ist besonders bemerkenswert angesichts der einseitig „braunen" Propaganda in den heißen Wochen vor dem 5. März. Denn von einem Wahl-„Kampf" der Mitte-Links-Parteien konnte diesmal keine Rede sein.

Die SPD, schon seit drei Jahren parlamentarisch im Ruhestand, führte nur mit halbem Herzen einige Rückzugsgefechte, und die Schlagkraft ihrer Kampftruppe „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold" wurde nicht eben gestärkt durch das hartnäckige Gerücht, daß mancher führende Genosse sich für alle Fälle schon mal die Fahrkarte nach Paris oder Prag besorgt habe.

Die Kommunisten befanden sich bereits in Liquidation: Der provozierende Aufmarsch der braunen Sturmkolonnen am 22. Januar vor der KPD-Zentrale auf dem Bülowplatz hatte ihnen das Rückgrat gebrochen. Thälmanns „Rote Frontkämpfer" liefen mit klingendem Spiel zur SA über, unter Mitnahme der Musikinstrumente. Auch heute noch versuchen politisierende Feuilletonisten, dieses Debakel als eine von Stalin befohlende Taktik darzustellen, eine billige Ausrede, die von tausend Fakten widerlegt wird.

Infolge allzu geringer Attraktivität seiner Kolpingvereine und Jünglingskongregationen schickte das Zentrum nunmehr die eigens zu diesem Zweck gegründeten „Sturmscharen" auf die Barrikaden – ein naiver Versuch, das Tschingderassabum der SA zu kopieren. Doch nach wenigen zaghaften Auftritten verschwanden diese „Dom-Kosaken" wieder aus dem Straßenbild; nicht einmal ihr Spottname überdauerte den Wahlkampf.

## Das Ergebnis der Reichstagswahl vom 5. März 1933

| Parteien | Mandate | | | Prozentsatz am 5. 3. 33 |
|---|---|---|---|---|
| | Ergebnisse am | | Gewinn, Verlust | |
| | 6. 11. 32 | 5. 3. 33 | | |
| NSDAP (Hitler) | 196 | 288 | + 92 | 44,5 |
| Deutschnationale Volkspartei (DNVP) | 54 | 53 | - 1 | 8,3 |
| Zwischensumme: Mandate der Regierungsparteien | | 341 | | 52,8 |
| Zentrumspartei | 70 | 73 | + 3 | 11,3 |
| Bayrische Volkspartei | 19 | 19 | ± 0 | 2,9 |
| Deutsche Volkspartei | 11 | 2 | - 9 | 0,3 |
| Deutsche Demokratische Partei (Staatspartei) | 2 | 5 | + 3 | 0,8 |
| Christlich-Sozialer Volksdienst | 5 | 4 | - 1 | 0,6 |
| Wirtschaftspartei | 2 | - | - 2 | 0,0 |
| Deutsche Bauernpartei | 3 | 2 | - 1 | 0,3 |
| Deutsch-Hannoversche Partei | 1 | - | - 1 | 0,0 |
| Sozialdemokratische Partei (SPD) | 121 | 120 | — 1 | 18,5 |
| Zwischensumme: Mandate der Opposition | | 225 | | 34,7 |
| Zwischensumme: gültige Mandate | | 566 | | 87,5 |
| Kommunisten (KPD) (Diese Mandate wurden nachträglich für ungültig erklärt.) | 100 | 81 | — 19 | 12,5 |
| Gesamtergebnis am 5. März 1933 | | 647 | | 100,0 |

So war es im Februar/März 1933 nicht mehr eine utopische Forderung, sondern die triumphierende Feststellung eines unleugbaren Zustandes, wenn Millionen Parteigenossen, Sympathisanten und schlaue Opportunisten bei jeder Gelegenheit sangen: „Die Straße frei den braunen Bataillonen!"

Und dann, trotz aller Widrigkeiten, von der kleinlichen Schikane bis zur Gewaltandrohung, ein Block unbeirrbarer, ihrer alten Partei die Treue haltender Wähler vom Zentrum bis weit in die Reihen der Linken hinein! Aus dieser Tatsache, aus dieser Charakterfestigkeit, müßte jeder objektiv urteilende Geschichtsschreiber den Schluß ziehen, daß die Deutschen am 5. März 1933 die Reifeprüfung als Demokraten abgelegt und mit gutem Prädikat bestanden haben!

Wenn aber gewisse Publizisten aus diesem Wahlergebnis das Gegenteil folgern und onkelhaft herablassend konstatieren, „das deutsche Volk habe in seiner bisherigen Geschichte kaum genügend Erfahrung und Einsicht gewinnen können, um die ihm per Weimarer Verfassung übertragenen souveränen Rechte klug und weise zu nutzen", dann müssen sie sich fragen lassen:

Welches Volk, das nach jahrhundertelanger Untertänigkeit seinen Monarchen vertreibt oder dem Henker ausliefert, kann denn schon irgendwelche Erfahrungen haben im Umgang mit der Macht, die ihm eben erst zugefallen ist?

Wie reagierte – um nur ein einziges historisches Beispiel anzuführen – das französische Volk nach 1789 in seiner Rolle als „Souverän"? Angesichts der damals vom Volk verübten Greueltaten brauchen die Deutschen von 1933 wahrlich keinen Vergleich zu scheuen.

So fließen denn auch selbst aus der spitzen Feder eines Gisevius rechtfertigende Worte für den deutschen Wähler: „Die März-Wahlen 1933 bedeuten kein totalitäres Plebiszit. Im Wahlergebnis drückte sich ein urdemokratisches, wenn auch in den Folgen unabsehbares Aufbegehren aus: Laßt mal die anderen ran!"

Nach den jahrelangen Mißerfolgen der Mitte-Links-Regierungen entsprach es genau den Regeln der Vernunft und dem Wesen der Demokratie, daß nun die Rechte eine handlungsfähige, nicht allzu üppige Mehrheit erhielt. Und wenn heute jemand sagt, der Deutsche von damals hätte die Wahlversprechungen Hitlers durchschauen müssen, dann sollte dieser kluge Mann einmal die Tiraden der

anderen Parteien unter die Lupe nehmen; dann wird auch er erkennen, daß die Worte jener Politiker weniger wert waren als das zu ihrer Niederschrift benötigte Papier. Nach dem Bankrott der herkömmlichen Regierungen von Scheidemann bis Schleicher blieb dem Wähler also nur noch die fatale Alternative, Hitlers Glaubwürdigkeit experimentell zu prüfen. Er durfte sich darauf verlassen, daß die starke Opposition jeden Willkürakt und jeden verfassungswidrigen Übergriff der Regierung verhindern würde.

Es kam ganz anders. Doch niemand sollte sich erdreisten, die wahrhaft kriminellen Fehlleistungen der Parlamentarier in politische Unreife des Volkes umzumünzen. Wenn hierzulande die Demokratie nicht funktioniert hat, dann lag das nicht am Volk, sondern an seinen Vertretern! Der Beweis für diese Behauptung wurde von den Abgeordneten schon knapp drei Wochen später erbracht – und zwar in überzeugendem Stil –, als es im Reichstag zur Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz kam. Auf diesen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus wird weiter unten noch eingegangen.

Es ist nicht überliefert, wie Hitler auf den Wahlausgang reagiert hat. Der von Goebbels inszenierte Siegesjubel kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein Meister die ihm nach dieser unerhörten Kraftanstrengung zugefallenen 45 Prozent als Niederlage werten muß. Seine Hoffnung auf einen wirklich überwältigenden Erfolg, auf 70 oder 80 Prozent Stimmenanteil, ist nicht in Erfüllung gegangen. Es hat nicht einmal zur einfachen Mehrheit gereicht; und nun ist er, um wenigstens normal regieren zu können, auf eine Koalition mit dem widerborstigen Hugenberg angewiesen. Wahrlich kein Grund zum Jubeln. Trotz tiefster Enttäuschung aber war er elastisch genug, auf diese kalte Dusche mit zweckmäßiger Taktik zu reagieren: Der Wähler hat ihm die verfassungsändernde Mehrheit nicht geben wollen. Nun, dann wird er sie sich eben von den Gewählten geben lassen! Nach sorgfältigen Sondierungen präsentiert er dem Reichstag das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich", das bedeutungsvolle Ermächtigungsgesetz.

Man bedenke: Eine Koalitionsregierung, die infolge ihrer knappen Mehrheit bei jeder Abstimmung durch Ausfall oder Umfall einiger Abgeordneter gestürzt werden könnte, verlangt vom Parlament diktatorische Vollmacht! Hätte etwa ein Willy Brandt im Jahre 1969

eine solche Forderung gestellt, er wäre unter dem Hohngelächter der ganzen Welt gescheitert. Nicht so der mit ähnlicher Mehrheit regierende Hitler!

Schon die Tatsache, daß über dieses unerhörte Ansinnen auch nur verhandelt wurde, beweist mit erschütternder Klarheit, daß die Weimarer Mitte-Links-Politiker abgewirtschaftet hatten, daß sie aktionsunfähig waren. Mehr noch: Durch den Wahlausgang aus der Regierungsverantwortung entlassen, nahmen sie nun die Gelegenheit wahr, sich auch noch der Verantwortung als Opposition zu entledigen, ungeachtet des Willens ihrer Wähler.

Die Gelegenheit zur Desertion kam am 23. März 1933 anläßlich der Reichstagsdebatte zum Ermächtigungsgesetz.

Die Redner des Zentrums, zum bedingungslosen Ja bereits vor der Sitzung entschlossen, hätten sich darauf beschränken können, ihre Zustimmung mit dem Zwang der Verhältnisse zu begründen. Die katastrophale Wirtschaftslage bot genügend Argumente für eine solche Haltung. Statt dessen plädierte ihr Vorsitzender, der Polit-Prälat Kaas, mit peinlichem Pathos für das Machtbegehren der jahrelang so erbittert bekämpften NSDAP und ihres Führers. „Gesetz der bewahrenden, aufbauenden und rettenden Tat" und ähnliche Redewendungen aus dem Munde des Zentrumssprechers ließen keineswegs eine notgedrungene, zähneknirschende Unterordnung unter den Druck der Krisensituation erkennen; sie brachten nur vorbehaltlose Zustimmung zum Ausdruck. „Gott ist mit den stärkeren Bataillonen", mochte der fromme Kirchenmann gedacht haben; die braune Farbe schien ihn nicht zu stören.

Der gleiche Byzantinismus kennzeichnet die Stellungnahme der Bayrischen Volkspartei (Sprecher: Ritter v. Lex, der später einmal Staatssekretär der Bundesrepublik sein darf) und der übrigen „Bürgerlichen".

Nur die einst unter Stresemanns Führung so einflußreiche Deutsche Volkspartei leistete sich eine bescheidene Trotzgeste: Sie delegierte nur einen ihrer beiden Abgeordneten zur Kapitulationszeremonie, und dieser verzichtete darauf, den schmählichen Gang zum kaudinischen Joch mit devoten Phrasen zu beschönigen – eine vielleicht ungewollte, im Effekt aber geradezu deklassierende Zurechtweisung für seine unterwürfigen Parlamentskollegen.

Für die SPD sprach Otto Wels. Er lehnte den Gesetzentwurf ab und hielt zur Begründung eine bereits zum Mythos verklärte „mutige Rede". In der Tat war damals für Sprecher oppositioneller Minderheiten ein Quentchen Courage vonnöten. Denn Raufereien im Stil des Straßenpöbels hatten sich allmählich als parlamentarische Gepflogenheit herausgebildet, und die Immunität schützte wohl gegen Zugriffe des Staatsanwalts, nicht aber gegen die Fäuste primitiver Schläger, die auch unter den Abgeordneten des Deutschen Reichstages zu finden waren. Gerade die Genossen des mutigen Wels haben derlei Praktiken nach dem Kriege fortgesetzt und anfangs der fünfziger Jahre den „Mut" aufgebracht, im Mainzer Landtag einen Abgeordneten der Opposition zusammenzuschlagen. Das konnte Wels am 23. März 1933 freilich noch nicht wissen; er mußte aber wissen, daß die Reden eines Volksvertreters nicht unbedingt mutig, auf jeden Fall aber überzeugend sein sollen! Hätte er etwas weniger Mut, dafür um so mehr Intelligenz und sachliche Argumente aufgewendet, dann wäre es ihm vielleicht gelungen, den einen oder anderen Abgeordneten der schwankenden Mitte zu einem ablehnenden Votum zu überreden. So aber blieb sein Auftritt bei allem Mut nur eine fruchtlose Deklamation. Nach der Aussprache verlief die Abstimmung wie erwartet. Der Reichstag genehmigte das Ermächtigungsgesetz mit einer Mehrheit, die auch bei schärfster Auslegung parlamentarischer und demokratischer Grundsätze als unanfechtbar zu bezeichnen ist: Für Annahme stimmten natürlich die 341 Abgeordneten der Regierungsparteien und – gar nicht so „natürlich" – auch noch hundert Abgeordnete der Mitte. Ablehnend votierten nur die Sozialdemokraten, ohne jede Aussicht, mit ihren 94 Gegenstimmen mehr zu erreichen als ein fragwürdiges Alibi.

Wenn Kritiker des anrüchig gewordenen parlamentarischen Ethos heute wie damals in begreiflicher Bitterkeit die Ansicht vertreten, notfalls hätte die SPD sogar einige Genossen zum Ja-Sagen delegiert, um ein Scheitern des Hitlerschen Antrages zu verhindern, dann wird es den Epigonen der Wels, Breitscheid und Löbe nicht leichtfallen, einen zwingenden Gegenbeweis zu führen. Schließlich waren derlei Absprachen im Milieu der Volksvertreter durchaus kein Novum.

So plauderte der in Sachen Weimar doch wohl kompetente Zeuge Brüning ganz ungeniert aus der Schule: „. . . Aus taktischen Gründen

. . . wurden Mißtrauensvoten erst eingebracht, nachdem man sich vergewissert hatte, daß eine Mehrheit dagegen vorhanden war . . ." Sogar die leidenschaftliche Debatte um das Versailler Siegerdiktat hat sich später als abgekartetes Spiel mit vorher vereinbartem Proporz der Pro- und Contra-Stimmen herausgestellt.

Wenn aber im Jahre 1919 die Rechtsparteien unnachgiebig ihre Zustimmung verweigern konnten, weil – und nachdem – durch die Beschlüsse ihrer Mitte-Links-Kollegen eine Mehrheit für die Unterschrift gesichert war, warum sollte dann im März 1933 nicht auch einmal die SPD unter ähnlichen Voraussetzungen die dankbare Rolle des von jedem Risiko freigestellten Opponenten übernommen haben? Wie anders läßt es sich erklären, daß sie seit 1945 von ihrem „mutigen" Nein am 23. März 1933 so wenig Aufhebens macht? (Der einschlägig agitierende Kurt Schumacher fand bei den Genossen nur wenig Widerhall, und sein wütendes Kreischen ist mittlerweile schon fast vergessen.)

Überdies haben die Sozialdemokraten auch in vergleichbaren Situationen der Nachkriegszeit ähnlich gehandelt und mehrmals gegen ihre ursprünglich so radikal, ja fanatisch verteidigten Postulate gestimmt, etwa beim grundgesetzwidrigen Aufrüstungsplan Adenauers und bei der Notstandsverfassung. Im letzteren Falle ließen sie sich übrigens ihr Plazet regelrecht abkaufen mit der prinzipiellen Genehmigung, auch in Notstandszeiten streiken zu dürfen!

Zurück zum 23. März! Göring verkündet das Ergebnis der Abstimmung und fährt fort: „Die gesetzliche Mitgliederzahl des Hauses beträgt 566. Davon zwei Drittel sind 378. Davon wiederum zwei Drittel 252. Somit ist das Ermächtigungsgesetz mit der verfassungsmäßigen Mehrheit von 441 Stimmen angenommen." Er hätte sich kürzer und klarer ausdrücken können: „441 von 566 Stimmberechtigten haben zugestimmt. Das sind 77,9 Prozent, also wesentlich mehr als die erforderlichen zwei Drittel."

Göring geht von der Prämisse aus, daß der Ausschluß der KPD-Abgeordneten rechtmäßig erfolgt ist. (Sogar der Biedermann Brüning bekennt in seinen Memoiren, daß er im September 1931 beabsichtigt habe, durch Verbot der KPD seiner Regierung die Zweidrittelmehrheit zu verschaffen!) Aber auch bei Einbeziehung der Kommunisten bleibt die Rechtmäßigkeit des eben beschlossenen Gesetzes unangetastet:

Die gesetzliche Mitgliederzahl beträgt dann 647. Davon zwei Drittel sind 431, also immer noch zehn weniger als die abgegebenen Ja-Stimmen.
Die Überzeugungskraft dieser Zahlen hat denn auch ausgereicht, um Kritik an der formaljuristischen Legalität des Ermächtigungsgesetzes gar nicht erst aufkommen zu lassen. Um so mehr bemühen sich im nachhinein die bürgerlichen Ja-Sager von damals, ihr unbegreifliches Verhalten begreiflich zu machen.
Einer der prominentesten Sozialdemokraten, der ehemalige preußische Ministerpräsident Otto Braun, leistet ihnen unerbetene Schützenhilfe, indem er behauptet, Hitler hätte die keineswegs willfährigen Abgeordneten „mit den Revolverläufen der im Sitzungssaal verteilten Nazibanden unter Druck gesetzt". Offensichtlich haben Wels und seine 93 Genossen hiervon nichts bemerkt, und auch die Sprecher der anderen Parteien verwenden statt der fragwürdigen Braunschen Revolver-Story ein Sortiment undramatischer, allerdings nicht gerade überzeugender Ausreden.
So plädiert man aus den Reihen des ehemaligen Zentrums, so plädiert in seinen Memoiren vor allem der letzte Vorsitzende, der Ex-Kanzler Brüning: Hitler habe fest versprochen, sich schriftlich zu maßvollem Gebrauch seiner Vollmacht zu verpflichten; doch sein Brief, angeblich per Kurier unterwegs, sei vor der Abstimmung nicht mehr eingetroffen. Das ist nun wirklich eine billige Ausrede! Oder waren Kaas und Wirth und Brüning mitsamt ihrer ganzen Gefolgschaft nur einfältige, treuherzige, naive und weltfremde Hinterwäldler und keine erfahrenen, mit allen Wassern gewaschenen Politiker? Liegt hierin der Grund, daß sie die doch so einfache Lösung dieses Problems nicht erkannt haben?
Was lag denn näher, als in der Verhandlungspause (zwei volle Stunden!) dem auf ihre Zustimmung angewiesenen Kanzler einen entsprechend formulierten Revers zur Unterschrift vorzulegen? Wenn er dann nicht unterschrieb, was konnte, was mußte man dann von ihm erwarten, wenn das Ermächtigungsgesetz erst rechtskräftig geworden war? Gab es dann für die Kaas und Wirth und Brüning einen triftigeren Grund, aus diesem Verhalten Hitlers die Konsequenzen zu ziehen und die Zustimmung zu verweigern? Wie hatte einst der „kleine" Windthorst dem Giganten Bismarck getrotzt: „Keinen Mann

und keinen Groschen, es sei denn . . .“! Doch 1933 gab es keinen Windthorst mehr. Die Herren hatten sich für Hitlers Diktatur entschieden und ließen sich durch nichts mehr von ihrem Beschluß abbringen, auch Brüning nicht, der sich als „einsamer Fels in der Brandung“ fühlt und dennoch umfällt.

Wie kam es zum Votum der Deutschen Staatspartei? Hatte ihr Selbstbewußtsein durch den Erfolg am 5. März, durch den bemerkenswerten Zugewinn von drei Mandaten, eine Stärkung erfahren? Es empfiehlt sich, die weinerlichen Reminiszenzen des damaligen DDP-Abgeordneten Theodor Heuß einer kritischen Betrachtung zu unterziehen: Noch am Vortage konnte er, Heuß, sich nicht definitiv festlegen. Vorsorglich hatte er daher „zwei Erklärungen formuliert, eine für Ablehnung, eine für Enthaltung“. Die Zustimmung lag demnach noch außerhalb jeglicher Überlegungen. Aber sein Parteifreund Dietrich „wollte sich in seiner Haltung nicht von (seinem ehemaligen Kanzler) Brüning trennen“, und so entwickelte sich aus dieser Nibelungentreue ein Hammelsprung: Brüning stimmte dem Ermächtigungsgesetz zu; daraufhin sagte auch der treue Dietrich Ja, und dies wiederum veranlaßte den nicht minder treuen Heuß zur eigentlich gar nicht vorgesehenen Zustimmung. Die Abgeordneten Landahl, Lemmer und Maier hatten sich schon von vornherein zum Ja entschlossen, und so kam es zum einstimmigen Votum der Staatspartei für Hitler, ohne Rücksicht auf den Willen ihrer 300000 Wähler, die sich am 5. März ganz eindeutig gegen Hitler gestellt hatten.

Der kleine Mann, der da am Wahltag brav sein Kreuzchen malt, hat sich längst damit abgefunden, daß die Parlamentarier von der „hohen Warte“ aus die Dinge ganz anders sehen als ihre Wähler „da unten“. Doch am 23. März scheint Heuß von dieser Warte herabgestiegen zu sein. Jedenfalls votierte er nicht aus sachlich fundierter Überzeugung, sondern, genauso wie oft auch der ganz gewöhnliche kleine Mann, aus persönlichen Motiven, aus Gefälligkeit, aus Kameradschaft. Er erzählt in seinen „Erinnerungen“, daß er „eigentlich“ für das Nein hätte votieren wollen, und zwar „aus historischem Stilgefühl“. Doch mit diesem Stilgefühl war es wohl nicht weit her; sonst hätte er energisch abgewinkt, als man ihn 1949 trotz seiner anfechtbaren Vergangenheit zum Bundespräsidenten wählen wollte. Es war auch

schlechter Stil, als er zehn Jahre später die erneute Verlängerung seiner Amtszeit ablehnte mit dem respektlosen Hinweis, er sei doch kein Aushilfskellner!

Vermutlich hat Heuß zeitlebens nicht begriffen, was er mit der Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz angerichtet hat. Denn statt seine Mitschuld am legalen Zustandekommen der Diktatur einzugestehen, vergleicht er diese Fehlleistung verharmlosend mit den „Dummheiten, die jeder schon mal macht", vergleicht er sich quasi mit einem Schulbuben, der schon mal Nachbars Fensterscheibe eingeschmissen hat. Vielen anderen viel weniger Belasteten wird diese Art der Vergangenheitsbewältigung nicht zugebilligt.

In späteren Jahren hat Heuß sich noch mehr entlasten wollen mit der Behauptung, das Ermächtigungsgesetz habe für den praktischen Weitergang der NS-Politik keinerlei Bedeutung gehabt. Eine solch totale Verkennung politischer Gegebenheiten aber läßt sich nur mit progressiver Senilität und der hierdurch verursachten Minderung der Denkfähigkeit erklären. Selbstverständlich gibt es nicht den geringsten Zweifel, daß Hitler sich bei Ablehnung dieses Gesetzes auf andere Weise die Ermächtigung verschafft hätte. Wie aber konnte er dies bewerkstelligen ohne Verfassungsbruch, den er im Hinblick auf den voraussichtlichen Widerstand Hindenburgs keinesfalls riskieren durfte? Was hätten wohl – um ein aktuelles Beispiel zu nennen – die Athener „Obristen" darum gegeben, wenn ihr Putsch vom April 1967 durch einen überzeugend rechtmäßigen Parlamentsbeschluß legalisiert worden wäre! Doch sie fanden keine willfährigen Volksvertreter à la Heuß und Kaas, und so haben sie sich in sieben Regierungsjahren trotz aller Bemühungen um ein demokratisches Image nicht vom Ruch der Despotie befreien können. Die unverhüllte Feindseligkeit der ganzen Welt hat ihre innenpolitischen Gegner zum Widerstand ermutigt, so daß es schließlich zum Sturz der Junta kam.

Hitler hingegen erhielt dank der formaljuristisch einwandfreien Annahme des Ermächtigungsgesetzes eine wahrhaft blendende Gloriole der Legalität, die sich bis in die letzten Kriegstage auswirkte und jedem Widerstand den Makel der Gesetzwidrigkeit aufdrückte. Es mag wohl auch auf die von Heuß vertretene Bagatellisierung des Ermächtigungsgesetzes zurückzuführen sein, daß nach dem Kriege die Berufung deutscher Soldaten auf die legale Basis Hitlers und auf die

Bindungen des Fahneneides als billige Ausrede oder gar als Feigheit ausgelegt wurde – eine skandalöse Pervertierung der fundamentalen Rechtsprinzipien!
Mit dem 23. März war die Hilfsbereitschaft der bürgerlichen Mitte für Hitler keineswegs erschöpft. Noch hatte dieser ein letztes Hindernis auf dem Wege zur vollen Macht noch nicht wegräumen können: Seine Vollmachten waren auf vier Jahre befristet. Er würde sich also im Frühjahr 1937 erneut dem Parlament stellen müssen, wenn er eine Verlängerung über diesen Termin hinaus anstrebte. Niemand vermochte vorauszusagen, wie sich bis dahin die Verhältnisse, die politischen wie die wirtschaftlichen, entwickeln würden. Niemand wagte auch nur zu ahnen, was Hitler in diesen vier Jahren dann tatsächlich erreicht hat.
So mußte der einstweilen noch interimistische Diktator auch die Möglichkeit einer ungünstigen Entwicklung einkalkulieren. Sollte er dann das Risiko eingehen, mit einem erneuten Antrag auf Erlaß eines Ermächtigungsgesetzes im Frühjahr 1937 an die Parlamentsfraktionen heranzutreten und eventuell zu scheitern? Nein, eine Situation wie am 23. März 1933 durfte es nie wieder geben!
Wiederum stellt sich die Frage der Legalität. Einen Gewaltstreich wollte er sich unter den Augen einer mißtrauischen Welt nicht leisten, noch nicht. Wie also sollte und konnte er unter diesen Umständen taktieren? Noch hatten ja die am 5. März gewählten Abgeordneten der Opposition ihre Mandate, und wenn sie in den nächsten vier Jahren keine Gelegenheit haben würden, von ihren parlamentarischen Rechten Gebrauch zu machen, dann würden sie mit desto größerem Engagement in der entscheidenden Stunde dem Reichskanzler ihre Macht beweisen wollen.
Eine vorzeitige Parlamentsauflösung hätte für Hitler ebenfalls ein unkalkulierbares Risiko bedeutet: Die Parteien der Opposition würden im Wahlkampf alles aufbieten, um ihren Stimmenanteil vom März 1933 zu behaupten oder gar noch zu vergrößern. Hitler konnte nicht damit rechnen, daß ihm dann gelingen würde, was ihm im März 1933 versagt geblieben war: die Erringung der verfassungsändernden Mehrheit, also zwei Drittel aller Stimmen. Einziger Ausweg: Er mußte den Abgeordneten der Opposition die Basis entziehen; er mußte die Parteien beseitigen!

Wie aber würde die durchweg kritisch eingestellte internationale Diplomatie reagieren, wenn er jetzt, nach Annahme seines Ermächtigungsgesetzes, die Parteien auflöste und den Willen von mehr als 22 Millionen Wählern mißachtete? Wie anders aber sollte er es fertigbringen, die Kontinuität seiner Machtstellung über den März 1937 hinaus sicherzustellen?

Die Kapitulation Hugenbergs am 21. Juni befreite ihn zunächst einmal von dem Alpdruck, der störrische Koalitionspartner könnte eines Tages abspringen: Die Deutschnationale Volkspartei löste sich auf, freiwillig!

Als nächste Partei verschwand die SPD von der Bühne, allerdings unfreiwillig. Hitler fand im Chor der Weltpresse fast überall Verständnis, als er die Kampfansage des Sozialdemokraten Wels, die sogenannte „mutige" Rede vom 23. März, mit dem Verbot der einzigen echten Oppositionspartei konterte. Sein eigener Kampf gegen das „System" von Weimar hatte der Welt gezeigt, wie man einen Staat auch mit streng legalen Mitteln und Methoden erobern kann. Wenn er nun dieser latenten Gefahr zuvorkam und nach der bereits im Februar ausgelöschten KPD auch die SPD auflöste, bevor sie seinem Beispiel zu folgen vermochte, dann erschien dies in den Augen aller realistisch denkenden Politiker als vertretbarer und angemessener Akt der Verteidigung.

Auf der Abschußliste blieben nun nur noch die Parteien der bürgerlichen Mitte, die mit hundert Ja-Sagern am 23. März die Abstimmung zugunsten Hitlers entschieden hatten. Gerade dies aber komplizierte jetzt die Situation des Diktators: Die zwangsweise Auflösung hätte ihm den Ruf eines Despoten eingebracht. Andererseits aber hätte der Fortbestand dieser zur Zeit einflußlosen Honoratiorenvereine – mehr war von den traditionsreichen Parteien der Windthorst und Naumann und anderer nicht übrig geblieben – eine erhebliche Gefahr bedeutet: Bei künftigen Wahlkämpfen würden sich hier alle Gegner Hitlers zusammenfinden, und es war vorauszusehen, daß sich dann zwei geschlossene Wählerblöcke gegenüberstehen würden. Hier die Anhänger Hitlers, dort alle anderen, die, am 5. März noch in zehn Parteien aufgesplittert, immerhin über 47 Prozent der Mandate errungen hatten. Da bedurfte es nur eines geringfügigen politischen oder wirtschaftlichen Rückschlages der NS-Regierung, um

der Opposition eine reelle Chance zur Erringung der Mehrheit zu geben.
Solange also die bürgerlichen Parteien noch existierten, hatten ihre Abgeordneten – um den hier einmalig passenden Vergleich zu wiederholen – den Fuß im Türspalt, noch! Doch die Brüning und Wirth und Heuß und Lemmer und alle anderen Bürgerlichen wußten mit ihrer starken Position nichts anzufangen. Im Gegenteil! Sie erlösten den Führer – oder soll man schon sagen: ihren Führer? – aus der Zwangslage und folgten dem Beispiel Hugenbergs:
Freiwillige Auflösung der Staatspartei. Unbegreiflich! Gerade die DDP-Abgeordneten mußten sich nach dem eindeutigen Vertrauensbeweis der Wähler am 5. März, nach diesem Zuwachs von drei Mandaten, zum Durchhalten verpflichtet fühlen, statt „in glanzloser Resignation zu kapitulieren", wie der Abgeordnete Heuß unter dem 15. Juli 1933 schriftlich bekundet.
Freiwillige Auflösung der Deutschen Volkspartei. Angesichts der vernichtenden Wahlniederlage – Rückgang von elf auf zwei Mandate – eine realistische Reaktion.
Freiwillige Auflösung des Zentrums, angeregt durch den ehemaligen Vorsitzenden Kaas, bestätigt durch den derzeitigen Parteichef Brüning, der noch kurz zuvor den Einsatz der letzten Kräfte proklamiert hatte, „auch dann, wenn der Kampf fast hoffnungslos" sei. Er hat die letzten Kräfte dann doch nicht eingesetzt.
Freiwillige Auflösung der Bayerischen Volkspartei. Nach landläufiger Meinung unterschied sich dieser weiß-blaue Ableger des Zentrums von der Mutterpartei hauptsächlich durch das Bemühen, die Biersteuer unter Kontrolle zu halten. Erstaunlich daher die Tatsache, daß die BVP-Politiker diesmal selbständig handelten und noch einen Tag früher als die Zentrumsleute abtraten.
Zu dieser innenpolitischen Flurbereinigung äußert sich der gewiß nicht braun eingefärbte Historiker Wheeler-Bennett: „Als sie [die Parteien] sich im Sommer 1933 auflösten, taten sie dies nicht im Geiste des Harakiri, sondern um das neue Regime zu unterstützen. Sie sicherten Hitler zu, daß ihre bisherigen Mitglieder loyal für den Nazistaat arbeiten würden und riefen sie [ihre Mitglieder] dazu auf..."
Angesichts der notorischen Voreingenommenheit angelsächsischer Publizisten gegenüber dem Deutschen Reich und Volk braucht man

diese Äußerung Wheeler-Bennetts nicht für bare Münze zu nehmen. Da sie sich aber mit einschlägigen Passagen der Brüning-Memoiren und anderer Quellenwerke deckt, besteht kein Grund, ihren Wahrheitsgehalt anzuzweifeln.

Wenn also heute noch an politischen Stammtischen die freiwillige Auflösung der Parteien in Anführungszeichen gesetzt wird, dann ist solche Ironie völlig fehl am Platze. Auch Heuß war schlecht beraten, als er sich noch nach seiner Emeritierung in diesem Sinne äußerte und behauptete, die Parteien seien zur Selbstauflösung gezwungen worden. Denn im seriösen Schrifttum findet sich nicht der geringste Hinweis auf Zwang, auf Drohung oder gar Gewaltanwendung. Was hatten denn die Parteiführer zu befürchten, wenn sie gelassen abwarteten, ob Hitler sie zum Abtreten zwingen würde?

Oder gab es für sie einen anderen Grund, dem Diktator so bereitwillig aus der Klemme zu helfen? Erpressung? Wenn ja, womit? Liegt des Rätsels Lösung vielleicht in der mit tosendem Beifall bedachten Standard-Passage der Standard-Wahlrede Hitlers: „Der Staatsanwalt war hinter ihnen her"?

Geschichtskundige Zeitgenossen erinnern sich noch an einige Korruptionsskandale der Weimarer Ära (Sklarek; Barmat u. a.). Sogar Minister waren nicht immun gegen die korrumpierenden Verlockungen ihres Amtes. So konnte sich der verdächtig gewordene Finanzminister Klepper nur durch die Flucht ins Ausland dem Zugriff des Staatsanwalts entziehen. Der Postminister Höfele hingegen wurde unter dem Verdacht der Unterschlagung verhaftet und starb im Gefängnis, bevor ihm der Prozeß gemacht werden konnte. Äußerst belastend sind auch die Berichte der damaligen Tagespresse über die Börsenspekulationen und Darlehnsaufnahmen des Zentrumspolitikers Adenauer, der damals als Präsident des preußischen Staatsrates fungierte. – Allgemein: Es gab für den Staatsanwalt tatsächlich einige Anlässe, gegen Politiker und Parlamentarier vorzugehen, so daß die Erpressungs-These durchaus nicht ganz abwegig erscheint.

Wie aber auch immer die letzten Weimarer Parteiführer ihre Entscheidung motivieren, das Ergebnis steht fest: Nicht die moskauhörigen Kommunisten, nicht die SA und SS der NSDAP, nicht die französischen Chauvinisten à la Clemenceau und Poincaré haben der ersten deutschen Republik den Gnadenstoß gegeben! Dieser abschließende

Akt blieb vielmehr den Politikern der bürgerlichen Mitte vorbehalten, die trotz der hartnäckigen Anti-Hitler-Tendenz ihrer Wähler dem Kanzler Hitler nicht nur diktatorische Generalvollmacht, sondern auch die Aura makelloser Legalität verliehen haben.
Der gutgläubige Zentrums-, BVP- oder DDP-Wähler, der sich im Februar/März von der massiven Propaganda der Rechtsparteien weder einschüchtern noch überzeugen ließ und dafür Verfolgung oder zumindest Bedrohung riskierte, fühlte sich durch das permanente Zurückweichen seiner Partei verraten. Aus den gewundenen, verlegenen Erklärungen der Funktionäre aber hörte er den Klartext heraus: „Wir sind der Überzeugung, daß Hitler die ihm von uns verliehenen Vollmachten nicht mißbrauchen, sondern zum Wohle des deutschen Volkes anwenden wird. Wir sind von der Rechtschaffenheit Hitlers so restlos überzeugt, daß wir auf die übliche Kontrolle der Regierung durch das Parlament, durch eine starke Opposition verzichten. Aus diesem Grunde haben wir unsere nunmehr überflüssig gewordene Partei aufgelöst. Wir empfehlen unseren Wählern, in Zukunft dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler vertrauensvoll zu folgen und ihm bei künftigen Wahlen ihre Stimmen zu geben. Heil Hitler!"
Die „in glanzloser Resignation kapitulierenden" Parteibosse hätten es auch kürzer sagen können, etwa so, wie es einige Jahre später aus den Lautsprechern des Großdeutschen Rundfunks dröhnte: „Führer, befiehl! Wir folgen dir."
Hitler setzte nun den Schlußpunkt unter das Kapitel Weimar und verbot die Neugründung politischer Parteien. Hinfort gab es nur noch eine Partei, nämlich „Die Partei". Jetzt endlich konnte er ganz ungeniert die letzten Weimarer Reste ausfegen; jetzt endlich konnte er die lästigen Oppositionspolitiker heimschicken, ganz legal: Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, provoziert durch die Weigerung der Siegermächte, auch ihrerseits abzurüsten, bot ihm einen willkommenen Anlaß, den Reichstag nochmals aufzulösen. Jetzt brauchte er keinen Wahlkampfgegner zu fürchten; es gab ja keinen mehr. Sein Propagandaminister Goebbels rührte kurz und kräftig die Reklametrommel, und am 12. November 1933 erhielten die Führer der aufgelösten Parteien vom enttäuschten Wähler die Quittung für ihren Verrat vom 23. März: Eine überwältigende Mehrheit stimmte für die NSDAP. Es wäre müßig, über Prozentsätze zu reden

oder zu rechten. Auch die kritischsten Kritiker versuchen nur noch, von den amtlichen 95,2 Prozent herunterzukommen. Sie behaupten sogar heute noch, es seien „nur" 70 oder 75 gewesen. Und einer hat akkurat 68 Prozent „ausgerechnet", trotz aller Abstriche also immer noch mehr als die verfassungsändernde Zweidrittel-Quote.
Die Machtergreifung, am 30. Januar kaum mehr als der Ausdruck einer begreiflichen Fackelzug-Begeisterung, steht nun, einige Monate später, im politischen Raum als eine im wahrsten Sinne des Wortes vollendete Tatsache! Kein Wunder, daß dieser Vorgang, diese Entwicklung, der heutigen Generation unfaßbar erscheint. Fehlt es doch trotz Überproduktivität ressentimentgeladener Pseudo-Historiker an echter objektiver Information.
Dies gilt auch für die folgende Zeit, die durch eindrucksvolle Erfolge des neuen Regimes gekennzeichnet ist. Nicht vergeblich haben sich sowohl die politischen Parteien der Nachkriegszeit, als auch die – nicht nur ideologisch – engagierten Tendenzliteraten um den Nachweis bemüht, daß die nolens-volens anerkannte Renaissance des deutschen Reiches in den dreißiger Jahren nicht auf das Wirken Hitlers, sondern auf ganz andere Fakten zurückzuführen sei. Unter Verzicht auf die gerade hier gebotene sorgfältige Ursachenforschung präsentiert man ohne Bedenken, freilich auch ohne Beweise, der heranwachsenden Generation einen Katalog der „tatsächlichen" Gründe für den politischen und wirtschaftlichen Wetterumschlag.
Man habe, heißt es da, den tüchtigen Brüning „hundert Meter vor dem Ziel" gestürzt, nachdem es ihm gelungen war, den sorgfältig vorbereiteten Konjunkturanstieg einzuleiten; die Arbeitslosigkeit sei im Abflauen gewesen, die Wirtschaft im Aufschwung, die Autobahnpläne griffbereit in der Schublade, die außenpolitische Situation erheblich verbessert, kurzum: Ab 1933 wäre es ganz automatisch, sozusagen zwangsläufig, wieder besser geworden, und Hitler habe nur rein zufällig und ohne eigenes Zutun von dieser positiven Entwicklung profitiert.
Den Gipfelpunkt, oder eigentlich den absoluten Nullpunkt, erreicht diese krampfhafte Kampagne mit einer Sendung des deutschen Fernsehens im Februar 1973: Der Autor – sein Name sei gnädig verschwiegen – vergleicht den Weimarer Staat jener Tage mit einem fahrbereiten, voll aufgetankten Auto, dem nur noch der Fahrer fehlte!

Warum aber, so fragt sich wohl jeder TV-Konsument in grenzenloser Verblüffung, warum hat sich keiner von all den angeblich so befähigten Politikern der anderen Parteien ans Lenkrad gesetzt? Warum hat man diese Chance ausgerechnet einem Hitler überlassen?
Nun, diese Politiker waren besser als der oben zitierte Autor und seine Meinungsgenossen über die katastrophalen Mängel des Weimarer Staatsvehikels informiert. Sie wußten, daß das Deutsche Reich vor dem Bankrott stand. So konnten – ein untrüglicher Indikator – die per Notverordnung bereits gekürzten Beamtengehälter nur noch ratenweise ausgezahlt werden, und um wenigstens diese Termine einhalten zu können, hatte die Staatskasse schon mehrmals kurzfristige Zwischenkredite aufnehmen müssen. (Gerade die Geringfügigkeit der durch solche Darlehen beschafften Beträge gilt in der freien Wirtschaft als Alarmsignal für den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch!)
Man hatte viele Beamte „abgebaut", vorzeitig pensioniert, um wenigstens die Differenz zwischen vollem Gehalt und Ruhegeld einsparen zu können – vom Standpunkt des Wirtschaftlers aus gesehen eine skandalöse Verschwendung von Steuergeldern, nur scheinbar entschuldigt durch die verzweifelte Finanzlage.
Auf der Suche nach neuen Steuerquellen hatte Brüning sogar eine „Bürgersteuer" eingeführt. Der Name kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich tatsächlich um eine Kopfsteuer handelte, laut Brockhaus, die „roheste Art der Personalsteuer . . . namentlich unterworfenen Völkern auferlegt . . . in engem Zusammenhang mit der Unfreiheit". Es langte trotzdem nicht. Durch das System der Steuergutscheine wurden erhebliche Staatseinkünfte kommender Jahre schon jetzt im Vorgriff verbraucht – mithin ein programmiertes künftiges Defizit!
Der heute so demonstrativ zitierte geringfügige Rückgang der Arbeitslosigkeit hatte einen erschütternden Hintergrund: die „Aussteuerung" derjenigen Arbeitslosen, die nach einer gewissen Zeit automatisch ihren Unterstützungsanspruch verloren hatten. Sie wurden von der offiziellen Statistik nicht mehr erfaßt; sie waren nun keine vermittelbaren Arbeitslosen mehr; sie waren nun „Wohlfahrtsempfänger". (Man beachte die feine Wortwahl eines Brüning, der so spitzfindig zwischen Arbeitsuchenden und Arbeitslosen zu unterscheiden weiß!)

So also stellt sich dem Geschichtskundigen, dem betroffenen Zeitgenossen, die wirkliche Situation dar. Nach dem Scheitern von zwölf Reichskanzlern und zwanzig Reichsregierungen gab es für eine nach Millionen zählende Wählergruppe, für die verzweifelten Arbeitslosen, Arbeitsuchenden, Wohlfahrtsempfänger und für die von keiner Statistik erfaßten Hungernden ohne jedes Einkommen nur zwei Alternativen: die radikale Systemänderung – oder das Faustrecht, die Beschaffung des Lebensunterhalts mit kriminellen Mitteln, mit Diebstahl, Einbruch, Straßenraub. Die Berufung Hitlers, seine Ernennung zum Reichskanzler, gab ihnen Veranlassung, in Erwartung einer baldigen Besserung der Verhältnisse auf die zweite Alternative zu verzichten – vorläufig.

So war es durch die vage Hoffnung auf Arbeit und Brot zum Wahlerfolg Hitlers am 5. März gekommen, zu dieser fast fünfzigprozentigen Steigerung seines Stimmenanteils. Doch der anschließende sensationelle NS-Boom, die zunehmende Konsolidierung des neuen Regimes, beruhte nicht nur auf wirtschaftlichen Erwägungen und Einflüssen, sondern auch – und nicht zuletzt – auf dem von Hitler neu entfachten, lange unterdrückten Nationalbewußtsein.

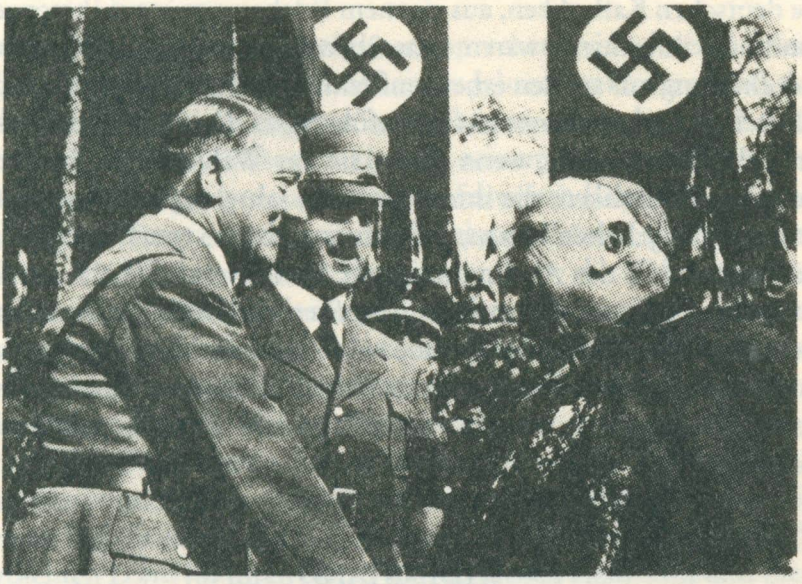
Vierzehn Jahre lang hatte das deutsche Volk eine Kette von Rechtsbrüchen und Demütigungen seitens seiner ehemaligen Kriegsgegner hinnehmen müssen, und die ehrlichen Bemühungen der „Erfüllungspolitiker" waren ohne jede Resonanz geblieben. Sogar der bis zur physischen Erschöpfung um friedliche Zusammenarbeit bemühte Stresemann beklagte sich noch wenige Wochen vor seinem Tode in trostloser Verbitterung nicht nur über die Unnachgiebigkeit der Siegermächte in den großen Fragen der Politik und der Weltwirtschaft, sondern auch über die kleinlichen Schikanen, die dem deutschen Volk nicht einmal den Status eines halbwegs unabhängigen Kaffernstammes konzedierten.

Dieser unwürdige Zustand fand nun schlagartig ein Ende. Schon optisch signalisierte der schwarz-weiß-rote-Fahnenwald am 21. März, am „Tag von Potsdam", in den Regierungs- und Behördenvierteln der deutschen Städte den Anbruch einer neuen Ära, und die ersten Bekundungen des neuen Stils der neuen Regierung lösten im ganzen Lande begeisterten Beifall aus. Sogar die Sozialdemokraten entdeckten, wie einst im August 1914, wieder ihr deutsches Herz und billigten

allen sozialistischen Verbrüderungs- und Weltverbesserungsideen zum Trotz am 17. Mai 1933 die Außenpolitik Hitlers. Hatte noch Stresemann die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund quasi erbettelt, so schlug jetzt eine deutsche Regierung vor diesem Forum mit der Faust auf den Tisch: Entweder gleiches Recht für alle, oder ihr könnt euch euren Völkerbund an den Hut stecken.
Das war eine Sprache, die der Mann auf der Straße nur zu gut verstand – und billigte. Doch nicht nur der kleine Mann: Als Martin Niemöller, der ehemalige U-Boot-Kommandant und nunmehrige weltweit bekannte Theologe, vom Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund erfuhr, da hatte er sofort an den Führer ein Glückwunschtelegramm gerichtet.
Den Fachleuten jedoch, den Diplomaten, sträubten sich die Haare; das konnte nicht gutgehen! So hatte noch Brüning im Jahre 1932 die Ansicht verfochten, daß eine deutsche Rechts-Regierung nicht einmal den längst fälligen Erlaß der Reparationszahlungen erreichen würde, ganz zu schweigen von einer ultrarechten NS-Regierung!
Doch das Wunder geschieht: Die internationale Diplomatie schluckt widerstandslos die harten Brocken, die Hitler ihr serviert. All das, was sie den braven Weimarer Demokraten versagt hat, das wagt sie dem auftrumpfenden NS-Kanzler nicht abzuschlagen. Politik ist eben die Kunst des Möglichen, und die Kunst des Politikers besteht darin, dieses „Mögliche" zu erkennen und in angemessener Form zu fordern.
Kaum hat Hitler die Zügel aufgenommen, da spannt er noch als drittes, zugkräftiges Roß die katholische Kirche vor seinen Wagen, und Rom spielt mit. Seit Jahren hatte sich der Vatikan inständig um ein Konkordat mit dem deutschen Reich bemüht; jetzt klappte auf Anhieb, was zuvor nicht einmal die katholischen Reichskanzler Fehrenbach, Wirth, Marx und Brüning fertiggebracht hatten! Freude auf beiden Seiten! Der Papst hat sein Konkordat, und Hitler eine unschätzbare Aufwertung auf dem internationalen Parkett. Die Freundschaft ging so weit, daß Sondergottesdienste für die in Marschkolonnen anrückende SA zelebriert wurden, und bei der Ausstellung des „Heiligen Rockes" in Trier fungierten gar uniformierte SA-Männer als Prozessionsordner – neben dem Parteiabzeichen das Pilgerkreuz am Braunhemd! Schließlich war da noch ein weltbekannt gewordenes Wahlplakat: Der päpstliche Nuntius drückt Hitler mit sonnigem Lächeln die Hand und bekennt: „Ich habe Sie lange nicht

## Wahlplakat vom November 1933

Päpstlicher Nuntius als Wahlhelfer für Hitler



Ein feierlicher Augenblick von der Grundsteinlegung zum Haus der deutschen Kunst.

Der päpstliche Nuntius Pasallo di Torregrossa spricht eben zum Führer:

**„Ich habe Sie lange nicht verstanden.
Ich habe mich aber lange darum bemüht.
Heute versteh' ich Sie."**

Auch jeder deutsche Katholik versteht heute Adolf Hitler und stimmt am 12. November mit:

**„Ja"!**

verstanden. Heute verstehe ich Sie." Angesichts all dieser Beweise für die Freundschaft zwischen Kreuz und Hakenkreuz hatten die deutschen Katholiken keine Bedenken mehr, die Partei Hitlers zu wählen, der Partei Hitlers beizutreten. Als es dann nach kurzem Burgfrieden wieder zu Differenzen kam, als dann der Klerus um politischer Ziele willen an das Gewissen der Gläubigen appellierte, da war es zu spät. Die deutschen Katholiken, aus eigenem Erleben sowie aus Presse und Rundfunk informiert, waren nun überzeugt, daß diese Wetterverschlechterung nur auf den erneut aufflammenden Machtanspruch des politischen Katholizismus zurückzuführen sei. Drum blieben sie bei der Hakenkreuz-Fahne, wenn Hitler sie zur Wahl aufrief. Auch die deutschen Katholiken, die ihrem Zentrum jahrelang und unerschüttert die Treue gehalten hatten, standen nun ebenso treu hinter Hitler! Spätestens nach der Abstimmung am 12. November 1933 durften Hitlers Parteigänger behaupten und mußten Hitlers Gegner innerhalb und außerhalb Deutschlands ohne jede Einschränkung zugeben: Das neue Regime war von den Deutschen aller Klassen, Schichten und Gruppen akzeptiert worden, endgültig und mit überzeugender Mehrheit.

## WIDERSTAND

In kurzer Zeit war es Hitler gelungen, seine innenpolitischen Gegner fast vollzählig umzustimmen. Nach jeder Volksbefragung konnte Goebbels eine erneute Zunahme der Ja-Prozente bekanntgeben. Doch es ließ sich nicht verheimlichen, daß immer noch ein kleiner Rest beim Nein geblieben war. Gar so klein war dieser Rest übrigens nicht, sofern man in absoluten Zahlen rechnet: Zwei bis drei Prozent – das ergibt bei vierzig Millionen Wählern rund eine Million Gegenstimmen. Tatsächlich dürften es wohl etliche mehr gewesen sein, die das Hitler-Regime ablehnten und mithin ein beachtliches Reservoir bildeten für die Rekrutierung von Widerstandsgruppen, falls es solche gegeben haben sollte.
Doch die meisten dieser Nein-Sager dachten nicht an Widerstand und gewaltsame Umsturzaktionen. Warum auch? Sie waren überzeugt,

daß der neue Kanzler genauso wie seine Vorgänger an den wirtschaftlichen Schwierigkeiten und vor allem am Problem der Arbeitslosigkeit scheitern würde. Sie gaben ihm eine Frist von wenigen Wochen, höchstens von einigen Monaten. Sie brauchten also gar keine Gewalt anzuwenden, um Hitler zu beseitigen. Sie brauchten nicht auf ihn zu schießen; sie brauchten keine Bomben zu werfen; sie brauchten nur ein wenig abzuwarten.

Außer diesen taktischen Erwägungen sprechen auch andere Indizien gegen die Annahme, daß es in den ersten Jahren des Dritten Reiches so etwas wie Widerstand gegeben haben könnte. Es lag gar kein Anlaß dazu vor, da Hitler schon bald nach seinem Amtsantritt geradezu sensationelle Leistungen und Erfolge aufzuweisen hatte: Die Arbeitslosigkeit ging stetig zurück; soziale Unruhen gehörten der Vergangenheit an; die Wirtschaft hatte Hochkonjunktur; die Weltgeltung und das Ansehen Deutschlands steigerten sich von Tag zu Tag, seitdem der Papst mit dem Konkordat den ersten Schritt getan und eine lange Reihe von Vertragsabschlüssen zwischen dem Deutschen Reich und den bedeutendsten Weltmächten eingeleitet hatte. Nach langen Jahren der Demütigung hatten die Deutschen ihr Selbstvertrauen wiedergewonnen. Mit fundiertem Optimismus erwarteten sie eine weitere Stabilisierung der Verhältnisse, sichere Arbeitsplätze und den verdienten Lohn für ihren bisher so fruchtlosen Fleiß. Not und Elend der Weimarer Zeit lagen wie ein böser Alptraum hinter ihnen.

Damit stellt sich automatisch die Frage nach der Legitimation des Widerstandes und der Widerständler: Wer oder was gibt ihnen die Befugnis, eine solch positive Entwicklung durch einen Anschlag gegen Hitler zu unterbrechen oder auch nur zu stören?

Die Verteidiger des Widerstandsrechtes sind um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen: „Es lag ein übergesetzlicher Notstand vor", behaupten sie, und „Hitler mußte beseitigt werden, bevor er imstande war, einen Krieg anzufangen."

Im nachhinein, nach der Katastrophe von 1939 bis 1945, klingt dieses Argument durchaus logisch. Doch damals, etwa bis zur Revolte Francos in Spanien, lag ein Krieg weit außerhalb jeder vernünftigen Überlegung, weil er schon auf Grund der militärischen Kräfteverhältnisse einfach unvorstellbar war: Hier die kleine Reichswehr mit hölzernen Panzerattrappen und veralteten Kleinkaliberkanonen, ohne

Luftwaffe und Luftabwehr, ohne alle Reserven, ohne Rüstungsindustrie und Nachschubmöglichkeiten – auf der anderen Seite die Millionenheere der Versailler Koalition, bereit und befähigt, jede kriegerische Regung der Deutschen im Keime zu ersticken. Niemand konnte ahnen, daß England und Frankreich die nun bald einsetzenden Rüstungsmaßnahmen Hitlers widerstandslos dulden würden. Die Deutschen aber waren trotz aller Rüstungsmaßnahmen von der Friedensliebe ihres Führers überzeugt. Daher brachen sie in tosenden Beifall aus, als Goebbels im Frühjahr 1936 im Hinblick auf das Winterhilfswerk ausrief: „Das ist unser Krieg!" Nur zu gut verstanden sie den Seitenhieb auf Mussolini, der damals in Abessinien eingefallen war und eine andere Art von Krieg führte.

Die Kriegsgefahr scheidet somit als Legitimation der Widerständler aus. Wenn sie aber wirklich von Kriegsabsichten Hitlers gewußt hätten, dann wären sie auch verpflichtet gewesen, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Außer einer mikroskopisch kleinen Minderheit haben sie sich jedoch mit unauffälliger Passivität begnügt, statt sich zwecks Vorbereitung eines wirksamen Gegenschlages zusammenzuschließen.

So kam es nicht zu einer organisierten Widerstandsbewegung. Es gab nur isolierte, eigenbrötlerische Gruppen und Kreise, Zirkel und Teegesellschaften, wo man unter gleichgesinnten Freunden seinen Groll in verbale Kraftakte umsetzen konnte. Sogar Stauffenberg höhnte über solche „Verschwörerkränzchen, in denen man sich das Herz erleichterte über die bösen Zeiten". Der Vergleich mit dem Biertischpolitiker liegt zwar nahe, ist aber unzutreffend, da verschwörerische Gespräche im Thekenbereich mitgehört und höchst gefährlich werden konnten.

In Kreisau jedoch und in ähnlichen „Kreisen" war man ganz unter sich und brauchte keine Mithörer zu fürchten. Da diskutierte man ungefährdet vor allem das irrationale Thema: Wer oder was kommt nach Hitler? In ihrem Wolkenkuckucksheim den Realitäten des Zeitgeschehens entzogen, stritten sich reputierliche Männer auch schon mal, wenn schon nicht um des Kaisers Bart, so doch um seinen Sohn „Schmitt junior", der nach dem herbeigesehnten Systemwechsel den verwaisten Thron der Hohenzollern wieder besteigen sollte. „Makulatur", konstatierte Ullich v. Hassell noch im Februar 1944.

Schließlich hat keine von all diesen konspirativen Zusammenkünften – sei es im Hause Solms, sei es in Kreisau – jemals einen konkreten Beschluß oder eine echte Entscheidung zur Folge gehabt. Es blieb stets bei unverbindlichen akademischen Erörterungen. Kann und darf man dieses sterile Schattenboxen, dieses Debattieren und – wie Gisevius sagt – Spintisieren heute als Widerstand glorifizieren?

Es gab noch andere Varianten im Verhalten jener Deutschen, die Hitler und den Nationalsozialismus ablehnten:

Da waren die nüchternen Realisten, die in richtiger Einschätzung der harten Tatsachen nicht nur auf illegale Aktivitäten, sondern auch auf sinnlose Meinungsbekundungen verzichteten.

Sie lebten so harmlos-unauffällig dahin wie nur möglich, ballten die Faust in der Tasche und knirschten ganz heimlich mit den Zähnen. Bei den üblichen Ja- oder Nein-Abstimmungen nutzten sie die Abgeschlossenheit der Wahlkabine, um ihren Protest zum Ausdruck zu bringen. Dann gingen sie wieder nach Hause und ihrer Arbeit nach, hoffend, daß – wie alles hier auf Erden – auch das Dritte Reich nicht ewig dauern würde.

Da waren die Diplomaten, die Richter, die Verwaltungsbeamten, die, seit Jahren schon an exponierter Stelle tätig, ihre Amtsgewalt bisher so nachdrücklich gegen Hitler ausgeübt hatten. Sie blieben im Amt, sofern es ihnen erlaubt wurde, und dienten fortan dem NS-Regime, „um Schlimmeres zu verhüten", ohne zu bedenken, wie ihr Beispiel auf die zunächst noch unentschlossenen Volksgenossen wirken mußte. „Falsche Etikette für die Nazis", warf v. Hassell zürnend seinem Kollegen v. Weizsäcker vor, obwohl er selbst sich so lange für die gleiche Rolle hergegeben hatte, bis man ihm den Laufpaß gab.

Andere Prominente, die – wie auch Adenauer – trotz demütigem Kotau abgehalftert wurden, zogen sich aufs Land zurück, bauten ihren Kohl an oder züchteten Rosen, in wirtschaftlicher Hinsicht versorgt durch privates Vermögen und üppige Pensionen, die ihnen auch jetzt noch korrekt gezahlt wurden. Merkwürdigerweise ist die für diese Patentlösung geprägte Bezeichnung „innere Emigration" durchaus nicht ironisch gemeint.

Da waren die Künstler aller Sparten. Manche von ihnen zogen es vor, gleich nach dem Machtwechsel zu emigrieren. Die neuen Herren beschränkten sich nämlich nicht auf Politik; sie setzten auch auf

kulturellem Gebiet neue Maßstäbe. Als sie nun die Bestimmungen des Weimarer „Schmutz- und Schundgesetzes" von 1926 verschärften und gewisse Auswüchse des modernen Kunstbetriebes kurzerhand verboten, fanden sie – trotz mancher Mißgriffe – im Volke allgemeine Zustimmung. Denn damals war es noch nicht soweit, daß Koitus und Darmentleerung auf offener Bühne vollzogen und als künstlerische Leistung mit Applaus bedacht wurden. Noch war es nicht soweit, daß der gekreuzigte Jesus auf einer „Kunstmesse" als Hampelmann vorgeführt werden durfte.

Angesichts dieser Entwicklung – oder ist es nicht doch eine Entartung? – sollte man den braunen Kulturkampf weniger emotionell beurteilen. Man sollte zwischen Leistung und Phrase zu unterscheiden versuchen, bevor man die Emigration gewisser Produzenten und Reproduzenten als Substanzverlust des deutschen Kulturlebens beklagt. Die weitaus meisten – und nicht gerade die schlechtesten – der damaligen Kunstschaffenden sind im Lande geblieben und haben Leistungen hervorgebracht, die auch auf internationaler Ebene anerkannt wurden. Doch diese Leistungen und die damit errungenen persönlichen Erfolge – Preise, Orden, Titel oder gar ein Händedruck Hitlers – wirkten sich nach dem Ende des Dritten Reiches, im Zeitalter der Entnazifizierung recht unvorteilhaft aus, da nach der primitiven Faustregel bornierter Umerziehungsfanatiker „nur Nazis bei den Nazis Karriere machten konnten". Hinzu kamen noch die weltweit verbreiteten Anklagen emigrierter Kollegen, deren Erbitterung sich bis zum Haß, ja bis zur rituellen alttestamentarischen Verfluchung gesteigert hatte. So mußten die Daheimgebliebenen nun befürchten, als „Belastete" oder zumindest als charakterlose „Mitläufer" eingestuft zu werden. Kein Wunder, daß sie sich gegen diese Deklassierung zur Wehr setzten, daß sie sich zu entschuldigen, zu entlasten versuchten, daß sie sich sogar bemühten, ihre scheinbare Kollaboration als Widerstand zu deklarieren.

Da gibt ein großer Mime bekannt, er habe Kleists Dorfrichter Adam ganz bewußt als hinkenden Lüstling dargestellt, um Goebbels lächerlich zu machen. Was soll das? Tritt Goebbels daraufhin etwa zurück? Was sonst verspricht sich der weltbekannte Schauspieler davon, daß er wie ein flegelhafter Schulbube einen Krüppel durch Nachahmung seines körperlichen Gebrechens verspottet?

Da will ein anderer, der ebenfalls den tragenden Säulen des deutschen Kunsttempels zugerechnet wird, die Entgegennahme der Gage für seine angeblich erpreßte Mitwirkung in einem Tendenzfilm abgelehnt haben. In Anbetracht seiner Vermögensverhältnisse eine „billige" Geste, die nur dann erwähnenswert wäre, wenn er die verschmähten Silberlinge dem Minister buchstäblich vor die Füße geworfen hätte. Hat er diesen Affront gewagt? Es ist eher anzunehmen, daß er seinen „Widerstand" in mehr verbindlicher Form zelebriert hat, vielleicht als Spende für die NSV, so daß er bei Goebbels sogar noch Pluspunkte sammeln konnte.

Da weigert sich ein populärer Filmheld, Tisch und Bett seiner nicht ganz arischen Freundin zu meiden. Er scheint diese Weigerung aber so behutsam formuliert zu haben, daß er trotz seiner rassisch bedenklichen Liaison – „Rassenschande" – ausgerechnet während der NS-Zeit die besten Rollen seiner Laufbahn spielen durfte. (Er war übrigens nicht der einzige, der auf solch reizvoller Walstatt gegen Hitler gekämpft hat: Nach dem Kriege ist manche kesse Arierin, mit dem halb-arischen Produkt ihres „Widerstandes" auf dem Arm, Wiedergutmachung heischend an das Jugendamt der Bundesrepublik herangetreten.)

Da ist der Schauspieler, der seiner Herzensdame zuliebe dem zudringlich gewordenen Goebbels eine Ohrfeige verpaßt haben soll. Es hat lange gedauert, bis sich dieser Akt des Widerstandes als Märchen herausstellte.

Da wird das Durchhalte-Lied „Davon geht die Welt nicht unter" vom Urheber als Widerstandsleistung reklamiert wegen des darin enthaltenen Hinweises auf die manchmal auch grau erscheinende Welt. Die begeistert mitsingenden Deutschen jener Zeit haben das freilich ganz anders aufgefaßt und Goebbels allem Anscheine nach ebenfalls.

Da tritt das Jud-Süß-Ensemble noch einmal auf, diesmal vor der Spruchkammer: Der eine Darsteller hat, wie er sagt, nur unter hartem Zwang mitgemacht; der andere, der seine Bereitwilligkeit nicht ableugnen kann, wollte durch unglaubwürdige Karikierung des Juden die Verlogenheit der antisemitischen Hetze beweisen; im Gegensatz hierzu wollte der dritte gerade dies – die fratzenhafte Verzerrung des Judenbildes – verhindern und übernahm die Rolle nur, „um Schlimmeres zu verhüten". Kurzum, eigentlich waren sie alle dagegen, der

Titelheld und der Kameramann, die Naive und die Friseuse, der Dirigent und der Kulissenschieber.
Es bedarf wohl keiner besonderen Fachkenntnisse, um definitiv feststellen zu können, daß diese und viele gleichartige Anekdoten aus dem mùsischen Milieu mit echtem Widerstand nichts zu tun haben. Dem Charakterbild der betreffenden Musensöhne wäre es aber zugute gekommen, wenn sie sich genauso freimütig und selbstbewußt wie die ehemalige Herrin auf dem Grünen Hügel in Bayreuth zu ihrer vormaligen Überzeugung bekannt hätten. Sie konnten zu ihrer Entlastung – falls es einer solchen bedurft hätte – auf viele Präzedenzfälle in der langen Geschichte der Kunst verweisen:
Bedenkenlos übernahm Michelangelo von dem Inquisitions-Papst Paul III. den Auftrag zum Bau des Petersdomes; er schuf seine Pietà und andere Meisterwerke unter der Ägide des berüchtigten Papstes Alexander VI. – Leonardo da Vinci diente als Festungsbaumeister dem nicht minder berüchtigten Cesare Borgia. – Der deutsche Maler Hans Holbein d. J. ließ sich von dem englischen Blaubart Heinrich VIII. als Hofmaler engagieren. – Schon aus diesen wenigen Beispielen läßt sich die Feststellung ableiten, daß ein Künstler nicht für die Fehler oder gar Verbrechen seines Landesherrn oder auch Förderers haftbar ist. Warum haben die deutschen Künstler nach 1945 darauf verzichtet, die Handlanger der Entnazifizierung der Lächerlichkeit preiszugeben mit dem Antrag, auch die vorgenannten und viele andere Meister früherer Kunstepochen einem nachträglichen „Säuberungs"-Verfahren zu unterziehen? (Angesichts der pathologischen Haßausbrüche gegen Richard Wagner erscheint dieser Gedanke durchaus nicht abwegig.)
Wie so oft nach politischen Umwälzungen zog auch nach 1933 mancher Frustrierte die radikalste Konsequenz und wanderte aus – eine saubere Lösung, sofern der Auswanderer sich darauf beschränkt, eine neue Existenz aufzubauen und politisch zwar für die neue Wahlheimat, nicht aber gegen das alte Vaterland zu arbeiten. Vorbild: Carl Schurz, der nach dem Scheitern der Revolution von 1848 nach Übersee flüchtete, in den USA zu den höchsten Staatsämtern aufstieg und noch heute als einer der bedeutendsten Amerikaner gefeiert wird. Im Gegensatz hierzu steht das Verhalten des Emigranten Albert Einstein. In seinem Deutschenhaß, der, wie Ronald W. Clark meint, fast „paranoide Züge trug", agitierte er mit dem ganzen Gewicht, das

ihm sein Ansehen als berühmter Wissenschaftler gab, für die Entwicklung der Atombombe, um Hitler und sein Großdeutsches Reich in die Knie zu zwingen. So steht sein Name – in Verbindung mit Hiroshima und Nagasaki – voraussichtlich für alle Zeiten als Synonym für die bisher einzige echt verbrecherische, menschheitsbedrohende Leistung der Kriegstechnik.

Schließlich aber, ob Schurz oder Einstein, hat das Auswandern mit dem Widerstand genauso wenig zu tun wie das Verhalten der „Emigranten auf Zeit", die im sicheren Hafen eines antifaschistischen Staates nur den braunen Sturm abwettern lassen wollten. „Dort wurden sie zwar", laut Dieter Ehlers, „in scheinbarer Objektivität willkommen geheißen, insgeheim aber als Verräter ihres Landes betrachtet. . . . Es gibt Stimmen, auch in England, die den Verschwörern vorwerfen, ihre Sabotage-Taktik habe den Ausbruch des Weltkrieges forciert . . . durch ihre Hinweise auf Mängel der deutschen Rüstung und auf die Putschpläne . . . der Heeresspitzen." Beweise finden sich zuhauf in den Literaturprodukten dieser Leute.

Dann gab es damals noch die deutschen Emigranten an den Mikrophonen der BBC und anderer antideutscher Auslandssender. Wollte man sie als Widerstandskämpfer einstufen, dann müßte einem Walter Ulbricht – um nur einen Kandidaten zu nennen – die gleiche Ehre zuteil werden, sofern hier von Ehre die Rede sein kann. Wenn der Chronist sich entschließen könnte, dieses Kapitel mit Schweigen zu übergehen, dann wären die feigen Kollaborateure noch glimpflich davongekommen: Ihr britisches Pendant „Lord Haw-haw" wurde wegen derselben Tätigkeit gehenkt. Vor diesem Schicksal sind sie zwar sicher. Doch gilt auch heute noch, was der „Emigrant" Coriolan vor zweieinhalb Jahrtausenden verbittert gesagt haben soll: „Semper autem, eheu, haeret perfidiae foetor." Der Gestank des Verrats bleibt ewig haften!

Nicht jeder Emigrant ging damals nur aus Gewissensgründen oder aus politischer Überzeugung ins Ausland. Oft war die Sorge um persönliche Sicherheit das auslösende Motiv, zumal bei denen, die während der fanatischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre und Monate mit dem nunmehr triumphierenden Gegner aneinandergeraten waren. Eine vernünftige Reaktion, ein verständlicher Akt der Selbsterhaltung, aber doch kein Widerstand im hier abgehandelten Sinne! – Offen-

sichtlich in Panik geraten durch die rigorose Kommunistenjagd im Anschluß an die Machtergreifung, setzt sich Anfang 1933 ein gewisser Herbert Frahm ins Ausland ab. Der Broterwerb, üblicherweise und sachbedingt die erste Sorge jedes Flüchtlings, füllt – merkwürdig genug – seine Zeit nicht aus, so daß er Muße findet, sich auch hier politisch zu betätigen. Einige Traktate, sogar in der Sprache des Gastlandes, tragen seinen Namen, so das Pamphlet „Verbrecher und andere Deutsche" und „Guerilla-Krieg", ein Leitfaden für wirkliche Kriegsverbrecher, mit dem er dem norwegischen Widerstand gegen die Wehrmacht seines Heimatlandes sehr hilfreich gewesen ist. Dann absolviert er noch die obligatorische antifaschistische Pflichtübung im spanischen Bürgerkrieg, wenn auch nur weitab vom Schuß an der Propagandafront. Nach Ende des Weltkrieges als „Willy Brandt" in der Uniform einer deutschfeindlichen Macht heimgekehrt, macht er weiter in Politik – was sollte er, der keinen Beruf erlernt hat, sonst auch machen? – und hangelt sich hoch bis zum Gipfel. In dieser Eigenschaft auf Staatsbesuch, wird er vom Chef eines kommunistischen Landes als „bedeutender Kämpfer gegen den Faschismus" gefeiert. Dieses Lob ist sicher eine Provokation für jeden aufrechten Deutschen. Es wäre jedoch sinnlos, den ehemaligen Instrukteur norwegischer Heckenschützen wegen Landesverrats zu verklagen. Er ist 1938 ausgebürgert worden und war seitdem formaljuristisch kein Deutscher. Sein „Guerilla-Krieg" hat sich aber nicht gegen Hitler, sondern gegen loyale deutsche Soldaten ausgewirkt.

Andere Opponenten versuchten gar, die Braunen Bataillone zu unterwandern und schwangen sich bei der Reiter-SA in den Sattel, allerdings nur zu einer kurzen Gastrolle, die den Sturmführer wie die Zuschauer gleichermaßen erheiterte. Woher nehmen gewisse Leute nur den Mut, solche Possen im Zusammenhang mit dem Widerstand zu publizieren? Dies gilt auch für die subtile Kampfesweise eines ehemaligen Reichstagsabgeordneten und Journalisten: Er schrieb weiterhin trotzig und verwegen: „Der Führer und Reichskanzler", obwohl inzwischen die schlichtere, aber gewissermaßen kanonisierte Titulatur „Der Führer" üblich geworden war. Kein geringerer als der Täter selbst hat diese Tat der Nachwelt überliefert.

So wie die vorgenannten Gruppen und Individuen verhielten sich die meisten der wenigen Deutschen, die das NS-Regime ablehnten. Ihre

Passivität kann selbstverständlich nicht als Widerstand eingestuft werden, nicht einmal als Neutralität. Denn die Opponenten untermauerten noch – ungewollt, aber wirksam – den legalen Status Hitlers, da sie den Beweis lieferten, daß man auch in jener Zeit seine Ablehnung legal zum Ausdruck bringen konnte, daß es also, von den überall und immer vorkommenden Ausnahmen abgesehen, bei den damaligen Wahlen durchaus mit rechten Dingen zuging.
Gerade das aber wollten vor allem die emigrierten SPD-Politiker nicht wahrhaben. Sie verharrten in dem Wahn, die ehemaligen Mitte-Links-Wähler in Deutschland ständen nach wie vor in Opposition zu Hitler. Und als ihre im Reich verbliebenen Parlamentskollegen am 17. Mai 1933 die Außenpolitik Hitlers billigten, da kam es zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Genossen. Im Ausland etablierte sich eine Variante der SPD unter der neuen Firmenbezeichnung „Sopade", die den Widerstand gegen das NS-Regime fortsetzen wollte. Sie verfügte auch über das benötigte Betriebskapital; denn der „mutige" Wels hatte bei seiner Flucht nach Prag „einen Teil der Parteikasse zu retten vermocht". Das berichtet der ebenfalls emigrierte Heinz Kühn, der zu den Aussichten eines solchen Widerstandes die Klassiker Marx und Engels zitiert: „Je mehr dieser Menschenkehricht (d. h. die Emigranten) durch eigene Impotenz wie durch die bestehenden Verhältnisse außer Stand gesetzt war, irgend etwas Wirkliches zu tun, desto eifriger mußte jene resultatlose Scheintätigkeit betrieben werden, deren eingebildete Handlungen, eingebildete Kämpfe und eingebildete Interessen von den Beteiligten so pomphaft ausposaunt worden sind ..." Kühn ergänzt das Kehricht-Zitat mit der Feststellung, daß dieses „Bild der selbstzerfleischenden und selbstvergiftenden Bitternis zu einem nicht geringen Maße auch für die zwölf Jahre unserer Emigration galt". – Wels war damals nicht der einzige, der sich um die Kassenlage der Sopade kümmerte: Genosse Max Sievers hatte auch „das Geldvermögen der Freidenker, etwa 700 000 Mark, in der Rocktasche über die Grenze gebracht, um es für den Kampf gegen Hitler zu retten". Die Finanzierung war somit gesichert. Besagter Heinz Kühn hat sich nicht mit dem Widerstand gegen Hitler begnügt. Er hat auch heute noch eine Schwäche für Widerständskämpfer aller Schattierungen: Als die von Moskau aufgeputschten Schwarzen in Afrika sich ihrer weißen Herren entledigen wollten und mit

brutalem Terror auch gegen ihre loyal gebliebenen Stammesgenossen vorgingen, da überbrachte ihnen Heinz Kühn, mittlerweile Ministerpräsident des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, erhebliche Geldspenden der Friedrich-Ebert-Stiftung, so daß sie sich für den angeblichen Befreiungskampf die modernsten Waffen kaufen konnten!
Die Greueltaten der nunmehr frei gewordenen Wilden im Kongo und in anderen, von den Weißen aufgegebenen Gebieten Afrikas haben zwar bewiesen, daß die Befreiten durchweg noch nicht reif waren für die Selbstregierung, und daß es ihnen unter den neuen – schwarzen – Herren erheblich schlechter ging als zuvor. Aber darum kümmerten sich die Friedrich-Ebert-Stifter genauso wenig wie seinerzeit die Sopade-Emigranten um die Meinung und das Schicksal der in Deutschland verbliebenen SPD-Politiker. Parole: Widerstand um jeden Preis – sofern andere die Kastanien aus dem Feuer holen!
So dachte wohl auch Otto Strasser, nachdem er sich mit Hitler verfeindet hatte und nun vom Ausland her gegen seinen einstigen Parteichef agitierte. Auch er hatte, analog der Sopade, eine eigene Partei gegründet, die „Schwarze Front"; auch er fand keinen Widerhall in Deutschland; auch er hat nichts erreicht mit seinem Widerstand. Ja, er wird nicht einmal als Widerstandskämpfer anerkannt; er wird in der Widerstandskartei gar nicht aufgeführt.
Mit sattsam bekannter Impertinenz pochen auch die Kommunisten auf ihre Verdienste im Kampf gegen Hitler. Sie beanspruchen sogar – wie man am 30. Juli 1974 in einer deutschen Zeitung lesen konnte – „unbestreitbar die Spitze"! Die Anwälte des Widerstandes täten gut daran, entschiedener als bisher einen Trennungsstrich zu ziehen gegenüber diesen Wölfen im Schafspelz, die unter dem Vorwand des Kampfes gegen die angebliche NS-Tyrannei das deutsche Volk an Stalin und die bolschewistische Schreckensherrschaft, eine echte Tyrannei, ausliefern wollten. Diese Tatsache wurde der freien Welt doch am 17. Juni 1953 vor Augen geführt, und sie prägt auch heute noch den Alltag der Deutschen in der sowjetisch besetzten Zone, alias DDR. Es ist nicht zu begreifen, daß die unbedarften Politiker der Linken hierzulande die Gefahr aus dem roten Osten immer noch nicht erkannt haben und daß der Polit-Pastor Albertz keinen Widerspruch auslöste, als er vor der Fernsehkamera am 16. Dezember 1980 den Antikommunismus als bösartig verdammte. Die Machthaber im

Kreml werden ihm dafür dankbar sein. Die Widerständler aber entlarven sich selbst als Feinde des deutschen Volkes, wenn sie den Kommunismus Moskauer Provenienz als Bundesgenossen akzeptieren. Abzulehnen ist auch die vielfach praktizierte Gleichstellung von KZ-Haft und Widerstand. Außer vielen unverbesserlichen Straftätern gab es zwar auch Häftlinge, die aus politischen Gründen in die Konzentrationslager eingewiesen worden waren. Diese haben aber nach ihrer Freilassung versäumt, sich konsequent von den Kriminellen zu distanzieren, so daß sich heute auch gemeine Verbrecher den Mantel des unschuldig verfolgten Widerstandskämpfers umhängen können.
In der nun folgenden kritischen Untersuchung einiger Umsturz- und Attentatspläne der innenpolitischen Gegner Hitlers wird sich zeigen, daß sie manch gute Gelegenheit gehabt haben, seinen Aufstieg in einen tödlichen Absturz zu verkehren, lange vor dem Juli 1944, als der Untergang Deutschlands nicht zuletzt durch die Schuld der Widerständler unaufhaltsam geworden war. Doch all ihre Pläne sind gescheitert an mangelnder Sachkenntnis, unzureichendem Intelligenzaufwand und an ihrem charakterlichen Versagen.

## TUN UND LASSEN – JUNI 1934 BIS MÄRZ 1944

„Es schau'n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen . . .", wirklich und ehrlich. Es gab aber auch Deutsche, die diese Hoffnung nicht teilten und eine negative Entwicklung befürchteten. Daher erstrebten sie den Sturz Hitlers und seines Regimes.
Der eine versuchte es mit Denkschriften, der andere mit konspirativen Gesprächen. Die meisten dieser Frondeure jedoch stellten sich die Lösung radikaler vor – mittels Bombe oder Pistole.
Die Ergebnisse all dieser Vorhaben sind bekannt, nicht aber die tatsächlichen Ursachen der Fehlschläge.
Vielleicht werden diese Ursachen erkennbar, wenn man die Vorgänge intensiv und konsequent untersucht, nicht in rücksichtsvoller Behutsamkeit, sondern in der Art, wie der Kriminalist vorzugehen pflegt: durch Erfassung und logische Auswertung aller Indizien.

# OSSIETZKY

In der Widerstandsliteratur wird auch der Schriftsteller Carl von Ossietzky erwähnt, als Kämpfer gegen die Tyrannei und als Märtyrer für den Frieden. Diese positive Beurteilung findet durchaus keine ungeteilte Zustimmung, so daß nun der Versuch gemacht werden soll, die entscheidende Phase seines Lebens, vor allem die Hintergründe seiner KZ-Haft zu analysieren.

Seit jeher haben Idealisten versucht, die bewaffneten Auseinandersetzungen der Völker zu verhindern. Ein hoffnungsloses Unterfangen! Denn Kriege entstehen nicht aus dem Willen der Völker, sondern – abgesehen von der Machtbesessenheit mancher Politiker – aus wirtschaftlichen Interessen und Rivalitäten. Klassisches Beispiel: Der Opiumkrieg 1840–1842 zwischen England und China.

Gegen solche Gewalten ist mit moralischen Argumenten nichts auszurichten. So hat die Vorkämpferin der Friedensbewegung, die Schriftstellerin Bertha von Suttner, mit ihrem eindringlichen Appell „Die Waffen nieder!" wohl literarischen Ruhm und den Nobelpreis erringen, nicht aber den Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhindern können. Dennoch gebührt höchster Respekt all denen, die sich für die Erhaltung des Friedens, für den echten Pazifismus einsetzen.

Doch da gab es im Weimarer Deutschland „Pazifisten" deutscher Herkunft, deutscher Sprache und deutscher Staatsangehörigkeit, die ihren Kampf für den Frieden recht einseitig führten. Sie kämpften nicht gegen Krieg und Militarismus an sich, sondern nur gegen den deutschen, gegen den preußischen Militarismus. Sie verweigerten dem deutschen, also ihrem eigenen Volke das Naturrecht jeder Nation, die Fesseln eines aufgezwungenen Vertrages zu lockern. „Sie bekämpften schonungslos alle Versuche und Maßnahmen der deutschen Regierung der Jahre 1919 bis 1933, die Verpflichtungen und Bestimmungen des Versailler Vertrages zu umgehen", schreibt Kurt Sontheimer im Vorwort zu Leopold Schwarzschilds „Lunte am Pulverfaß". In blindem Fanatismus sahen sie darüber hinweg, was damals nach Abschluß des Waffenstillstandes geschehen war: Trotz Beendigung der Kampfhandlungen hatten die Siegermächte ihre Blockade gegen Deutschland nicht etwa aufgehoben, sondern rigoros verschärft.

Erbarmungslos ließen sie die Deutschen noch zu Tausenden verhungern, um die Anerkennung aller Vertragsbedingungen einschließlich des Kriegsschuld-Artikels 231 zu erzwingen.
Mit solch unbequemen Feststellungen aber wollten die deutschen Vorkämpfer des Weltfriedens sich nicht abgeben. Nach ihrer Meinung war diese barbarische Unmenschlichkeit der Alliierten ein kluger Schachzug, war das Ergebnis – der Versailler Vertrag – beileibe kein Diktat, sondern ein auf ewige Zeiten unantastbares Heiligtum.
So ganz unantastbar freilich auch wieder nicht. Wenn etwa die Sieger den Vertrag ignorierten und – um nur einen von all den vielen Verstößen herauszugreifen – ihre Rüstung noch verstärkten, statt vertragsgemäß abzurüsten, dann drückten die Einbahnpazifisten beide Augen zu.
Sobald aber hierzulande etwas Verdächtiges gefunden wurde, sei es auch nur die Handskizze eines Dieselmotors in der Aktentasche eines Kruppschen Ingenieurs (wer weiß und glaubt heute noch, daß Dieselmotoren als Kriegsmaterial galten?), dann zeterten gerade die deutschen Gralshüter so laut und so lange, bis die Weltpresse das Thema aufgriff und ausschlachtete. Die pazifistischen Denunzianten scheuten sich auch nicht, dem Mangel an echten Beweisen mit Fälschungen abzuhelfen, so im Sommer 1927 mit der plumpen Fotomontage „Schwarze Reichswehr findet Unterschlupf beim Innenminister von Keudell".
Die Interalliierte Abrüstungskommission aber nahm alle diese „Enthüllungen" zum Anlaß, immer wieder neue Vertragsbrüche der weiß Gott nicht militaristischen Weimarer Regierungen zu konstatieren und die Deutschen als gefährliche, kriegslüsterne Friedensstörer anzusprangern.
Zwischenfrage: Wie viele Franzosen sind nach 1945 in Frankreich zum Tode verurteilt oder einfach ohne Formalitäten umgebracht worden, weil sie genauso wie die deutschen Schein-Pazifisten mit dem Feind kollaboriert hatten?
In diesem Sinne hat denn auch die Weimarer Justiz in einigen besonders krassen Fällen durchgegriffen. So verurteilte sie im Jahre 1931 den Schriftsteller Carl von Ossietzky zu einer längeren Gefängnisstrafe – wegen erwiesenem Landesverrat! Nach heutiger Sprachregelung heißt es zwar beschönigend, dieser „Märtyrer" habe „als Pazifist

die deutsche Rüstung kritisiert". Es wird jedoch nicht gefragt, ob er auch die französische oder gar die sowjetische Rüstung „kritisiert" hat. Der verkannte Kritiker brauchte nicht lange einzusitzen: Bereits im Jahre nach seiner Verurteilung wurde er amnestiert, so daß er sich wieder seiner Tätigkeit als Hauptschriftleiter der zum Kommunismus tendierenden „Weltbühne" widmen konnte.

Dann kam der 30. Januar 1933. Hitler hatte sich die Zerreißung des Versailler Schandvertrages und vorab die Wiedererringung der Wehrhoheit zum Ziel gesetzt, war jedoch in Anbetracht der geringen militärischen Potenz des Reiches gezwungen, zunächst noch äußerst behutsam zu lavieren. Keinesfalls durften Briten und Franzosen durch Nachrichten über deutsche Rüstungsmaßnahmen alarmiert werden. Wohl bemühten sich manche Emigranten schon vom ersten Tage an, einen solchen Alarm auszulösen. Doch mangels Aktualität blieben ihre „Enthüllungen" ohne Resonanz. Was auch immer etwa ein Leopold Schwarzschild im „Neuen Tagebuch" publizierte – als Flüchtling im Pariser Asyl konnte er nicht mehr wissen als die Korrespondenten des „Temps" und des „Figaro", der „Times" und der „Morning Post", die durch ihre Agenturen und Nachrichtenbüros im Reich laufend informiert wurden. Wenn aber ein renommierter Journalist wie Ossietzky, der trotz aller Gefährdung in Berlin geblieben war, aus erster Hand und aus eigenem Erleben konkrete Berichte über die deutsche Remilitarisierung ins Ausland schleuste, dann war eine ganz andere Reaktion der Londoner und Pariser Diplomatie zu erwarten. Ergo: Dieser Mann war gefährlich. Er würde auch weiterhin die deutsche Rüstung „kritisieren" und – wie schon zur Weimarer Zeit – Landesverrat betreiben. Logischer Präventivschlag: Sicherungsverwahrung im Konzentrationslager!

Während der Haft verleiht ihm das Nobel-Komitee den Friedenspreis – eine sinnlose Herausforderung des NS-Regimes, die dem Geehrten nur zusätzliche Belastung einbringt. (Ähnlich wird es in späteren Jahren auch anderen Preisträgern ergehen, nicht im nationalsozialistischen, sondern im antifaschistischen, im kommunistischen Machtbereich.)

Inzwischen ist die Aufrüstung Deutschlands eine offenkundige Tatsache geworden. Aus der Reichswehr hat sich die Wehrmacht entwickelt, eine mit modernsten Waffen ausgerüstete, respektable und

auch respektierte „Macht". Hitler braucht nun keine pazifistischen Kritiker und Denunzianten mehr zu fürchten. Der ehedem so gefährliche Ossietzky ist uninteressant geworden und wird in Freiheit gesetzt.

Sein Tod bringt neue Kontroversen. „Er starb kurz nach seiner Entlassung (es waren zwei Jahre!) an den Folgen seiner KZ-Haft", schreibt Kurt Zentner, ohne diese Behauptung zu beweisen. Andere Autoren berichten von Tuberkulose, die zum Exitus geführt habe. Nun hat es im politischen Bereich seine eigene Bewandtnis mit dem Tode: Große Männer sterben stilecht, meist – wenn sie nicht ermordet werden – in den Sielen, etwa so, wie ein gewisser Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin. Außerhalb Sowjetrußlands munkelte man allerdings von Syphilis. – Für den Tod Friedrich Eberts macht man nicht einen trivialen Blinddarmdurchbruch verantwortlich, sondern die „niederträchtige Hetzkampagne" seiner politischen Gegner. – Derart widersprüchliche Diagnosen dürften den unvoreingenommenen Geschichtskenner wohl veranlassen, im Falle Ossietzky die Tbc-Version für die glaubwürdigste zu halten. Absolut wahrheitswidrig ist aber die Behauptung einer deutschen Tageszeitung vom 17. 6. 1978: „Ossietzky . . . starb 1938 im Nazi-KZ."

Es wäre noch zu untersuchen, ob Ossietzky ein „Märtyrer" war. Die Begriffsbestimmung ist schwierig und weitgehend vom Standpunkt des Urteilenden abhängig. So werden in Frankreich die von den Deutschen erschossenen Heckenschützen als Märtyrer der Résistance verehrt, während sie nach den Normen der Genfer Konvention als rechtmäßig hingerichtete Kriegsverbrecher gelten. Anderseits haben die Deutschen der Weimarer Zeit ihrem Albert Leo Schlageter ein imposantes Ehrenmal errichtet. (Der heutigen Generation ist wohl kaum bekannt, daß dieser ehemalige deutsche Offizier im Jahre 1923 gegen die ins Ruhrgebiet eingefallenen Franzosen gekämpft hat und deshalb auf Befehl des französischen Ministerpräsidenten Poincaré erschossen worden ist.)

Im Falle Ossietzky kann aber bei objektiver Beurteilung von Märtyrertum keine Rede sein, trotz aller Bemühungen derer, die diesen deplacierten Begriff ins Spiel gebracht haben. Es steht doch unbestreitbar fest, daß er kein ehrlicher Kämpfer für Freiheit und Recht gewesen ist. Er hat für die Verewigung des Versailler Unrechts und gegen die

gutwilligen deutschen „Erfüllungspolitiker" agitiert. Er ist den Gegnern Hitlers in den Rücken gefallen und müßte gerade von ihnen mitverantwortlich gemacht werden für den Aufstieg der NSDAP, der dann zu Hitlers Machtergreifung geführt hat!
Vielleicht ist ihm während der KZ-Haft klargeworden, daß er sich völlig sinnlos in den Pseudo-Pazifismus und in den Widerstand verrannt hat. Wie oft mag er sich wohl infolge dieser Erkenntnis zurückgesehnt haben nach der Weimarer Ära – trotz Schwarzer Reichswehr und Dieselmotoren und aller anderen Sünden gegen die Heilige Schrift von Versailles!

## GISEVIUS

Der ehemalige Stahlhelmer Hans Bernd Gisevius hatte sich nach eigener Aussage im Jahre 1934 zum Widerstand entschlossen. Er wollte sich aber nicht wie so viele andere mit konspirativen Gesprächen begnügen; er wollte echte Leistungen erbringen.
Infolge seiner Dienststellung hatte er Kenntnis von mancherlei geheimen Vorgängen, die, geschickt zusammengestellt und nach Art der Emser Depesche frisiert, dem Nimbus Hitlers abträglich werden konnten. Er sammelte also derartige Dokumente, um sie bei dem geplanten Putsch zu veröffentlichen und hierdurch die Deutschen zum Abfall von ihrem Führer zu verleiten.
Für den Zeitgenossen, der die damaligen Verhältnisse aus persönlichem Erleben kennt, ist diese irreale, phantastische und absolut falsche Einschätzung der Mentalität des deutschen Volkes nur durch den Umstand zu erklären, daß Gisevius infolge seiner blindwütigen Aggressivität die Fähigkeit verloren hatte, die meinungsbildenden Faktoren nüchtern zu beurteilen.
Das zeigte sich am 20. Juli 1944: Trotz fünf Jahre Krieg und Not und Bombenterror, trotz militärischer Rückschläge und millionenfachem Tod blieb das Volk seinem Führer treu; und so war die durch Stauffenbergs Attentat ausgelöste Revolte zum Scheitern verurteilt.
Daran hätte sich auch nichts geändert, wenn Gisevius nun seine Dokumente herausgerückt hätte. Er hat sie nicht herausgerückt. Er

konnte es nicht. Sie waren nämlich bereits im April 1943 entdeckt und beschlagnahmt worden, als die Devisenaffäre Dohnanyi den Oster-Canaris-Kreis auffliegen ließ!
Dieses Fiasko war jedoch nicht auf Zufall oder höhere Gewalt zurückzuführen, sondern auf einen selbstverschuldeten Eignungsmangel der im Widerstandsregister verzeichneten Personen mit Ausnahme des kleinen Tischlers Georg Elser: Kein einziger dieser Feldmarschälle und Generale und Generalstabsoffiziere, dieser Minister, Diplomaten, Beamten und – last not least – Kleriker besaß die unerläßliche Fähigkeit, praktisch zu denken und zu handeln. In gewissem Sinne trifft auf sie alle zu, was Ulrich von Hassell über General Beck geschrieben hat: „Bei Geibel (Beck) liegt die Schwierigkeit darin, daß er zu sehr ein Mann der Studierstube ist."
Bei Gisevius lag die Schwierigkeit oder vielmehr das Versagen darin, daß er sich zu wenig um die Sicherstellung seiner explosiven Aktensammlung bemüht hat. Für einen Beamten alter Schule, noch geprägt von den Pflicht- und Dienstbegriffen der Ära Bismarck, bot der Panzerschrank einer Reichsbehörde den denkbar höchsten Grad an Sicherheit gegen Entwendung und Mißbrauch. Doch inzwischen hatten sich die Verhältnisse grundlegend geändert durch die dem Wohl des Volkes bzw. Staates eingeräumte Vorrangstellung gegenüber bürokratischer Penibilität.
So waren schon am 30. Juni 1934 die ohne Richterspruch vollzogenen Hinrichtungen unter Berufung auf Staatsnotstand für Rechtens erklärt worden. So wurden Staatsfeinde und des Widerstandes Verdächtigte mit derselben Begründung in Konzentrationslager eingewiesen. Im Prinzip waren diese – nach damaligem Sprachgebrauch notwendigen, heute als Willkür bezeichneten – Maßnahmen nichts grundlegend Neues: Man denke an die Entführung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien 1804 oder an die Konzentrationslager der Engländer im Burenkrieg! Niemand war damals, zwischen 1933 und 1945, besser über die Grenzen des Rechtsschutzes informiert als Gisevius, der zeitweise bei der hierfür verantwortlichen Behörde tätig war und daher Erfahrungen sammeln konnte hinsichtlich der Gepflogenheiten der Geheimen Staatspolizei. Niemand hatte mehr Anlaß als er, hieraus die Konsequenzen zu ziehen, zumal er sich – wie er behauptet – das Mißtrauen und die Feindschaft des gefürchteten Heydrich zugezogen hatte.

Gerade er mußte darauf gefaßt sein, daß unversehens einige Kriminalisten in sein Arbeitszimmer traten und den Panzerschrank öffnen ließen, um ihn – auch ohne juristischen Titel – auszuräumen. Vielleicht hätte er sich dann herausreden und seinen Kopf retten können; die kostbaren Dokumente wären aber auf jeden Fall beschlagnahmt worden, so, wie es im April 1943 tatsächlich geschehen ist, zu Lasten Osters und Dohnanyis. In Anbetracht dieser Umstände erscheint es unbegreiflich, daß er, ein mit allen Hunden gehetzter Fuchs, im Vertrauen auf bürokratische Korrektheit seine unersetzliche Aktensammlung im Panzerschrank aufbewahrt, als ob es eine Briefmarkensammlung wäre.

Natürlich gibt es überhaupt kein absolut sicheres Versteck; sei es noch so raffiniert angelegt, ein blinder Zufall kann dennoch zur Entdekkung führen. Auf Grund dieser Erkenntnis mußte Gisevius auf den einzig richtigen Ausweg kommen: Vervielfältigung der Schriftstücke und Aufbewahrung in mehreren getrennten Verstecken! Dies wäre durchaus möglich gewesen, da der Vizekonsul Gisevius die unschätzbare Gelegenheit hatte, in der neutralen Schweiz ein privates Aktendepot anzulegen, ohne Sorge um den Zugriff der Gestapo!

Für die Vervielfältigung des brisanten Materials kamen aus naheliegenden Gründen die hauseigenen Kopiergeräte, etwa des Amtes Canaris, freilich nicht in Frage. Auch konnte man eine „geheime Reichssache" nicht dem nächstbesten Fotografen aushändigen. Das Kopieren mußten Gisevius und seine Freunde schon selbst vornehmen. Die erforderlichen Sachkenntnisse und Materialien hätten sie sich leicht beschaffen können. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, daß ihnen die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme gar nicht in den Sinn gekommen ist.

So steht denn Gisevius beim Putsch am 20. Juli 1944 mit leeren Händen da. Im kritischen Moment kann er kein einziges Dokument präsentieren, um die noch zögernden Sympathisanten zu entschlossenem Mitmachen zu veranlassen. – Und als er nach dem Kriege seinen Kampf gegen Hitler schildert, da bleibt aus diesem Grunde die Glaubwürdigkeit seiner Bekundungen der Glaubensbereitschaft der mehr oder minder skeptischen Leser anheimgestellt. Wer von ihnen mag wohl ernsthaft daran glauben, daß Gisevius mit Heydrich verfeindet gewesen sei? Der mächtige Chef des fast allmächtigen

RSHA würde ganz gewiß die Ernennung seines persönlichen Feindes zum Vizekonsul und seine Entsendung in die Schweiz verhindert haben. Nein! Diese angebliche Feindschaft hat es nie gegeben. Wahrscheinlich ist der trotz seiner Leibeslänge „kleine Beamte" Gisevius dem großen Heydrich nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen. Es ist auch nicht so recht daran zu glauben, daß Gisevius im Mai 1943 aus dem Zimmer des Vernehmungsrichters heraus in die Schweiz geflüchtet sein soll, um sich der Verhaftung zu entziehen. Denn einen ins Ausland desertierten Beamten würde man beim deutschen Generalkonsulat in Zürich wohl kaum anstandslos weiterbeschäftigt und bis zum Juli 1944 auch noch besoldet haben. Und wenn er am Vorabend des Putsches unbehelligt wieder nach Deutschland einreisen konnte, dann hat er ganz bestimmt nicht auf der polizeilichen Fahndungsliste gestanden. Demnach muß man seine so dramatisch dargestellte Flucht als erfunden betrachten. Das Gleiche gilt für manche andere Textstellen in seinen autobiographischen Schriften. Da mag er sich zwecks Mehrung seines Ruhmes als Widerstandskämpfer einige dichterische Freiheiten erlaubt haben.
Denn aufs Dichten versteht er sich vorzüglich; da ist er in seinem Element; da brilliert er mit originellen, zynischen Formulierungen: Da läßt er den Reichskriminaldirektor Nebe als weinendes Nervenbündel auftreten; da erscheint der ebenfalls weinende Generaloberst Halder als heroischer Spießer; es folgen der Gummilöwe Feldmarschall von Blomberg, der noble Landsknecht Graf Helldorf, der zürnende Gottesmann Gerstenmaier, der reumütig beichtende Major von Leonrod, der Generaloberst Hoepner mit seinem Esel-Bekenntnis . . .
Es bleibt nicht aus, daß er sich auch schon mal verrennt. Denn was hat es mit dem Widerstand zu tun, wenn er das voreheliche Privatleben einer gewissen Erna Gruhn so genüßlich ausschlachtet und die „jeder Beschreibung spottenden obszönen Fotos der Marschallin" immer wieder aufs Tapet bringt? Oder wenn er in völliger Verkennung der menschlichen Anatomie den RSHA-Chef Heydrich ob seiner schmalen Hüften als feminin apostrophiert? Er müßte doch wissen, daß Frauen sich im allgemeinen durch Breithüftigkeit vom Manne unterscheiden! Nun ja, er wollte eben partout etwas Negatives über diesen drahtigen Sportsmann schreiben, und das ging daneben.

Dichterische Freiheiten, die zu Lasten der Wahrheit gehen, haben ihre Tücken; sie können als Beweismittel gegen den Dichter verwendet werden, auch gegen Gisevius. – Am 20. Juli will er auf härteres Vorgehen gedrängt und mehrmals gemahnt haben: „Stauffenberg, wir müssen ein paar Leichen haben." Nachträglich mokiert er sich über seinen Verleger, der eine solch anstößige Textstelle nicht verantworten wollte und darauf bestand, diese „barbarischen Leichen" aus dem Buchmanuskript auszumerzen. Aber so barbarisch, wie der Autor sich heute gibt, war er damals gar nicht. Denn warum hat er nicht selbst für „ein paar Leichen" gesorgt, warum hat er selbst den festgenommenen SS-Führer Piffrader nicht erschossen? Klarer Fall: Auch er wollte vorsichtshalber den vielzitierten Hannemann vorangehen lassen. Es lag ihm nicht, selbst zu handeln.

Zumindest eine Gelegenheit zum Handeln hat er ausgelassen, als nach dem Ausfall des Generals Lindemann die Frage akut wurde, wer jetzt über den Rundfunk zum deutschen Volke sprechen und die neue Regierung proklamieren sollte. Als die ratlosen Verschwörer dann ihm diese Aufgabe zuschanzten, da zog er sich in einen stillen Winkel zurück, um sich die passenden Worte zurechtzulegen. Warum hat er sich nicht unverzüglich zum Funkhaus begeben? Denn für eine solche Proklamation brauchte er doch keinen Spickzettel! Er hätte auch ohne Vorbereitung ins Mikrophon rufen können: „Hitler ist tot! Wir haben ihn in die Luft gesprengt! Wir haben die Macht im Staat übernommen! Wir haben eine neue Regierung gebildet! Ich wiederhole: Hitler ist tot! . . ."

Braucht man für solche Worte ein Konzept? Hätte man in diesem Stil nicht stundenlang reden und somit beweisen können, daß der Rundfunk fest in der Hand der Verschwörer war? Würden solche primitiven Worte nicht wie ein Fanal gezündet haben?

Aber Gisevius wollte kein Fanal zünden; er wollte nur dabei sein; er wollte sich für die neuen Machtverhältnisse einen guten Platz sichern. Aus diesem Grunde war er aus Zürich nach Berlin gekommen. Er hat sich freilich verrechnet und muß dem Schicksal dankbar sein, daß er nachher wieder in die Schweiz entkommen konnte. Es ist schlechter Stil, wenn er heute seine glücklosen Freunde von einst hämisch verunglimpft.

## GENERAL BECK

Trotz aller sonstigen Rivalitäten innerhalb der Fronde gab es keinerlei Kontroversen hinsichtlich der Führungsrolle des Generals Beck. – Wer war dieser Ludwig August Theodor Beck, Jahrgang 1880, und wie vollzog sich seine Wandlung vom kompromißlos gehorsamen Offizier zum Rebellen, zum Dirigenten einer Verschwörergruppe?
Sein Eintritt in die Geschichte stand durchaus nicht im Zeichen des Widerstandes gegen Hitler. Am Anfang stand vielmehr ein Pendant zur Zabern-Affäre von 1913. Hatte sich damals ein allzu forscher Leutnant die skandalösen Übergriffe gegen die Zivilbehörde geleistet, so kam es jetzt, 17 Jahre später, zu einem bis dahin unerhörten Übergriff der Zivilbehörde gegen die Reichswehr:
Zwei Leutnants des Ulmer Artillerieregiments wurden wegen aktiver Betätigung für den Nationalsozialismus auf dem Kasernenhof verhaftet und vor den Augen ihrer Soldaten abgeführt. Der Kommandeur der Verhafteten, Oberst Beck, hatte sich diesem Vorhaben der Justizbehörde widersetzt, mußte sich jedoch schließlich fügen. Höchst empört drohte er nun – wenigstens im Kreise seiner Kameraden – mit Rücktritt. Doch dann überlegte er sich die Sache noch einmal und trat nicht zurück.
Im nachhinein erkennt man hier ein Symptom seiner Grundhaltung: Er war kein Mann der Tat – eine Festellung, die auch von den wohlwollendsten Zeitgenossen und Chronisten bestätigt wird. Er war mehr „ein Mann der Studierstube", attestiert ihm Ulrich von Hassell. Ein anderer, Walter Görlitz, verweist zwar im Stil der Courths-Mahler auf Becks „gutgeschnittenes, feines Antlitz" und auf seine „philosophische Weisheit, . . . die Haltung eines Seneca", bezeichnet ihn jedoch „seiner ganzen Konzeption nach als unentschlossenen Zauderer".
Unentschlossenheit bescheinigt ihm auch, allerdings in einer ganz nebensächlichen Frage, sein Mitverschwörer Gisevius: Um den 10. Juli 1944 herum will Beck demonstrativ den ihm von Hitler verliehenen „Titel eines Generalobersten" ablegen, ist aber fünf Tage später wieder unschlüssig geworden.
Peter Hoffmann zitiert in „Widerstand, Staatsstreich, Attentat" den an Cäsarenwahn grenzenden Ausspruch Becks vom November 1938:

„Bringen Sie mir den Beweis, daß England kämpfen wird, . . . und ich will diesem Regime [Hitlers] ein Ende machen." Nun, England hat gekämpft, Beck aber hat seine großspurige Ankündigung nicht wahrgemacht!

Laut Wheeler-Bennett war Beck „ein Mann von unbedingter Ehrenhaftigkeit, unübertrefflicher Redlichkeit und großem moralischem Mut". Das sind zwar lauter hervorragende Eigenschaften in ethischem Sinne, in Verbindung mit notorischer Unentschlossenheit aber nicht gerade das Holz, aus dem man kühne Revolutionäre zu schnitzen pflegt.

Doch zunächst sieht es gar nicht nach Revolution aus. Sein Engagement in der Leutnantsaffäre von 1930 hat ihm anscheinend ebenso wenig geschadet wie seine offen bekundete Freude über Hitlers Durchbruch bei den Septemberwahlen einige Tage zuvor. Er avanciert, auch unter dem Kommando des „roten Hammerstein", und erst recht nach dem Machtwechsel 1933. Denn Hitler hat die Ulmer Offiziere nicht vergessen: Der ehemalige Leutnant Ludin durchläuft eine glänzende Diplomatenkarriere; und den inzwischen zum General der Artillerie beförderten Beck ernennt Hitler mit Wirkung vom 1. Oktober 1933 zum Chef des Truppenamtes, zum Generalstabschef. Welch ein Aufstieg in knapp drei Jahren!

Hierzu schreibt Wheeler-Bennett: „Beck wurde . . . zweifellos vor allem wegen seiner hervorragenden Leistungen berufen, doch war auch sein Auftreten vor dem Reichsgericht im September . . . nicht ohne Einfluß geblieben." Über den ersten Teil dieser Beurteilung kann man streiten; doch der zweite dürfte wohl den Tatsachen entsprechen.

Beck ist auf dem Gipfel angelangt. Er steht jetzt neben Gneisenau, Moltke und Schlieffen im gleichen Glied. In seine Amtszeit fällt die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im März 1935, der erste offene Verstoß gegen Versailles. Unter seiner Regie vollzieht sich der Einmarsch deutscher Soldaten in das entmilitarisierte Rheinland, ins Vorfeld der Maginotlinie. Das war im März 1936. Im gleichen Jahr duldet oder organisiert der Generalstabschef Beck den seit 1918 ersten kriegerischen Einsatz deutscher Soldaten: Die Legion Condor greift in den spanischen Bürgerkrieg ein.

Nirgendwo und nirgendwann findet sich seitens Becks ein Akt des Widerstandes oder auch nur ein Wort des Tadels, der Mißbilligung, der Kritik an seinem Führer. Erst im Jahre 1938, genauer gesagt im

Februar/März, muß sich ziemlich abrupt die Wandlung vom Paladin Hitlers zum Frondeur gegen Hitler vollzogen haben, und die Mentalität der Kontrahenten läßt folgenden Entwicklungsverlauf vermuten: Beck befürchtet, daß die expansive Politik Hitlers das bisher Erreichte wieder in Frage stellen und schließlich zu einer militärischen Konfrontation führen wird nach dem Naturgesetz, daß ein überspannter Bogen bricht. Seinem Naturell entsprechend versucht er durch Abfassung umfangreicher Denkschriften die Richtigkeit seiner Lagebeurteilung zu beweisen.
Doch Hitler reagiert ganz anders als erwartet. Nicht zuletzt die Denkschriften Becks geben ihm Veranlassung, sein Urteil über die Generale grundlegend zu revidieren. Das waren ja gar nicht die „wilden, wütenden Fleischerhunde, die ihn nolens volens in den Krieg zerren wollten", wie Wheeler-Bennett sich ausdrückt. Das waren trotz Uniform und martialischem Gehabe ganz normale Bürger, tüchtig in ihrem Fach, auf berufliche Leistung und entsprechende Karriere bedacht, auch – siehe Blomberg – den Reizen des Eros nicht abgeneigt, keinesfalls aber für einen neuen Krieg zu haben.
Krieg bedeutete für diese Generation, die von 1914 bis 1918 gegen die erdrückende Übermacht der ganzen Welt einen hoffnungslosen Kampf durchgefochten hatte, eine Katastrophe. Die Generale – die Leutnants von damals – empfanden die durch Hitlers Politik wiedererrungene Weltgeltung Deutschlands und des deutschen Heeres als späte, aber wohlverdiente Rehabilitierung. Diesen Aufstieg wollten sie nun auf keinen Fall wieder in Frage stellen. Nach den geradezu legendären Leistungen der Weltkriegsjahre sahen sie auch keinerlei Veranlassung, ihre Soldatenehre auf dem Schlachtfeld wiederherzustellen. Diese Ehre hatten sie ja nicht verloren, wie der Frontverlauf vom November 1918 bewies. Somit blieb der französische Kriegshetzer Boulanger im deutschen Offizierskorps ohne Gegenstück.
Nun wußten die Offiziere wohl, daß sie die Wiedererringung ihres früheren Ansehens nicht etwa dem Feldmarschall von Hindenburg zu verdanken hatten oder einem anderen General oder einem anderen Offizier. Sie wußten nur zu gut, daß keiner aus ihren Kreisen, sondern einzig und allein Hitler einen solchen vor kurzem noch unvorstellbaren Umschwung bewirkt hatte. Diese Erkenntnis führte zu einer gewissen Zwiespältigkeit:

Unter Kameraden, in der exklusiven Sphäre des Offizierskasinos, da macht man Witze über den „böhmischen Gefreiten, der nun endlich auch mal Unteroffizier werden möchte". Im Licht der Öffentlichkeit jedoch, da nimmt man seine Gunstbeweise, Beförderungen und Auszeichnungen ganz gehorsamst dankend an, unter korrekter Wahrung aller Formen und Formalitäten, wie sie dem Obersten Befehlshaber zustehen. Auch Beck macht hier keine Ausnahme: Er konspiriert zwar von einem gewissen Zeitpunkt an gegen Hitler, läßt sich aber bei seiner Verabschiedung recht gern den Rang Generaloberst verleihen.

So also waren die Generale, so war auch Beck, der Chef eines Generalstabes, der bisher allenfalls einen Konflikt mit Polen eingeplant hatte. Nun will Hitler aber sogar zur Abwehr eines Angriffs Frankreichs gerüstet sein! Beck ist besorgt. Er denkt an die Materialschlachten in Flandern, an der Somme, bei Verdun; er denkt an Compiègne, an Versailles. Das darf sich nicht wiederholen! Und so setzt er sich an den Schreibtisch, verfaßt Denkschriften, entwickelt Lagebeurteilungen, belegt sie mit Fakten und Zahlen. Er fühlt sich ganz als Fachmann und will den „Laien" Hitler belehren. Doch der erwartet von seinem Generalstabschef keine schulmeisterlichen Belehrungen, sondern militärischen Gehorsam.

Was tun? Eigentlich gar keine Frage. Es gehört zu den vornehmsten Pflichten des Generalstabschefs, seinen Befehlshaber gründlich und rückhaltlos zu informieren und zu beraten, die erkannten Risiken aufzuzeigen und vor Gefahren, auch vor den nur vermuteten, nachdrücklich zu warnen, unter Vorlage einwandfreien Beweismaterials, das zu beschaffen seit jeher der Abteilung Ic seines Stabes obliegt. Wenn der Befehlshaber jedoch die Lage ganz anders beurteilt und auf seiner Ansicht beharrt, dann kann der Generalstabschef nur „Order parieren", das heißt kuschen oder demissionieren oder – falls die Umstände einen solchen Schritt rechtfertigen – putschen! Zur Demission kann Beck sich nicht entschließen. Er kuscht! In irrealer und eitler Selbstüberschätzung will er auf dem Posten bleiben, „um Schlimmeres zu verhüten".

Niemals ist die Unwahrhaftigkeit dieser Phrase überzeugender nachgewiesen worden als im Falle Beck: Schon wenige Monate später, als sich aus der Sudetenkrise ein Krieg zu entwickeln droht, als wirklich das

Schlimmste bevorsteht, da räumt der Chef des Generalstabes resignierend seinen Posten!
Doch zurück zur Situation Becks im Februar/März 1938: Wenn er nicht zurücktreten will, wenn er das erwartete „Schlimmste" verhindern will, dann muß er jetzt alles tun, um seine Position zu stärken. Er muß seine wahre Gesinnung verbergen; er muß mit den Wölfen heulen; er muß mit den starken Männern der militärischen und politischen Hierarchie den freundschaftlichsten Kontakt aufnehmen; er muß den überzeugten Gefolgsmann Hitlers markieren; er muß möglichst viele Kompetenzen an sich ziehen; er muß sich einfach unentbehrlich machen. Dann, und nur dann wird er die Möglichkeit haben, im kritischen Augenblick, in den letzten Stunden vor dem ersten Schuß den Karren anzuhalten oder zwecks Vermeidung einer Kollision in den Graben zu lenken. Gab es damals für Beck eine logisch vertretbare Alternative?
Wieder wird ein typisches Charakteristikum der Frondeure offenbar: die verhängnisvolle Unfähigkeit, logisch-konsequent zu denken oder gar zu handeln. Beck erweist sich jetzt als die Personifikation dieses Mankos. In völlig deplazierter Aufrichtigkeit – oder soll man das Kind nicht offen und brutal beim Namen nennen –, in knäbischem Trotz untergräbt er selbst seine ohnehin schon angeschlagene Position, statt sie wieder zu festigen und auszubauen: „Angesichts dieser Entwicklung" im März 1938, schreibt Walter Görlitz in „Der deutsche Generalstab", „ging Beck offen in Opposition und brach jede Beziehung zu Keitel und Jodl ab." Görlitz verschweigt, wie sich diese „offene" Opposition in der Praxis darstellt; jedenfalls ist sie nicht so offen, daß Hitler auch nur einen Hauch davon bemerkt haben kann. Denn trotz dieser angeblichen Kontaktunterbrechung in der Führungsspitze der Wehrmacht wird Beck auf seinem Posten belassen; er organisiert befehlsgemäß den Einmarsch in das jubelnde Österreich ... und setzt dann seine Denkschriften-Kanonade fort, im psychologisch höchst ungeschickt gewählten Augenblick. Denn Hitler, berauscht vom Triumph, mag jetzt die Kassandrarufe der „Heulboje" nicht mehr hören und erwägt, seinen ehedem so begönnerten Generalstabschef durch einen willfährigen Mann zu ersetzen. „Aus einer vertraulichen Vortragsnotiz hatte Beck von seiner eventuellen Kaltstellung erfahren", schreibt der ihm freundschaftlich verbundene und wohl auch bestens

informierte Gisevius. Die Demission, ob freiwillig oder erzwungen, ist also nur noch eine Frage der Zeit. Bis dahin heißt es kuschen oder putschen. Hat Beck sich für den Putsch entschieden?
Allem Anscheine nach fällt in diese Zeit sein Entschluß, nicht mehr um Hitler, sondern gegen ihn zu kämpfen. Zwar hat er noch im Februar anläßlich der infamen Verleumdungskampagne gegen Fritsch jegliche frondierende Aktivität abgelehnt mit seinem überlieferten Ausspruch „Meuterei und Revolution sind Worte, die es im Lexikon eines deutschen Offiziers nicht gibt", und Peter Hoffmann berichtet, „er habe seine Haltung bis zum Beginn der Sudetenkrise nicht aufgegeben". Doch der gleiche Autor schildert auch eingehend die Versuche Becks, einen Generals-Streik zu inszenieren, um Hitler zum Aufgeben seiner Kriegspläne zu zwingen. Es spricht für den Korpsgeist der Generale, daß Hitler von dieser Anstiftung zur Meuterei nichts erfahren hat. Natürlich mußte ein derart schüchtern angelegter Putschversuch schon im Stadium der Vorplanung scheitern. Beck zieht die Konsequenzen und resigniert.
„Während der (Sudeten-)Krise war er an den Staatsstreichplänen Halders, Witzlebens und Osters nicht intensiv beteiligt", bescheinigt ihm Peter Hoffmann, der sich mit dem Adverb „intensiv" ein Schlupfloch offenhält; anscheinend scheut er die präzise Aussage, ob Beck mitgemacht hat oder nicht.
Kein Putsch also und auch keine Demission, zumindest keine echte, sondern eine durch Führerbefehl erzwungene! Es ist erstaunlich, daß Hitler die Trennung von seinem Generalstabschef nicht schon früher vollzogen hat. Denn für die mit den modernsten Waffen ausgerüstete Wehrmacht braucht er auch einen dynamischen Strategen mit modernen Ansichten. Beck aber ist hoffnungslos hinter der Entwicklung zurückgeblieben. „Er verkörperte" laut Nicholas Reynolds „die Tradition des älteren Moltke" und lehnte waffentechnische Neuerungen geradezu störrisch ab. Angesichts solcher Rückständigkeit erweisen sich die ihm nachträglich gewidmeten Elogen als gegenstandslos. Oder kann es eine gröbere Verkennung des waffentechnischen Fortschritts geben als sein Widerstand gegen das Konzept des – wie er sagt – „Emporkömmlings" Guderian, der die Panzer in großen Verbänden zusammenfassen und schwerpunktmäßig einsetzen will? Für solch revolutionäre Ideen ist Beck unzugänglich, und Hitler, der

neben der Luftwaffe gerade die geballte Kraft der Panzerverbände für kriegsentscheidend hält, schickt nun, als Krieg in Sicht kommt, den altmodischen Traditionalisten in die Wüste.
Für Beck gibt es keine Alternativen mehr. Er kann nur noch kuschen. Widerstandslos nimmt er seine Amtsenthebung hin und gehorcht auch noch stillschweigend dem Befehl Hitlers, dieses sensationsträchtige Ereignis geheimzuhalten. Kann er in dieser Situation, sozusagen mit der Türklinke in der Hand, noch mehr für seinen Führer tun? Er kann! Gefügig übernimmt er pro forma den Oberbefehl über die 1. Armee, so daß auch nicht der Schatten einer Verstimmung zwischen Hitler und einem seiner prominentesten Generale erkennbar wird.
So viel Nibelungentreue findet schließlich ihren Lohn: Als Beck später, nach Beendigung der Krise, befehlsgemäß und gehorsamst seinen Abschied einreicht, wird er von seinem dankbaren Führer noch befördert und scheidet am 3. Oktober 1938 als Generaloberst von Hitlers Gnaden aus der Wehrmacht aus . . . Ein Frührentner, mit 58 Jahren akkurat so alt wie sein großer Vorgänger Moltke zu Beginn einer Laufbahn, die in zwölf Jahren über Königgrätz und Sedan zum glorreichen Sieg über Frankreich führte.
Beck also geht, und kein Hahn kräht danach. Im internationalen Blätterwald liefern andere Ereignisse den Stoff für Schlagzeilen. Hitlers ehemaliger Generalstabschef ist weg vom Fenster! Jetzt erst, als Privatmann, entdeckt er die Machtfülle, die ihm soeben aus der Hand geglitten ist und die zu nutzen er versäumt hat. Jetzt, ledig aller Pflicht und Verantwortung, drängt er seinen Nachfolger Halder, kraft dieser Machtfülle einen Staatsstreich zu wagen, und er scheut sich nicht, ihn mit dem kaum verhüllten Vorwurf der Feigheit zu kränken: „Ein Reiter muß am Hindernis sein Herz vorauswerfen."
Halder fühlt sich empfindlich am Point d'honneur getroffen, lehnt es jedoch ab, „so einfach drauflos zu putschen", da er, in verantwortlicher Position stehend, auch die Folgen zu bedenken habe. Unter den Folgen wären vielleicht Bürgerkrieg und das Zerbrechen des Heeres zu verstehen. „Formale Ausflüchte", unterstellt leichtfertig diffamierend ein bekannter Autor, der für das gleiche Verhalten Becks kein Wort des Tadels findet. Wenn zwei dasselbe tun . . .
Es bleibt ein Aspekt zu beleuchten, der in der Literatur geflissentlich mit Schweigen übergangen wird: die indirekte, jedoch unbestreitbare

Mitschuld Becks am Ausbruch des Krieges gegen die Sowjetunion: Bei aller Geringschätzung des politischen Verständnisses der Generale hat der ehemalige Gefreite Hitler vor ihrem fachlich-militärischen Können zunächst größten Respekt, der durch die Uhrwerkspräzision der ersten Etappen noch gesteigert wird. Diese Wertschätzung fachlicher Qualitäten geht zwar nicht so weit, daß er sich durch Meinungsäußerungen seiner Generale von einmal gefaßten Plänen abbringen läßt. Doch vor dem endgültigen Entschluß ist er durchaus bereit, ihre Lagebeurteilung anzuhören und unter Umständen auch zu akzeptieren. So dürfte es nicht zuletzt auf die militärtechnischen Argumente der höheren Offiziere zurückzuführen sein, daß die ursprünglich für November 1939 angesetzte Westoffensive immer wieder verschoben wurde. Spätestens aber am 22. Juni 1940, bei der Kapitulationszeremonie im historischen Waggon zu Compiègne, überkommt den siegestrunkenen Hitler die Überzeugung, daß er vom Kriegshandwerk mehr verstehe als alle Generale und Generalstäbler, mehr auch als sein weiland Generalstabschef Beck. Wie hatte doch die jahrelang von Beck beeinflußte Generalität, wie hatte doch vor allem Beck selbst mit apodiktischer Sicherheit immer wieder behauptet und sogar scheinbar schlüssig bewiesen: „Ein französischer Angriff kann erst im Raume Gotha zum Stehen gebracht werden . . . ein Erfolg Deutschlands im Westen (ist) unwahrscheinlich . . . eine Offensive im Westen (muß) an den Defensivmaßnahmen Frankreichs und Belgiens scheitern." Und nun?

Die vernichtendste Niederlage Frankreichs im Verlauf seiner ganzen Geschichte hat nicht nur ein ebenso vernichtendes Urteil über die fachlichen Qualitäten Becks zur Folge, sondern logischerweise auch ein gesteigertes Selbstbewußtsein Hitlers, der seine strategische Befähigung glänzend bestätigt sieht. Künftig wird er sich weniger denn je nach den Ratschlägen der Generale richten. Er wird mehr denn je versuchen, seine eigene Genialität zu demonstrieren. Das ist die unmittelbare Folge der fatalen Fehldiagnose Becks. Ihr Einfluß auf die militärischen Entschlüsse Hitlers nach dem Sieg über Frankreich läßt sich nicht bestreiten.

Offensichtlich wird dieser Zusammenhang nicht generell akzeptiert. „Und Beck hat doch recht gehabt", behaupten seine Sekundanten unter Hinweis auf den tatsächlichen Kriegsausgang, wobei sie auch

ihrerseits recht haben, wenigstens auf den ersten Blick. Nun, recht haben oder nicht hängt in politischen Fragen fast immer vom Datum ab. Mit Recht ließ Hitler 1933 an der Feldherrnhalle, am Ehrenmal der Toten vom November 1923, die stolzen Worte einmeißeln: „Und Ihr habt doch gesiegt!" Mit Recht konnten seine Gegner schon zwölf Jahre später sagen: „Ihr habt nicht gesiegt." In fünfzig oder hundert Jahren hat man vielleicht mit der Version von 1933 wieder recht.
Denn in der Geschichte gibt es keinen Stillstand, gibt es nichts Endgültiges. Auf Hannibals Sieg bei Cannae folgte die Niederlage bei Zama; Jena und Auerstädt wurden bei Waterloo annulliert; Versailles und Compiegne kamen bereits zweimal vor mit jeweils umgekehrtem Vorzeichen.
Nicht immer freilich erfolgt der Wechsel so schnell. Erst nach mehr als vierzig Jahren konnten die Franzosen Revanche nehmen für das Desaster von 1870/71; die Juden mußten fast zwei Jahrtausende lang warten, ehe sie wieder als Sieger in Jerusalem einziehen konnten, ohne jedoch mit absoluter Sicherheit zu wissen, ob sie auch morgen oder in fünfzig Jahren noch „recht haben" werden. – So gesehen hat jeder Prophet irgendeinmal recht; er muß nur lange genug warten können, darf dann aber auch nicht zu lange warten.
Auf Beck bezogen: Gewiß hat er recht gehabt mit der Befürchtung, es könnte zu einem Weltkrieg kommen. Nachdem sich aber seine Prophezeiung vom katastrophalen Ausgang des West-Krieges als falsch erwiesen hatte, mußte auch seine Welt-Kriegsprognose unglaubwürdig werden.
Übrigens lag damals, um Leopold Schwarzschild zu zitieren, „ein Angriff auf Rußland außerhalb aller praktischen Möglichkeiten", so daß auch Beck diesen entscheidenden Fehler Hitlers nicht vorausgesehen haben kann. Im Gegenteil: Er befürchtete nicht etwa einen Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion; er befürchtete vielmehr, die Völker des Balkans und des übrigen Ost-Europas könnten gegen Rußland aktiv werden und damit Hitlers Verbündeten Stalin an wirksamer Unterstützung Deutschlands hindern! Dieser 180-Grad-Trugschluß, diese groteske Fehlbeurteilung der Verhältnisse im Osten gibt ein überzeugendes Indiz ab für die Annahme, daß auch die politischen Thesen Becks nicht auf solider Kenntnis der Materie, sondern auf völlig irrealen Vorstellungen basierten. „Beck politisch

ahnungslos", stellt denn auch der erfahrene Berufspolitiker Ulrich v. Hassell fest.
Vielleicht liegt hier der Schlüssel für die rätselhafte Tatsache, daß die Verschwörer um Beck (und auch in anderen Kreisen) oftmals über weltfremde Themen und abenteuerliche Pläne debattierten, statt sich auf Realitäten zu konzentrieren und vorhandene Chancen zu nutzen. Oder ist es etwa keine weltfremde Irrealität, wenn die Frondeure noch am 21. Juni 1944 „über die wichtige Frage der Bekenntnis- oder Gemeinschaftsschule und das Elternrecht" streiten? Man muß und darf annehmen, daß Peter Hoffmann („Widerstand, Staatsstreich, Attentat") nur nach sorgfältigen Recherchen gewagt hat, dieses Zeugnis unglaublicher Naivität zu veröffentlichen.
Zurück zum Sommer 1940: In der Literatur finden sich keine Hinweise, ob und wie Beck auf die Widerlegung seiner West-Kriegs-Prognose reagiert hat. Er schreibt weiterhin unverdrossen neue Denkschriften, die ob ihrer Vielzahl von manchem Adressaten schon als Belästigung empfunden werden. Doch keiner ist robust genug, dem wackeren Schreiber diese bittere Wahrheit mitzuteilen. So bleiben gewisse Kontakte bestehen und weiten sich aus zu konspirativen Gesprächen, die man bei liberaler Auslegung dieses Begriffes als Verschwörung bezeichnen könnte. Sie führen im März 1942 zu dem Beschluß, „daß künftig alle Fäden der Verschwörung bei Beck zusammenlaufen sollen". „Geibel (Beck) als Zentrale konstituiert", schreibt Ulrich v. Hassell.
Von nun an steht Beck ganz oben auf der Rangliste der Frondeure; doch er ist nicht imstande, diesen Repräsentationsposten zu einer effektiven Führungsposition auszubauen. Er bleibt nach dem sachverständigen Urteil des Mitverschwörers v. Hassell ein Mann der Studierstube, ein reiner Clausewitz, ohne einen Schuß Blücher oder Yorck. Er erteilt keine Befehle; er spricht nie ein Machtwort; allenfalls äußert er Wünsche. So figuriert er als abgeklärter Mittler zwischen diesen eigenwilligen, ehrgeizigen, rivalisierenden Offizieren und Diplomaten, Beamten und Klerikern, Konservativen und Sozialisten, Alten und Jungen, die eigentlich nicht einmal im Endziel einig sind. Unbegreiflich, daß er in weltfremdem, völlig deplaziertem Moralismus die Spannungen noch steigert durch seine Kontroverse mit dem General v. Falkenhausen, den er „wegen einer Affäre mit einer Dame

scharf ablehnt". Wegen dieser Dame, die Ulrich v. Hassell mit einem gewissen Respekt als die „berühmte Elisabeth Ruspoli" apostrophiert, brüskiert Beck den Militärbefehlshaber in Belgien, der den geplanten Staatsstreich erfolgversprechend fördern könnte.
Doch solch spektakuläre Entscheidungen entsprachen im allgemeinen nicht seiner philosophischen Wesensart. „Es lag eine weise Ruhe über Ludwig Beck." Ein gütiger Landesvater etwa vom Schlage des schwäbischen Rauschebart-Grafen Eberhard könnte sich keinen schöneren Nachruf wünschen. Doch für die Zentralfigur einer Verschwörergruppe, die zum Sturz Hitlers angetreten ist, kann es keine herbere Kritik geben als dieses Loblied eines warmherzigen Sympathisanten. Diese Kritik wird bestätigt durch den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse, die als weithin bekannt vorausgesetzt werden dürfen, so daß sich eine chronologische Aufzählung erübrigt. Es genüge der Hinweis auf das Tun und Lassen Becks am 20. Juli 1944: In diesen dramatischen Stunden zeichnet er sich wohl durch charakterliche Integrität aus, nicht aber durch Initiative und mitreißenden Schwung. Nicht einmal zu einer Besprechung mit Generaloberst Fromm kann er sich entschließen, obwohl gerade er durch Rang und Ansehen hierzu prädestiniert erscheint; er überläßt es dem energischen Olbricht und dem wesentlich jüngeren Stauffenberg, den so überaus wichtigen Befehlshaber des Ersatzheeres zum Mitmachen zu veranlassen und ihn, als er ablehnt, festzunehmen. Spätabends dann, nach dem Zusammenbruch des Aufstandes, als der gleichrangige Mitverschwörer Hoepner sich würdelos zu retten versuchte, da zog Beck freiwillig die letzte Konsequenz und setzte sich die Pistole an die Schläfe – auch in seiner letzten Stunde ein Mann der Studierstube: Der Praxis des Soldatenhandwerks entfremdet, verfehlte er zweimal sein Ziel und wurde dann auf Befehl Fromms von einem Soldaten erschossen.
Trotz aller Unzulänglichkeit Becks kann man das Scheitern der Revolte nicht auf sein Versagen zurückführen. Denn die unwiderrufliche Entscheidung gegen die Frondeure war bereits um 12.50 Uhr gefallen, als Hitler nach der Explosion der Bombe fast unversehrt aus den Trümmern der Lagebaracke heraustrat. Beck war nicht der Mann, der bei dieser Sachlage, also gegen den lebenden Hitler, eine Wendung herbeizuführen vermochte.

## GENERALSVERSCHWÖRUNG IM SEPTEMBER 1938

Während der Sudetenkrise im September 1938 sollen einige deutsche Offiziere einen Militärputsch gegen Hitler geplant und vorbereitet haben. War es wirklich, wie Walter Görlitz schreibt, „ein sorgfältig generalstabsmäßig ausgearbeiteter Plan"?

Der an diesem Unternehmen beteiligte damalige Regierungsrat Gisevius schildert zwar aus seiner Sicht recht anschaulich die Vorgeschichte und vor allem die dramatischen Stunden des 28. September, als der Putsch unmittelbar bevorstand; doch fehlt seiner Reportage die rechte Überzeugungskraft. So fehlt es vor allem an schriftlichen Belegen für seine sensationellen Behauptungen, da er keine Beweisdokumente vorlegen kann.

Nun müssen es nicht immer Dokumente sein; es gibt auch noch andere Beweismittel. Bei generalstabsmäßiger Vorbereitung einer Aktion von derartigem Ausmaß kommen sachbedingt unendlich viele technische Details zur Sprache, und daher müßten alle Beteiligten den kritischen, skeptischen Frager mit einer Fülle konkreter Angaben geradezu überschütten können. In dieser Hinsicht jedoch hapert es: Statt überzeugender, nüchterner Daten werden nur romanhaft aufgemachte Stimmungsbilder und Milieuschilderungen geboten.

Zum eigentlichen Putschplan, zur Technik der Ausführung, sagen Gisevius und auch die anderen Autoren recht wenig, trotz vieler Worte:

Sobald Hitler gegen die Tschechen losschlagen will, sobald die letzten Maßnahmen vor dem ersten Schuß befohlen sind, soll General v. Brockdorff-Ahlefeldt mit seiner 23. Division von Potsdam aus die Reichshauptstadt besetzen, während der Kommandierende General v. Witzleben mit einem Stoßtrupp in die Reichskanzlei eindringt, um Hitler festzunehmen. Hierbei wollen einige der Beteiligten – so der Major Heinz und der Kapitänleutnant Liedig – einen Zwischenfall provozieren und Hitler erschießen.

Das ist so ziemlich alles, was sich an realer Substanz aus der umfangreichen Literatur heraussieben läßt. Die Nachwelt erfährt wohl das Endziel der Frondeure; doch wie die zahlreichen Schwierigkeiten dieses Unternehmens ausgeräumt und bewältigt werden sollen,

darüber schweigen alle noch so wortreichen Erzähler, auch der beredte Gisevius.
Mochten die Militärs diesen unbequemen Zivilisten auch aus allen militärischen Beratungen und Entscheidungen auszuschließen versucht haben, so mußte gerade er, wenn schon kein anderer, die Kardinalfrage aufwerfen: Wie reagiert die Truppe? Werden die Soldaten mitmachen? Derlei Meditationen über psychologische Probleme waren bei einem vergleichbaren früheren Unternehmen, beim Kapp-Lüttwitz-Putsch, überflüssig gewesen, als die legendäre Brigade Ehrhardt nach Berlin marschierte. Die Rebellen von 1920 waren ja keine Regierungstruppen, sondern allesamt, vom Kommandeur bis zum linken Flügelmann der letzten Kompanie, überzeugte Parteigänger ihres verehrten Kapitäns, dem bedingungslos zu folgen sie bereit waren, auch und gerade gegen die Regierung, gegen die „Roten".
Jetzt aber, im September 1938, will Witzleben mit einer auf Hitler vereidigten Truppe gegen diesen Hitler antreten! Zwar kann er sich auf die Ergebenheit des Divisionskommandeurs Brockdorff-Ahlefeldt verlassen; wie aber steht es mit den Regiments- und Bataillonskommandeuren? Baut er jetzt auf den vielfach so tapfer geschmähten Kadavergehorsam, auf die Barras-Maxime „Befehl ist Befehl"? Kaum wahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher jedoch die Annahme, man könnte einige hundert Offiziere, zumeist jüngere, regimetreue Hauptleute und Leutnants, überrumpeln mit der fadenscheinigen Parole „Putsch der SS! Die Wehrmacht schafft Ordnung"!
Wenn aber auch – utopischer Optimismus! – die Offiziere alle mitmachen, dann sind da doch auch noch die Unteroffiziere: die jüngeren von ihnen in der SA oder in der Hitlerjugend auf Führertreue ausgerichtet; die älteren, die „Zwölfender" der Reichswehr, auch nicht gerade prädestiniert für einen Putsch gegen Hitler, dem viele von ihnen die Möglichkeit verdanken, nach ernüchternden Zivilberufserfahrungen die geliebte Uniform wieder anzuziehen.
Dank militärischer Disziplin mag es wohl einem putschenden Hauptmann gelingen, seine Soldaten in geschlossener Formation zu undurchsichtigen Aktionen zu führen. Wenn aber die Kompanie, in Gruppen aufgeteilt und räumlich auseinandergerissen, seinem unmittelbaren persönlichen Einfluß entzogen ist, dann hängt es von der Frontstellung der Zug- und Gruppenführer ab, ob die Befehle im

Sinne der Putschisten ausgeführt werden – ein krasser Gegensatz zu der ideologischen Geschlossenheit in den Freikorps der frühen Weimarer Jahre!
Eine solch gefährliche Zersplitterung der Truppe aber ergibt sich zwangsläufig aus dem Schema des Putschplanes, wie es sich nach den Berichten der Widerstandsliteratur rekonstruieren läßt.
General Lüttwitz wollte seinerzeit die Regierung mit einer Machtdemonstration einschüchtern und zum Aufgeben veranlassen. Er hielt seine Truppe an einigen Schwerpunkten in größeren Verbänden zusammen, so daß angesichts der martialisch aussehenden, kriegserfahrenen Soldaten hinter ihren feuerbereiten Maschinengewehren jeder Gedanke an militante Gegenaktionen aussichtslos erschien. Kapp und Lüttwitz rechneten mit einer aufrüttelnden Signalwirkung dieses Aufmarsches und mit einem Umschwung im ganzen Reichsgebiet, so wie sich im November 1918 aus lokalen Revolten die Revolution entwickelt hatte. Diese Rechnung ist nicht aufgegangen, der Putsch zusammengebrochen, nicht etwa infolge entschlossener Gegenmaßnahmen der Regierung, die gar kein Machtinstrument zur Hand hatte. Denn „Truppe schießt nicht auf Truppe", erklärte kühl ablehnend der Chef der Reichswehr General v. Seeckt. Der Kapp-Lüttwitz-Putsch ist vielmehr an der Passivität der Bevölkerung gescheitert, am Generalstreik der Arbeitermassen. Schon nach wenigen Tagen war alles vorbei, und es ist daher durchaus verständlich, daß Witzleben nun das Experiment von 1920 nicht kopieren will.
Lüttwitz hat, wie der Soldat sagt, „geklotzt" und verloren. Will Witzleben es jetzt mit dem „Kleckern" versuchen? Denn darauf läuft es doch hinaus, wenn der neue Marsch auf Berlin so durchexerziert wird, wie es der vom Kronzeugen Gisevius informierte Autor Peter Hoffmann beschreibt:
Besetzung der Rundfunksender, der Fernsprech- und der Fernschreibanlagen mit sämtlichen Verstärkerämtern der Reichspost; Besetzung der Reichskanzlei, der wichtigsten Ministerien, der wesentlichen von Parteileuten geleiteten Berliner Ämter; Besetzung der Polizeidienststellen („möglichst vollständig und schlagartig in die Hand bekommen"); Ausschaltung der Waffen-SS und der Gestapo ... Soweit das Programm. Bei diesem Gießkannen-Einsatz wäre die Masse der 23. Division, die hierfür vorgesehen war, in den weiten Räumen Groß-Berlins versik-

kert, geradezu aufgesaugt vom unübersichtlichen Häuserlabyrinth der Millionenstadt. Falls der erfahrene Taktiker Witzleben dennoch bereit gewesen sein sollte, unter Mißachtung aller militärischen Prinzipien seine Kräfte so dilettantisch zu verzetteln, dann stellt sich die Frage nach der Grundkonzeption des Aufmarsches. Hierfür kommen zwei konträre Lösungen in Frage: Fächer oder Kessel.

Der Fächer beginnt mit dem Vorstoß der im Raum Potsdam versammelten Division über die Avus in Richtung Stadtzentrum, Regierungsviertel. Hierbei werden die Einsatzgruppen en passant nach links und rechts detachiert, so daß die Streitmacht sich fächerförmig über das ganze Stadtgebiet ausbreitet, verästelt. Die Synchronisierung der Einzelmaßnahmen, das gleichzeitige schlagartige Besetzen der zahlreichen Objekte – für den Erfolg von größter Bedeutung – wäre infolge der erheblich differierenden Länge der Anmarschwege völlig unmöglich.

Bei der zweiten Lösung, beim Kessel, stellt die Truppe sich auf den großen Umgehungsstraßen rings um das Stadtgebiet bereit und rückt dann gleichzeitig konzentrisch zu ihren Punktzielen vor. Auch hieraus ergeben sich schon für die Bereitstellung bedenklich lange Anmarschwege. Für welche Variante hatte Witzleben sich damals entschieden? Weder Halder noch Gisevius geben hierüber Auskunft.

Nächste Frage: „X-Zeit". Ist eine bestimmte Uhrzeit für die Auslösung des Staatsstreiches festgelegt, oder soll der Start unmittelbar nach dem Eingang entsprechender Meldungen aus der Reichskanzlei erfolgen? Letzteres kann zu neuen Schwierigkeiten führen. Angenommen, Halder erfährt den endgültigen Angriffsbefehl Hitlers in den Morgenstunden und gibt sofort Alarm für die 23. Division. Erfahrungsgemäß befinden sich die einzelnen Kompanien um diese Tageszeit weitverstreut auf dem Übungsgelände. Infolgedessen erfordern die Übermittlung des Alarmbefehls und der Rückmarsch zu den Kasernen einen erheblichen Zeitaufwand. Und dann dauert es noch eine ganze Weile, ehe der Einsatz erfolgen kann, da nun erst noch die Gefechtsbereitschaft hergestellt werden muß – Ausgabe scharfer Munition –, ganz abgesehen von der Tatsache, daß die von einem vielleicht stundenlangen Marsch ermüdeten Soldaten jetzt einer Ruhepause bedürfen.

Problematisch wäre auch eine Alarmierung in den Abendstunden: Die dienstfreien Soldaten haben Ausgang und sind – wenn überhaupt

– nur mittels Rundfunkdurchsage oder Einsatz von Lautsprecherwagen zu erreichen. Beides aber kommt aus naheliegenden Gründen nicht in Frage. Dasselbe gilt, unabhängig von der Tageszeit, für das ganze Wochenende. Es war nicht nur den Putschisten, sondern aller Welt bekannt, daß Hitler genau aus diesem Grunde den Samstag für seine Überraschungscoups bevorzugte.
Trifft die auslösende Nachricht aber nachts ein – bei Hitlers Vorliebe für nächtliche Konferenzen sogar wahrscheinlich –, dann findet der einige Stunden später an der Reichskanzlei eintreffende Stoßtrupp alle Tore und Türen verschlossen, ein zusätzliches Hindernis, da nun der Eintritt nur mit Gewalt zu erzwingen ist. Die Überrumpelung der Wache und die Festnahme Hitlers erscheinen unter diesen Umständen, also generell zur Nachtzeit, einfach unmöglich.
Solche Überlegungen müßten zu dem Schluß führen, daß die Putschisten eine vom Eingang der Casus-belli-Nachricht unabhängige optimale Tageszeit als „Stunde X" für den Beginn der Aktion ausgewählt und festgelegt hatten. Gab es eine solche Termin-Konstante, oder wollte man es darauf ankommen lassen?
Eine weitere, höchst bedeutsame Frage: Wie lange kann der Beginn des Staatsstreichs geheimgehalten werden? Im Gegensatz zum Lüttwitz-Putsch hat die Regierung diesmal nicht nur das Volk, sondern auch alle Machtmittel eines autoritären Staates hinter sich, außer der zumindest in der Masse absolut loyalen Wehrmacht auch noch die über jeden Zweifel erhabene, streng nationalsozialistisch ausgerichtete Waffen-SS. Daher muß Hitler durch einen blitzschnellen überraschenden Schlag so frühzeitig schon im Anfangsstadium des Unternehmens ausgeschaltet werden, daß er keine Gelegenheit bekommt, Gegenbefehle herauszugeben und Abwehrmaßnahmen anzuordnen. Liegt ein solcher Überraschungsschlag unter den gegebenen Umständen im Bereich des Möglichen? Nein!
Schon die Alarmierung der Potsdamer Garnison kann nicht unbemerkt bleiben, geschweige denn der Abmarsch der Division in Richtung Berlin. Auch die strengsten Geheimhaltungsbefehle können nicht verhindern, daß dem Gegner eine mehrstündige Vorwarnzeit zugute kommt. Auch unter den günstigsten Umständen muß es Stunden dauern, ehe der Stoßtrupp Witzleben die Reichskanzlei erreicht, wenn – wie geplant – die Verhaftung Hitlers, die alles

entscheidet, erst nach Abschluß der anderen, oben aufgezählten Maßnahmen und Einzelaktionen vollzogen werden soll.
Anders aber als der Reichskanzler Gustav Bauer im März 1920 ist Hitler nicht der Mann, der den Anmarsch einer Rebellentruppe tatenlos abwartet. Daher werden die Soldaten Witzlebens und Brockdorffs schon weit vor ihren topographischen Zielen auf erbitterten Widerstand stoßen.
Und hier der wesentliche Unterschied zum März 1920: Kapitän Ehrhardt marschierte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Heerstraße entlang zum Zentrum Berlins, am hellichten Tage, mit demonstrativer Siegesgewißheit. Keine Spur von Geheimhaltung oder Verschleierung! Resultat: Die ihm vorauseilende und wie üblich stark übertreibende Gerüchtewelle verschaffte ihm ohne sein Zutun den Nimbus der militärischen Unwiderstehlichkeit. Das flößte dem Gegner mehr Respekt ein, als es angesichts der wahren Kräfteverhältnisse – ein paar tausend Freikorpsmänner gegen das ganze Deutschland Eberts – gerechtfertigt war. So kam es denn auch während des Marsches durch Berlin kaum zu Zwischenfällen. Jetzt aber, im September 1938, muß Witzleben alles daran setzen, daß er sein Ziel – nicht nur topographisch – erreicht, bevor die ersten Gerüchte aufkommen und den Gegner warnen können. Das wäre im Ernstfall natürlich eine schiere Unmöglichkeit!
Trotz aller Skepsis sei angenommen, daß Witzleben das Unmögliche versuchen will, daß er losschlägt, daß die 23. Division marschiert. Weitere – utopische – Annahme: Von der Gegenseite noch keine Gegenbefehle, keine Gegenmaßnahmen; tiefster Friede über Berlin, sofern dies in der Hochspannung jener Tage, auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise, noch gesagt werden kann. – Wie sieht es jetzt an der Putschfront aus, bei den einzelnen Detachements?
Besetzung der Rundfunksender: Es gab damals in der Wehrmacht wohl keinen Leutnant, der sich nicht getraut hätte, mit einem Zug Infanterie zur Masurenallee zu marschieren und das Funkhaus zu besetzen, zumal ihm der entsprechende Einsatzbefehl durchaus plausibel erscheinen mußte: Verhinderung von Sabotageakten in diesen Krisentagen. Voraussetzung für den Erfolg einer Besetzung im Sinne der Putschisten ist aber die Mitwirkung von Fachleuten, die auf Grund ihrer technischen Kenntnisse in der Lage sind, eine wirksame Kontrolle

der Sendungen auszuüben. So hat wohl – um ein künftiges Ereignis vorwegzunehmen – der Major Jacob am 20. Juli 1944 das Funkhaus militärisch besetzt; ungestört jedoch gingen die Sendungen weiter im Sinne und zugunsten der NS-Regierung. Frage an die Geschichtsforscher: Hat man seitens der Putschführung im September 1938 an diesen Aspekt überhaupt gedacht und zweckmäßig vorgesorgt? Wie lautete der Auftrag für den Stoßtruppführer?

Gleiches gilt für die Besetzung der Fernmeldeanlagen der Reichspost, die ebenfalls ohne Mitwirkung von Fachleuten keinen Sinn hat, sofern man sich nicht zu rigoroser Blockierung entschließt, eine Maßnahme, die sich höchst nachteilig für den Verlauf des Staatsstreiches auswirken müßte. Denn ohne Telefonverbindungen entgleitet die nun schon zersplitterte Truppe völlig dem Einfluß der Führung, so daß von Koordinierung der weiteren Maßnahmen keine Rede sein kann.

Weniger von Problemen belastet erscheint die Besetzung der Polizeidienststellen. Hier ist man quasi unter sich, da viele der älteren Beamten in der Reichswehr den grauen Rock getragen haben und das Gewicht eines militärischen Befehls richtig einzuschätzen wissen.

Keine Spur dieser Alte-Kameraden-Idylle findet sich jedoch in den höheren Dienststellen, wo die Beamtenschaft erheblich von Parteigenossen durchsetzt ist. Hier, und erst recht in den Amtsräumen der Gestapo, herrscht ein anderes, eiskaltes Klima. Hier ist außer dem selbstverständlichen passiven Widerstand auch mit gefährlichen Konterschlägen zu rechnen.

Die wichtige, wenn nicht entscheidende Aktion gegen die Waffen-SS ist nicht nur durch dieselbe ideologische Konfrontation gekennzeichnet, sondern auch durch das hier konzentrierte militärische Potential und die besonderen Gegebenheiten der Kasernierung, die eine Überrumpelung fast unmöglich machen. Da bedarf es schon einer generalstabsmäßigen Planung und vor allem einer sorgfältigen, intensiven Erkundung, um den Erfolg dieses gewagten Unternehmens mit einiger Sicherheit zu gewährleisten.

Da genügt es durchaus nicht, daß Gisevius und der Divisionskommandeur v. Brockdorff-Ahlefeldt sich einmal „von Frau Strünck in deren eigenem Auto zur Kaserne der SS-Leibstandarte ‚Adolf Hitler' chauffieren ließen, um sich eine genaue Vorstellung von den für die Besetzung benötigten Truppen zu verschaffen". Soll dieser mehr als

dürftige Hinweis etwa bedeuten, daß es keine sonstigen Erkundigungen gegeben hat? Es scheint so. Andernfalls würde der doch so mitteilsame Gisevius nicht darauf verzichtet haben, seinen Spähtruppbericht durch Bekanntgabe weiterer Einzelheiten zu ergänzen. Gerade er muß doch unendlich viel mehr gewußt haben, wenn es zutrifft, daß er „die Einzelplanungen für die Neutralisierung der Polizei- und SS-Einheiten entwerfen sollte"! Es trifft vermutlich nicht zu.

Nun zum Kernpunkt des ganzen, zum Handstreich Witzlebens auf die Reichskanzlei:

Die ersten Schritte mögen planmäßig und ungestört verlaufen. Wenn ein Kommandierender General in der Wilhelmstraße vorfährt und, begleitet von seinem Adjutanten, zur Reichskanzlei schreitet, dann wird ihn der Polizeiposten am Gitter des Vorgartens mit ehrfürchtigem Respekt passieren lassen; dann werden die beiden Wehrmachtposten an der großen Flügeltür mit besonderem Schneid präsentieren; dann wird die SS-Wache im Torbogen der Einfahrt den bei prominentem Besuch üblichen Empfangsritus absolvieren. War immer so.

Falls aber eine größere Gruppe von Offizieren und Zivilpersonen versuchen sollte, gleichzeitig mit dem General einzudringen, dann würde sich die Szene schlagartig verändern. Wohl könnte es dem Stoßtrupp gelingen, an den beiden präsentierenden Soldaten vorbeizukommen, bevor sie ihre Gewehre in Anschlag brachten. Denn diese Posten, weniger Wache als vielmehr Dekoration, brauchten nicht damit zu rechnen, von ihrer Waffe jemals Gebrauch machen zu müssen. Ihre Tätigkeit war darauf beschränkt, für alle passierenden Offiziere und Diplomaten als Ehrenbezeigungen die bekannten Präsentiergriffe zu zelebrieren. Ihre einzige Sorge war darauf gerichtet, nur ja keinen der prominenten Passanten zu übersehen. Die SS-Wache jedoch wäre nicht zu überrumpeln gewesen. Das war keine Dekoration; das waren keine exerzierenden Marionetten. Das waren im wahrsten Sinne des Wortes „Gardisten", die während des Dienstes nur eine Maxime kannten: den bedingungslosen Gehorsam bis zur letzten Konsequenz. Sie würden auf jeden schießen, sofern ihnen dies geboten erschien oder befohlen wurde, auf jeden, auch auf einen General der deutschen Wehrmacht und seine Begleiter.

Falls der General v. Witzleben diese Mentalität der ihrem Führer verschworenen SS-Männer nicht gekannt haben sollte, dann würde

doch Gisevius, ein Kenner der Verhältnisse, nicht versäumt haben, ihn eingehend zu informieren und zu warnen. Er zumindest, der Duzfreund des SS-Gruppenführers Nebe, mußte wissen, daß ein Handstreich völlig ausgeschlossen war, daß der unbefugte Eintritt zur Reichskanzlei nur unter Einsatz starker militärischer Kräfte einschließlich schwerer Waffen erzwungen werden konnte. Doch auch dann blieb der Erfolg ungewiß, da Hitler während eventueller Kämpfe genügend Gelegenheit haben würde, sich in Sicherheit zu bringen und Gegenmaßnahmen einzuleiten.

Es wäre zu klären, ob die Offiziere des Stoßtrupps unter Führung des erfahrenen Freikorpskämpfers Heinz schon vorher in kleinen Gruppen hätten einsickern können, um sich im Vorraum bis zum Eintreffen Witzlebens bereitzuhalten. Doch dergleichen liest man nirgends, auch nicht bei Gisevius. Ein anderer Akteur, der Legationsrat Erich Kordt, schließt diese Alternative aus. Er wollte dafür sorgen, daß hinter dem Posten am Eingang die sonst nur bei Staatsempfängen offenstehende große Doppeltür geöffnet und so dem Stoßtrupp der Weg gebahnt würde, eine sinnlose Maßnahme, wenn besagter Stoßtrupp schon innerhalb des Gebäudes auf das Erscheinen Witzlebens gewartet hätte.

Nun soll Witzleben zwecks Verhinderung von Gegenmaßnahmen der Wehrmachtführung auch beabsichtigt haben, das Kriegsministerium zu besetzen, um die höchsten Offiziere des Heeres für den Putsch zu gewinnen oder gegebenenfalls verhaften zu lassen. Es ist aus der Literatur nicht ersichtlich, zu welchem Zeitpunkt dies geschehen sollte. Wenn etwa vor der Ausschaltung Hitlers, dann muß sich hierbei die schärfste Konfrontation entwickeln; dann steht Offizier gegen Offizier. Der eine will loyal seinen Dienstpflichten nachkommen, will gerade jetzt, am Vorabend des Krieges, in soldatischem Gehorsam die Befehle des Staatsoberhauptes ausführen. Der andere Offizier, der Putschist, will eben dies verhindern! Wenn es aber darum geht, einen Führerbefehl zu stornieren, dann ist mit beschwörenden Hinweisen auf die Yorcksche Konvention von Tauroggen oder mit durchsichtigen Verschleierungsparolen nichts zu machen. Traut sich der Kommandierende General v. Witzleben genügend Autorität zu, die Offiziere des Kriegsministeriums von der Notwendigkeit des formalen Ungehorsams zu überzeugen, trotz der Bindungen des

Fahneneides? Muß er nicht befürchten, von seinen regimetreuen Kameraden verhaftet zu werden? Kann er sich darauf verlassen, daß die Soldaten seines Stoßtrupps in diesem Falle auf deutsche Offiziere schießen werden, wenn er den Befehl dazu erteilt? Würde er, Witzleben, diesen Befehl erteilen und auf seine Kameraden schießen lassen? Das sind Fragen, die unbeantwortet im Raume stehen, sofern sie bisher überhaupt gestellt worden sind.

Es sei nur am Rande vermerkt, daß Witzleben – im Gegensatz zu den oben erwähnten positiven Annahmen – weder im Kriegsministerium noch in der Reichskanzlei das Überraschungsmoment einkalkulieren darf. Lange vor seinem Erscheinen in der Wilhelmstraße ist der Anmarsch der 23. Division erkannt, sind energische Gegenaktionen eingeleitet worden, und so wird der rebellierende General nicht auf präsentierende Ehrenwachen, sondern auf eine verteidigungsbereite Festung stoßen. Es hieße seine Intelligenz beleidigend unterschätzen, wollte man annehmen, er habe all dies nicht rechtzeitig erkannt und berücksichtigt. Aus welchem anderen Grunde hätte er sonst aufgegeben? Denn: All diese theoretischen Annahmen und Deduktionen werden durch eine unbestreitbare, weltweit bekannte Tatsache bestätigt! Sie werden bestätigt durch die Tatsache, daß der Putsch nicht stattgefunden hat. Der Marsch auf Berlin wurde abgeblasen, obwohl auch die letzte von den Verschwörern geforderte Voraussetzung erfüllt war, obwohl, allem Volk ersichtlich, der Krieg unmittelbar vor dem Ausbruch stand. An der tschechischen Grenze wurden die Angriffstruppen in die Ausgangsstellungen vorgeführt. Und im Rheinland stand die Bevölkerung – anders als im August 1914 – in ernstem Schweigen an den Straßen und winkte in banger Sorge den Soldaten zu, die in die halbfertigen Bunker des Westwalls einrückten.

In Berlin aber können die Verschwörer sich immer noch nicht zum Start entschließen. Sie sind eben keine verwegenen Revolutionäre, wie etwa die Jakobiner 1789 oder wie Lenin und Trotzki 1917. In bürokratischer Pedanterie wollen sie vor dem Sturm auf die Bastille erst noch schriftliche Beweise für die Kriegsabsichten Hitlers sehen! Aber als ihnen dann ein solches Papier zugespielt wird, da reichen sie es unschlüssig und verlegen weiter, von Oster über Gisevius, Witzleben und Halder an den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst v. Brauchitsch, bis die Nachricht von der bevorstehenden Münchener

Konferenz ihnen einen Vorwand liefert, den Putsch endgültig abzublasen.
In der Beurteilung dieses Vorganges sind sich die Akteure und Chronisten vollkommen einig: „Durch das Münchener Abkommen wurde dem aussichtsreichsten Versuch, Hitler zu stürzen, die Grundlage entzogen. Chamberlain ist den deutschen Widerstandskämpfern in den Rücken gefallen und hat Hitler gerettet." Soweit herrscht also nahtlose Übereinstimmung; man streitet nur noch um das Datum der Kapitulation.
Wenn ein unmittelbar Beteiligter wie der Generalstabschef Halder aussagt, sie hätten nicht erst am 28. September, sondern schon zwei Wochen früher den Putschplan definitiv aufgegeben, dann kann es sich bei einer so erheblichen Datendifferenz nicht um ein bloßes Mißverständnis oder um eine Ungenauigkeit Halders handeln. Dann gibt es nur folgende logisch vertretbare Erklärung:
Der Deutschlandflug Chamberlains am 15. September wirkte laut Peter Hoffmann „niederschmetternd auf die Verschwörer . . . Sie fühlten sich . . . von dem britischen Staatsmann . . . im Stich gelassen . . . Es schien nun, als werde die Voraussetzung für einen Umsturz nicht eintreten". Daher entschloß sich Halder – spätestens – jetzt zur Aufgabe seiner Putschpläne und bezeichnete demnach den 14. oder 15. September als Abschlußdatum.
„Aber dann zeigte sich", fährt Hoffmann fort, „daß die Spannung . . . sich erst recht verschärfte." Der Großdeutsche Rundfunk brachte stündlich neue Sondermeldungen, und wo immer ein paar Deutsche beisammen waren – im Familienkreise, am Arbeitsplatz, an der Theke – da wurde auch, untermalt vom „Egerländer Marsch", die Lage diskutiert . . .
. . . Natürlich auch im Kreise der Verschwörer, wo Unentwegte wie Gisevius trotz aller Hoffnungslosigkeit die Debatte fortsetzten, bis sie die Münchener Konferenz zum Anlaß nahmen, auch ihrerseits das Handtuch zu werfen.
Unter diesem Aspekt finden die unterschiedlichen Datierungen des Finales ihre ganz natürliche Erklärung: Die einen geben schon am 15. September auf; die anderen hoffen noch zwei Wochen länger auf den Umsturz oder vielmehr auf den Befehl dazu. In beiden Fällen aber, am 15. wie auch am 28. September, fehlt der führende Kopf, fehlt der

Mann, der den Mut aufbringt, die Tarnung abzuwerfen, aus der Deckung herauszutreten und den Startbefehl zu erteilen, koste es, was es wolle!
Darf man dieses Verhalten der Halder und Witzleben und Oster und ihrer Gesprächspartner als „Verschwörung" bezeichnen, diese akademischen Diskussionen, dieses Weitergeben des Schwarzen Peter, dieses Warten auf den Hannemann, der da vorangehen soll? Muß der objektive Historiker nicht einem Otto John beipflichten, der ungerügt und unwiderlegt behauptet hat, die sogenannte Generalsverschwörung vom September 1938 habe es gar nicht gegeben? (Der Begriff „Verschwörung" sei hier klärend und einschränkend definiert als ausgereifter Aktionsplan, zu dessen Auslösung es nur noch eines Kommandos bedarf.)
Es bleibt den Beteiligten und ihren Sekundanten unbenommen, der Behauptung Johns mit neuem, bisher unbekanntem Beweismaterial entgegenzutreten.

## ELSER – EIN ATTENTAT UND SEINE AUSWIRKUNGEN

Die Politik Hitlers ist gekennzeichnet durch die Tatsache, daß er die Mentalität seiner Gegner richtig eingeschätzt hat – so im März 1935, als er die Wehrhoheit Deutschlands wiederherstellte; so im Jahr darauf, als er seine Soldaten ins Rheinland einmarschieren ließ; so im Jahre 1938 beim Anschluß Österreichs und bei der Befreiung des Sudetenlandes; so schließlich auch bei der Liquidierung des tschechischen Rumpfstaates im Frühjahr 1939.
Als er sich dann entschloß, den Übergriffen der Polen nicht länger mit Protestnoten, sondern mit Waffengewalt entgegenzutreten, da sprachen alle Vernunftgründe dafür, daß die West-Mächte seinen Vorstoß nach Osten mit Erleichterung hinnehmen und passiv bleiben würden. Doch diesmal hatte Hitler sich getäuscht. Er wußte ja nichts von den Umtrieben deutscher Diplomaten und Militärs, die den Engländern und Franzosen zugesichert hatten, sie würden ihn gewaltsam aus dem Wege räumen, wenn es zum Kriege käme. Er konnte also nicht voraus-

sehen, daß London und Paris den deutsch-polnischen Konflikt zum Anlaß nehmen würden, dem Großdeutschen Reich den Krieg zu erklären. Wenn somit der Kriegseintritt Englands und Frankreichs eine logische Erklärung findet, so ist es jedoch zunächst völlig unlogisch und unbegreiflich, daß sie den Krieg fortgesetzt haben, nachdem der Staat, der einmal Polen hieß, zerschlagen und ausgelöscht war, aufgeteilt zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Da gab es doch nichts mehr zu retten, es sei denn, die Westmächte hätten sich stark genug gefühlt, ganz Deutschland zu erobern und dann auch noch den Sowjets ihren Beuteanteil abzujagen. Utopie!

Utopisch vor allem die Erwartung, die Deutschen würden sich nach einem so gloriosen Sieg gegen Hitler empören. Über sechs Jahre lang hatten sie unentwegt hinter ihm gestanden, nicht nur in friedlichen Zeiten, sondern auch jetzt noch, nach Ausbruch des Krieges. Es schien unmöglich, einen Keil zwischen Führer und Volk zu treiben.

Da detonierte am 8. November 1939 eine Bombe im Münchener Bürgerbräukeller! Hitler entkam zwar durch Zufall diesem heimtückischen Anschlag; aber die Feinde Deutschlands schöpften wieder Hoffnung: Kam da in diesem scheinbar so festgefügten Block nicht ein Riß zum Vorschein? Hatten die Emigranten nicht doch recht mit ihrer Voraussage, die Deutschen selbst würden sich Hitlers entledigen, wenn die Westmächte ihm endlich die Zähne zeigten? Mußten Chamberlain und Daladier sich jetzt nicht zum Durchhalten ermutigt fühlen und in Erwartung eines baldigen Umsturzes in Deutschland den Krieg fortsetzen? Diese Reaktion war die unmittelbare Folge des Attentates, das ein kleiner Tischler namens Georg Elser verübt hatte!

Wer war dieser Georg Elser?

Die Antwort auf diese und viele andere Fragen findet sich in dem Protokoll, das anläßlich der Vernehmung des Attentäters aufgenommen wurde und heute noch dem Geschichtsforscher zur Verfügung steht. Es ist die einzige primäre Informationsquelle zu diesem Komplex. Da kein Grund vorliegt, die Korrektheit der Vernehmungsbeamten in Zweifel zu ziehen, wird im folgenden der Inhalt dieses Protokolls als authentisch unterstellt.

Zur Person:

Wirtschaftliche Sorgen und zerrüttete Familienverhältnisse prägen das dumpfe Milieu der Kinderjahre Georg Elsers. Immerhin aber

bewahren ihn die Erträgnisse der elterlichen Landwirtschaft vor der größten Not während der Hungerjahre des Ersten Weltkrieges. Sein beruflicher Start ist gar nicht mal so schlecht. Er absolviert eine Lehre als Tischler, und der „goldene Boden" des Handwerks sichert ihm ein verhältnismäßig sorgenfreies Leben. In der Scheinblüte der zwanziger Jahre kann er anspruchsvoll sein bei der Auswahl des Arbeitsplatzes, den er oft und leichtfertig wechselt. So lebt er unbekümmert in den Tag hinein, bis er im Jahre 1930 zur Alimentenzahlung für seinen unehelichen Sohn verurteilt wird.

Jetzt zeigt sich bei ihm eine abstoßend asoziale Mentalität, wie man sie unter verantwortungslosen Primitiven häufig beobachten kann: Statt nun erst recht durch höhere Leistung ein höheres Einkommen anzustreben, verdingt sich der qualifizierte Handwerker fortan als Hilfsarbeiter; er begnügt sich mit geringerem Lohn, um sich der Unterhaltspflicht für sein Kind zu entziehen! Ungerührt erklärt er neun Jahre später bei der polizeilichen Vernehmung, daß dadurch eine erhebliche Schuldsumme angewachsen sei. „Wieviel sie heute beträgt, will ich gar nicht wissen." Sein robustes Gemüt erlaubt es ihm, nach dieser Affäre noch andere Verhältnisse anzuknüpfen, so auch mit seiner verheirateten Zimmerwirtin, die für diese ehebrecherischen Beziehungen mit der Scheidung büßen muß.

Georg Elser hat sich zum gewissenlosen Dorf-Casanova, zum Weiberhelden entwickelt; charakterlich erscheint er nicht gerade als hochkarätiger Ehrenmann. Doch was soll's? Ist er doch nicht der einzige unter den Widerständlern, dem mehr oder minder schwere Charaktermängel nachzuweisen sind.

Unter diesem Aspekt ergibt sich wieder einmal die Absurdität der abgedroschenen Phrase, daß „nur eine wirkliche Elite im politischen und moralischen Sinne sich (gegen Hitler) auflehnte". Diese infame Diskriminierung der übrigen Deutschen zwingt zu einer grundlegenden Klarstellung:

Jede objektive Bewertung erfordert sachbezogene Maßstäbe. Kein vernünftiger Mensch wird Entfernungen in Kalorien angeben oder Temperaturen in Kilogramm messen. Ebenso vernunftwidrig ist aber auch die Verwendung ethischer Begriffe als Kriterien politischer Verhaltensweisen. In der Politik gilt nur das Ethos der Macht, gemessen und bewiesen am Erfolg. Jede andere Klassifizierung widerspricht

jahrtausendelanger Erfahrung. Gerade die erfolgreichen, die „großen" Staatsmänner zeigen vielfach Charakterzüge, die den schlichten Bürger zum Schurken stempeln würden. Diese Feststellung gilt auch für jenen Bereich der Politik, den man „Widerstand" zu nennen pflegt. Demnach paßt Elser gerade wegen seiner Amoralität genau in diese Kategorie. Es wäre zwar abwegig, ihn als Politiker zu bezeichnen. Er hat aber folgenschwere politische Ereignisse ausgelöst; er hat demnach politisch gewirkt.

Zur Sache:

Im Sommer 1938 entschließt er sich – aus welchen Gründen auch immer – zur Ermordung Hitlers und entwickelt dann jene Raffinesse, Zielstrebigkeit und Energie, die für alle verbrecherischen Unternehmungen größeren Umfanges aufgewendet werden müssen. Er verfügt auch über einen erstaunlichen Einfallsreichtum, der ihm die praktischen Vorleistungen ermöglicht. Er ist jedoch kein Held im herkömmlichen Sinne; er will keineswegs sein Leben einsetzen, und darum praktiziert er eine Methode, die ein persönliches Risiko weitgehend ausschaltet: Er wählt als Waffe eine Bombe mit Zeitzünder.

Die Gelegenheit zur Tat bietet sich ihm bei der Zusammenkunft Hitlers mit seinen alten Kämpfern am 8. November, die alljährlich zum Gedenken an den Aufstand von 1923 im Münchener Bürgerbräu stattfindet. Die zur Ausführung des Anschlages erforderlichen Vorarbeiten lassen sich aber in den wenigen Wochen bis zum November 1938 nicht erledigen. Deshalb verschiebt er sein Vorhaben um ein volles Jahr, auf den November 1939, beginnt aber unverzüglich mit der Lösung einiger technischer Probleme. Anfang November 1938 reist er nach München, um sich den Tatort und den Ablauf der Feierlichkeiten anzusehen. Nun gewinnt sein zunächst noch vager Plan feste Konturen: Unmittelbar hinter dem Rednerpult, wo Hitler während seiner Ansprache stehen wird, befindet sich eine wuchtige gemauerte Säule. Aus dieser will er eine Sprengkammer herausstemmen und darin eine Bombe verstecken. Bei einer zweiten Erkundungsfahrt im folgenden April stellt er die genauen Maße der Säule und einige andere Details fest.

Inzwischen hat er sich auch schon um die Beschaffung von Sprengstoff bemüht. Als Arbeiter im Armaturenwerk Heidenheim beschäftigt, kann er nach und nach in kleinsten Mengen etwa ein Kilo

Schwarzpulver entwenden. Das geht ihm zu langsam, und deshalb bewirbt er sich im April 1939 bei einem Steinbruchunternehmen um Arbeit in der Absicht, „dort Pulver für den geplanten Anschlag zu beschaffen", wie es im Vernehmungsprotokoll heißt. Hier ist die Ausbeute wesentlich größer, etwa 15 Kilo Donarit/Gelantine und 125 Sprengkapseln. Das genügt ihm, und so nimmt er einen Betriebsunfall zum Vorwand, um seinen Arbeitsplatz Ende Juli aufzugeben. „Von da an", sagt er aus, „habe ich nur noch der Vorbereitung für meinen Anschlag gelebt."

Bei der Untersuchung späterer Attentatspläne wird sich herausstellen, daß die Widerständler trotz günstigster Vorbedingungen nicht in der Lage waren, geeignete Zünder für ihre Bomben zu beschaffen. Der Tischlergeselle Elser aber hat dieses Problem in nahezu perfekter Manier gelöst. Seine handwerklichen Fertigkeiten auswertend, konstruiert er aus Holz einen funktionssicheren Apparat zum Abfeuern einer Revolverpatrone, deren Treibladung eine aufgesetzte Sprengkapsel detonieren läßt. Vorsorglich bestückt er diese Vorrichtung mit drei Schlagbolzen und drei Patronen, so daß ein Versagen der Zündung ausgeschlossen ist.

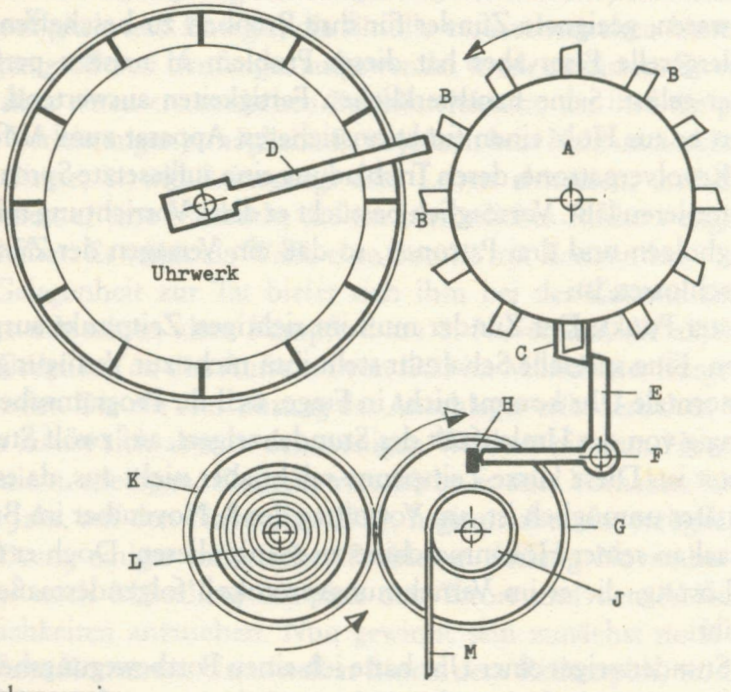
Nächster Punkt: Der Zünder muß im richtigen Zeitpunkt ausgelöst werden. Eine spezielle Schaltuhr steht ihm nicht zur Verfügung, und eine normale Uhr kommt nicht in Frage, weil ihr Programmbereich, abhängig von der Umlaufzeit des Stundenzeigers, auf zwölf Stunden befristet ist. Diese kurze Zeitspanne reicht aber nicht aus, da es dem Attentäter unmöglich ist, am Vormittag des 8. November im Bürgerbräusaal an seiner Höllenmaschine zu manipulieren. Doch er findet eine Lösung, die er im Vernehmungsprotokoll folgendermaßen beschreibt:

„Am Stundenzeiger einer Uhr hatte ich einen Fortbewegungshebel D befestigt . . . Auf einer besonderen Achse . . . hatte ich ein selbstgefertigtes Holzkammrad mit 12 Zapfen aufgezogen und so in das Gestell des Uhrwerks eingesetzt, daß der Hebel D alle 12 Stunden einen der 12 Zapfen B mitnahm und dadurch das Kammrad A um eine zwölftel Umdrehung weiterdrehte. An dem Kammrad A hatte ich außerdem einen seitlich hervorstehenden Anschlag C angebracht, der zu einem vorauszuberechnenden Zeitpunkt . . . einen Hebel E anhob."

## Schema der von Elser konstruierten Schaltuhr

Bestandteile:

A Holzkammrad
B Zapfen (12 Stück)
C Anschlag (an A befestigt)
D Fortbewegungshebel (statt Stundenzeiger)
E Winkelhebel
F Drehpunkt von E
G Zahnrad 1
H Sperrklotz
J Seiltrommel (H und J an G befestigt)
K Zahnrad 2
L Federtriebwerk (wirkt auf K)
M Zugseil (verknüpft mit Auslöser des Zünders)




Wirkungsweise:

Fortbewegungshebel D drückt den nächsten Zapfen B nach unten; Kammrad A dreht sich und schiebt mit seinem Anschlag C den senkrechten Arm des Winkelhebels E nach rechts; der waagerechte Arm geht hoch und gibt so den Sperrklotz H frei. Mittels Zahnrad K dreht der Federtrieb L die mit dem Zahnrad G verbundene Seiltrommel J nach rechts. Das hierdurch verkürzte Zugseil löst dann die Reaktion des Zünders aus.

Die weiteren Erläuterungen Elsers besagen im Prinzip, daß durch den Hebel E der unter Federspannung stehende Schlagbolzen des vorbeschriebenen Apparates freigegeben und die Zündung der Bombe ausgelöst wurde.
Da der Stundenzeiger der Uhr mit dem daran angebrachten Fortbewegungshebel D innerhalb von 24 Stunden nur zwei Umdrehungen macht, dauert eine ganze Umdrehung des Angschlages C, der die Auslösung bewirkt, genau 144 Stunden. So hat Elser vor dem Attentatstermin volle sechs Tage Zeit, um die Zündkombination in Gang zu setzen und sich vom Tatort zu entfernen. Als erfahrener Praktiker rechnet er selbstverständlich auch mit dem eventuellen Versagen dieses zum Teil selbstgebastelten Schaltmechanismus. Daher verwendet er zur Vorsicht zwei voneinander unabhängige Uhren.
Ende Juli 1939 hat Elser alle technischen Probleme seiner Bombe gelöst. Die übrigen Arbeiten muß er an Ort und Stelle erledigen. So übersiedelt er am 5. August nach München.
Im Frühjahr hatte es Schwierigkeiten gegeben, als er seinen Arbeitsplatz in Heidenheim kündigte. Nun befürchtet er wiederum ein Veto des Arbeitsamtes gegen den erneuten Stellenwechsel. „Es ist ja heute so, daß man nicht ohne weiteres irgendwoanders Arbeit nehmen kann . . . ", heißt es im Protokoll. Vorbeugend will er sich also für den geplanten Umzug einen glaubwürdigen Vorwand beschaffen. Durch Heiratsinserate in Münchener Zeitungen sucht er „Fräulein oder Witwe mit eigener Wohnung" zwecks Eheschließung. Mit zwei Reflektantinnen wechselt er dann einige Briefe, so daß er den Umzug nach München mit bevorstehender Heirat begründen könnte. Außerdem erzählt er in Bekanntenkreisen von einer Erfindung, die er beim Patentamt in München anmelden will – ein plausibles Argument, um neugierigen Fragen zu begegnen. Doch diese Vorsichtsmaßnahmen erweisen sich als überflüssig, und unbehelligt kann er sich in München ein Zimmer mieten.
Einige Tage später nimmt er den schwierigsten Teil seiner Attentatsvorbereitungen in Angriff: Er muß aus der gemauerten Säule hinter dem Rednerpult eine Sprengkammer zum Verstecken der Bombe herausstemmen. Ein Bauarbeiter erledigt so etwas unter normalen Umständen innerhalb weniger Stunden. Elser jedoch findet durchaus keine normalen Verhältnisse vor. Er muß nicht nur in nächtlicher Dunkel-

heit arbeiten; er darf dabei auch kein verräterisches Geräusch machen. Bei Verwendung von Hammer und Meißel wäre das ganz unmöglich. So ist er gezwungen, den Mörtel behutsam aus den Fugen herauszukratzen und die Ziegelsteine Stück für Stück aus dem Mauerwerksverband zu lösen. Im Vernehmungsprotokoll schildert er anschaulich, wie er das gemacht hat, wie er immer wieder Pausen machte, um die periodisch ablaufende automatische Wasserspülung als Geräuschkulisse zu nutzen. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist erwiesen, da die Polizei zahlreiche Details überprüfen und bestätigen konnte.
In den nächsten Wochen folgen nun dreißig bis fünfunddreißig Nächte mit physischer Schwerstarbeit unter dem Alpdruck, trotz aller Vorsicht entdeckt zu werden. Da er infolge Erkrankung zu einer längeren Unterbrechung der Stemmarbeiten gezwungen ist, verzögert sich die Fertigstellung der Sprengkammer bis Ende Oktober. Erst in der Nacht vom 5. zum 6. November kann er die Bombe einbauen und die Uhren endgültig in Gang setzen. Es hat also gerade noch gereicht. Nicht nur zeitlich, sondern auch finanziell: „Von meinen Ersparnissen hatte ich nur noch 10,– RM", sagt er bei der Vernehmung aus. Seine Schwester schenkt ihm bei seinem letzten Besuch am 6. November dreißig Mark. (Auch diese Angabe wird durch polizeiliche Nachforschungen bestätigt.) So kann er wenigstens die Fahrkarte nach Konstanz bezahlen. Von dort aus will er sich nämlich in die Schweiz absetzen.
Doch zuvor hat er noch etwas zu erledigen: In München unterbricht er die Fahrt, um sich im Bürgerbräukeller zu vergewissern, ob die Uhren seiner Höllenmaschine noch gehen.
Dann endlich – es ist bereits der 8. November, der Tag, an dem die Bombe detonieren soll – schleicht er zum letzten Mal hinaus, geht zum Bahnhof und fährt nach Konstanz, wo er gegen 20 Uhr eintrifft. Zu Fuß hastet er nun weiter auf dem Wege, der ins sichere Schweizer Asyl führen soll, und der ihm aus früheren Zeiten noch gut bekannt ist: Rosengartenstraße–Bodanplatz–Schwedenschanze . . .
Doch da holt ihn das Schicksal ein. Im Wessenberggarten, wenige Schritte vor dem Grenzzaun, wird er von Zollbeamten gestellt und ins Verhör genommen.
Zunächst sieht es nur nach illegalem Grenzübertritt aus. Ein verhältnismäßig harmloses Delikt. Doch das Abzeichen des „Roten Front-

kämpferbundes" unter seinem Rockaufschlag gibt der Sache schon einen politischen Anstrich. Dann wird es wesentlich schlimmer: Beim Ausräumen seiner Taschen kommen nicht nur Bestandteile militärischer Zünder zum Vorschein, sondern auch ein Bündel Notizblätter mit Aufzeichnungen über deutsche Rüstungsfabriken. Klarer Fall: Ein Spion! – Mit der ebenfalls aufgefundenen Ansichtskarte vom Münchener Bürgerbräukeller wissen die Zollbeamten zunächst nichts anzufangen. Als aber gegen Mitternacht bekannt wird, daß soeben in dieser Gaststätte ein Bombenanschlag verübt worden ist, kommt der Verdacht auf, der verhaftete Rot-Front-Mann könne an diesem Verbrechen mitgewirkt haben. Er wird der Grenzpolizei überstellt und dann von der Gestapo verhört. Unter dem Druck des Belastungsmaterials legt er am 14. November ein umfassendes Geständnis ab. Von da an bleibt er in Haft bis zu seinem ungeklärten Tod im April 1945.
Wer nun Bedauern empfindet für den „kleinen Tischler, der da ausgezogen war, um noch schlimmeres Blutvergießen zu verhindern", der in wochenlanger mühsamer Arbeit einen „rettenden Tyrannenmord" vorbereitet hatte, so ähnlich liest man in der sonst recht spärlichen Elser-Literatur, der möge bedenken: In der gleichen Stunde, da Elser gefaßt wurde, brach im vollbesetzten Bürgerbräusaal die Hölle los; da wurden Menschen von der Detonationswelle zerrissen, von Sprengstücken zerschmettert, von herabstürzenden Deckenteilen erschlagen. Blutige Bilanz: acht Tote, über sechzig Verletzte. Der Krieg aber ging weiter, und zwar, wie bereits oben nachgewiesen, gerade wegen dieses heimtückischen Bombenanschlages! Der Bombenleger indes verbringt die Kriegsjahre als Sonderhäftling in der Geborgenheit eines fast luxuriösen Gewahrsams. „Neben verpflegungsmäßigen Vergünstigungen wurden ihm eine Hobelbank und Tischlerwerkzeug zur Verfügung gestellt, mit dem er nach Belieben Holzarbeiten und Schnitzereien anfertigte. Es war ihm erlaubt, mit einem selbstgefertigten Lochbillard zu spielen und auf der Zither zu musizieren", schreibt Lothar Gruchmann in seiner „Autobiographie eines Attentäters". Gemessen am Leben der Deutschen damals, der Soldaten an der Front, der Frauen und Kinder in den langen Schreckensnächsten während der Terrorangriffe auf die Wohngebiete deutscher Städte führt Elser ein geradezu idyllisches Dasein bei Musik und Billardspiel, bis er unter ungeklärten Umständen spurlos in der

Versenkung verschwindet. Es wird zwar behauptet, er sei auf höheren Befehl ermordet worden; doch dafür gibt es nicht die Spur eines Beweises. Es war nicht Hitler, es war nicht Himmler, es war die ausgleichende Gerechtigkeit, die dem Leben des Attentäters ein Ende gesetzt hat.

Wenn hier die technischen Einzelheiten des Bürgerbräu-Attentats so eingehend beschrieben sind, so hat das seinen guten Grund: Es sollte ein Vergleichsmaßstab aufgestellt werden.

Zum einen war da der Tischlergeselle Georg Elser, ein einfacher Mensch von niedrigem Bildungsniveau. Er hatte nie im Leben ein richtiges Buch gelesen; seine einzige Lektüre war das Fachorgan „Bau- und Möbelschreiner-Zeitung". Aber obwohl er von Sprengtechnik und Pionierwesen keine Ahnung hatte, brachte er es fertig, einen zuverlässigen Zeitzünder herzustellen und eine Bombe zum vorberechneten Zeitpunkt detonieren zu lassen. In technischer Hinsicht eine beachtliche Leistung.

Zum anderen war da die sogenannte „Elite" des Widerstandes, lauter hochgestellte Persönlichkeiten mit umfassendem Wissen und weitreichendem Einfluß, die jedoch – abgesehen von dem dilettantischen Bombenanschlag Stauffenbergs – keinen einzigen ihrer hochfliegenden Pläne auszuführen vermochten.

Dieser Vergleich läßt erkennen, wie minimal die Intelligenzausstattung der „Elite"-Männer gewesen sein muß, sofern man nicht die nächstliegende Annahme akzeptiert, daß die meisten Widerstandserzählungen nur erfunden sind.

## ERICH KORDT

Der Legationsrat Erich Kordt war in den Jahren 1935 bis 1939 an der Konspiration deutscher Diplomaten mit ihren britischen Kollegen maßgeblich beteiligt, daher also auch mitverantwortlich für den Ausbruch des Krieges und seine Ausweitung zum Weltkrieg. Als dann das Unglück geschehen war, als die Westmächte dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatten, als die Wehrmacht sich nach der Niederwer-

fung Polens zum Angriff auf Frankreich bereitstellte, da wollte Kordt versuchen, durch die gewaltsame Ausschaltung Hitlers die Voraussetzungen zur Herbeiführung des Friedens zu schaffen. Dies behauptet er – wenn auch nicht gerade überzeugend – in seinem Buch „Nicht aus den Akten". Dort findet man auch eine Schilderung des Attentatsplanes und die Gründe seines Scheiterns.

Auch der fanatischste Überzeugungstäter, der sich selbst für sein Vorhaben opfern will, benötigt wirksame Waffen. Es wäre aussichtslos und wahnwitzig, den von seiner Leibwache abgeschirmten Führer des Großdeutschen Reiches und Oberbefehlshaber der Wehrmacht mit bloßen Fäusten erschlagen zu wollen. Eine diesbezügliche Äußerung Adenauers: „Den hätte ich mit eigener Hand erwürgt" kann nicht ernstgenommen werden. Kordt wollte sich denn auch nicht auf einen Faustkampf einlassen; er dachte realistischer; er dachte an eine Bombe. Da er aber als Zivilist keine Möglichkeit hatte, an Sprengstoff und Zündmittel heranzukommen, wandte er sich an Oster, der als Oberst und Mitarbeiter des Admirals Canaris wie kaum ein anderer imstande sein mußte, das erforderliche Material zu beschaffen.

Oster schien diese Meinung ausdrücklich zu bestätigen, als er am 1. November 1939 bedauernd sagte: „Wir haben niemanden, der die Bombe wirft." Mußte Kordt aus diesen Worten nicht den Schluß ziehen, daß in Osters Schublade schon eine komplette Bombe bereitlag? Irrtum. Die Schublade war leer.

Unbegreiflich! Hatten denn Halder, Witzleben und Oster und die anderen Frondeure, hatten vor allem die Generalstäbler unter ihnen, die doch den Grundregeln ihres Metiers zufolge für jede irgendwie denkbare Lage vorzusorgen gewohnt waren, seit dem September 1938 nur konspiriert und debattiert? Hatten sie keine praktischen Vorbereitungen getroffen für den Fall, daß wider Erwarten doch einmal ein Fanatiker sein Leben anbieten würde, um das vieldiskutierte Attentat endlich auszuführen? Hatten sie keine geheimen Waffenlager angelegt, wie es andernorts bei Revolutionären üblich ist? Nein! Daran hatten sie nicht gedacht.

Infolgedessen geriet der Oberst Oster jetzt zwar in Zugzwang, keineswegs aber in Verlegenheit. Mit Nachdruck versprach er dem Attentatsaspiranten, die Bombe zu liefern, „indem er mir die Hand gab", schreibt Kordt. Wie sich später herausgestellt hat, blieb dieser

theatralische Händedruck das einzige, was Oster effektiv „geliefert" hat.
Seine weitere Aktivität beschränkte sich auf ein Gespräch mit Major Lahousen, dem Leiter der Abt. II (Sabotage). Genau so unbekümmert, als handele es sich um eine harmlose alltägliche Lappalie, fragte er diesen in Gegenwart von mehreren Zeugen, ob er Spreng- und Zündmittel für einen Anschlag auf Hitler liefern könne. Welche Naivität, welche psychologische Ungeschicklichkeit! Denn Lahousen, obwohl in die Verschwörung verstrickt, wird auf Grund der bisherigen Ereignisse nicht unbedingt vom Gelingen dieses neuen Planes überzeugt gewesen sein. Seine Komplizen dürfen es ihm daher nicht verübeln, daß er nicht sofort bereit war, sich in dieser Weise zu exponieren. Wenn der Anschlag scheiterte oder verraten wurde, dann stand er da als der Mann, der dem Attentäter die Waffe geliefert hatte; dann war ihm das Todesurteil, die Hinrichtung sicher. Ganz anders wäre die Situation gewesen, wenn Oster den Sprengstoff nicht für die Ermordung Hitlers, sondern für einen unverfänglichen Zweck gefordert hätte, etwa für ein geheimes Vorhaben der Abwehr. Dann konnte Lahousen im Falle der Entdeckung durchaus glaubwürdig versichern, daß er von dem verbrecherischen Plan nichts gewußt habe.
Nun war Oster in Widerstandskreisen bekannt für seine leichtfertige Art, für die Vernachlässigung auch der primitivsten Vorsichtsmaßnahmen, und schon aus diesem Grunde muß man ihm uneingeschränkt die Verantwortung dafür anlasten, daß Lahousen „um Bedenkzeit bat", daß er seine Entscheidung hinauszögerte, obwohl sich in dieser Situation jede Verzögerung verhängnisvoll auswirken konnte.
Der Startbefehl für die Westoffensive wurde täglich, ja stündlich erwartet, und man konnte nicht wissen, wie lange noch der mit leeren Händen bereitstehende Attentäter die entnervende Belastung des Wartezustandes zu ertragen vermochte. Gab es unter solchen Umständen für die Verschwörer, gab es insbesondere für Oster, der ja die Lieferung der Bombe versprochen hatte, eine dringendere Aufgabe als die Einlösung dieses Versprechens? Allem Anscheine nach hat Oster sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich bemüht; allem Anscheine nach hat er sich damit begnügt, die Bitte Kordts an Lahousen weiterzuleiten. Jedenfalls findet sich in der Literatur kein Hinweis, daß er versucht hat, die Bombe anderweitig aufzutreiben. Anscheinend

war er überzeugt, daß Lahousen es schon machen werde. Für Kordt aber gab es angesichts der präzisen Zusage Osters – „Sie werden die Bombe am 11. November erhalten" – keine Veranlassung, nach anderen Lieferanten, nach anderen Beschaffungsmöglichkeiten zu suchen.

Inzwischen erfuhren die Verschwörer, daß Hitler am 12. November endgültig losschlagen wolle. Man schrieb bereits den 7. November, und für Gegenmaßnahmen blieben nur noch wenige Tage. Wie oft hat Oster sich in dieser Zeit um den nach acht Tagen Bedenkzeit noch immer zögernden Lahousen bemüht, ihn zu überzeugen, zu überreden versucht? Welche Argumente hat er vorgebracht, um seine Besorgnisse zu zerstreuen? Welche Maßnahmen hat er vorgeschlagen, um seine Gefährdung auszuschließen, wenigstens aber zu mindern? Oder hat er es etwa gar nicht für notwendig befunden, Lahousens Entscheidung durch erneutes Zureden nun endlich herbeizuführen? In der Literatur werden solche Fragen nicht gestellt, geschweige denn beantwortet.

Da detonierte am Abend des 8. November die Sprengladung Elsers im Münchener Bürgerbräusaal. Resultat: Hitler überlebte und Oster gab auf! Zwar verabredete er mit Kordt noch den 11. November als Termin für die Ausführung des Attentates; aber auch daraus wurde nichts. „Denn", so schreibt Peter Hoffmann, „die ohnehin bedeutenden Schwierigkeiten der Sprengstoffbeschaffung waren durch die nunmehr verschärfte Wachsamkeit gewaltig gewachsen." So erhielt Kordt, als er am 11. November zu Oster ging, statt des versprochenen Sprengstoffes den Bescheid, daß die Beschaffung desselben nicht möglich gewesen sei, weil die Laboratorien nun über jedes Gramm Sprengstoff und dessen Verwendung genauestens berichten müßten und die Ausgabe nur gegen Unterschrift des Empfängers erfolgen dürfe.

„Na, und?", hätte Kordt fragen müssen, „wenn ich mein Leben einsetze, dann werden Sie doch wohl die Courage aufbringen, Ihren Namen ins Quittungsbuch Lahousens einzusetzen! Das ist doch wahrhaftig kein unzumutbares Risiko. Wer soll wohl nach gelungenem Attentat in den Bestandsbüchern der Laboratorien nachforschen, ob etwa ein Kilo Sprengstoff fehlt? Da gibt es doch für Polizei und Justiz ganz andere Probleme. Überdies nehme ich an, daß Sie

hinterher nichts dagegen einzuwenden haben, wenn in der Presse und im Rundfunk Ihr Beitrag am Gelingen meiner Aktion rühmend herausgestellt wird."

„Wenn aber Ihr Anschlag mißlingt? Wenn Hitler wieder einmal durch Zufall davonkommt?"

„Ich weigere mich, an diese Eventualität überhaupt zu denken. Doch auch bei negativem Ausgang meines Vorhabens werden Sie, mein tapferer Oberst, nicht in Verlegenheit geraten. Falls man Sie nach dem Verbleib des Ihnen ausgehändigten Sprengstoffes fragen sollte, dann erklären Sie eben, der sei einigen V-Männern der Abwehr zwecks Vollzug eines geheimen Sonderauftrages überlassen worden. Sie als Fachmann wissen nur zu gut, daß es im Dunkel dieses Milieus keine kaufmännische Buchführung mit korrekten Belegen gibt. Wer könnte dann nachweisen, daß Sie das Material für mein Attentat geliefert haben? Wenn Sie wirklich zum Widerstand entschlossen sind, dann gehen Sie jetzt, sofort, in dieser Minute noch zu Lahousen und lassen sich das Bombenmaterial aushändigen, auch um den Preis Ihrer Unterschrift! Sie haben mir für heute die Bombe zugesagt, und ich erwarte, daß Sie als Ehrenmann Ihr Wort einlösen. Ihr heldenmütiger Einsatz wird nicht vergebens sein; dafür werde ich mein Bestes tun."

So ähnlich hätte Kordt seinem Kontrahenten ins Gewissen reden können. Doch in seiner Naivität hat er gar nicht erkannt – bis heute noch nicht –, wie schmählich er von Oster im Stich gelassen worden ist. Er vertraute weiterhin auf dessen Mithilfe und ließ sich noch zweimal vertrösten. Dann endlich mußte er feststellen: „Ich habe nicht erhalten, um was ich bat ... Es war nicht Zufall, nicht Schicksal, sondern Unzulänglichkeit", daß dieses Attentat nicht ausgeführt wurde.

Wenn nun die Ausrede Osters akzeptiert und demgemäß behauptet wird, die Beschaffung des Sprengstoffes sei damals unmöglich gewesen, dann ist diese Behauptung einfach unwahr. Ihre stete Wiederholung in der Literatur läßt sich nur erklären mit Leichtgläubigkeit und unzureichender Sachkenntnis der Autoren. Ihrem Lebensalter zufolge können viele von ihnen nicht aus eigenem Erleben berichten oder urteilen, und man kann dem jungen Publizisten von heute nicht anlasten, daß seine Gewährsleute ihn – aus welchen Gründen auch immer – unzutreffend informiert haben. Im Interesse der geschichtli-

chen Wahrheit sei daher die Episode Kordt zum Anlaß genommen, das Kernproblem aller fehlgeschlagenen Attentatsversuche, nämlich die Möglichkeiten der Sprengstoffbeschaffung, vom Standpunkt des Fachmannes aus zu untersuchen. Fachmann aber ist hier in erster Linie der Soldat jener Zeit, und zwar nicht etwa der „Büro-Offizier", sondern der Frontsoldat mit seinen praktischen Erfahrungen.
Wenn man bei Erstellung eines solchen „Gutachtens" davon ausgeht, daß Oster den ehrlichen Willen hatte, den Attentäter mit dem benötigten Sprengmaterial zu versorgen, dann ergibt sich die Schlußfolgerung, daß sein unbestreitbares Versagen auf Intelligenzmangel zurückzuführen ist. Wie anders konnte er, der doch das Risisko einer Unterschrift scheute, auf den abwegigen Gedanken verfallen, die Beschaffung gerade im Laboratorium, beim Hersteller, zu versuchen! Denn dort war schon mit Rücksicht auf den Etat und zum Nachweis der Effektivität eine genaue Kontrolle obligatorisch, nicht erst nach dem Elser-Attentat im November 1939, sondern schon immer, auch in normalen Zeiten. Dort mußte tatsächlich jedes Gramm der eingehenden Rohstoffe und des ausgelieferten Endproduktes verbucht und belegt werden.
Natürlich konnte Oster damals noch nicht wissen, wie der schlichte Praktiker Georg Elser die Munitionsfrage gelöst hatte, und wenn auch, so wäre es doch undenkbar gewesen, einem Stabsoffizier der Wehrmacht die Rolle eines Steinbrucharbeiters zuzumuten. Wohl aber durfte man ihm zumuten, über den Weg der Bomben, Minen und Granaten vom Hersteller bis zum Endverbraucher nachzudenken. Dann hätte er erkannt, erkennen müssen, daß die unbefugte Entnahme von Spreng- und Zündmitteln am wenigsten dort auffällt, wo sie nicht mehr penibel gezählt werden, sondern ihrer Zweckbestimmung entsprechend aus den Bestandsbüchern verschwinden. Für den Soldaten aber heißt das: So genau die Buchführung, die Kontrolle in den Dynamitfabriken, in den Munitionslagern, in den Pionierparks auch sein mögen – ganz „unten", an der Front, bei den Kompanien und Zügen der vordersten Linie, da löst sich die so sorgfältig registrierte Munition in Nichts auf. Da wird sie eben verbraucht, verschossen, „verpulvert". Kontrolle? Belege? Quittungen? Nein, wenn die Granaten, Patronen und Minen alle zu werden drohen, dann werden neue angefordert. Telefonanruf genügt!

Wenn etwa ein MG-Zug nach längerem Feuergefecht Stellungswechsel macht, wer wird da noch die herumliegenden leeren Hülsen zählen? (Das tat in Friedenszeiten nicht einmal der vielbewitzelte „Schütze Hülsensack", der im Manöver die abgefeuerten kostbaren Messingpatronen einsammeln mußte.)
Und wenn der Pionier einen Bunker oder eine Brücke gesprengt hat, wer soll da wohl den Sprengstoffverbrauch nachprüfen, im feindlichen Feuer, bei Nacht und Nebel, beim zügigen Vormarsch oder gar beim hastigen Rückzug?
War nicht auch der Oberst Oster einmal Frontsoldat gewesen? Falls er aber in den zwanzig Jahren seit Verdun und Cambrai jede Beziehung zu den Verhältnissen und Maßstäben der Front verloren haben sollte – warum befragte er nicht die jungen Offiziere der Wehrmacht, die soeben den Blitzkrieg gegen Polen erlebt hatten und nun in Erwartung neuer Kämpfe am Westwall standen? Die hätten ihm sagen können, wie man einen Attentäter mit Sprengstoff zu versorgen vermochte, ganz unauffällig, ganz ohne Risiko, auch noch im Herbst und Winter 1939.
Da berichtet ein Infanterist: „Im Winter '39/40 lagen wir im Vorfeld des Westwalles und buddelten uns ein. Als wir in dem tiefgefrorenen Boden mit Hacke und Spaten nicht recht weiterkamen, machten wir uns mit Sprengungen die Arbeit leichter. Das benötigte Material, wie Bohrpatronen, Zündschnur und Sprengkapseln, erhielten wir vom Bataillon, ohne jede Formalität und ohne Verbrauchsnachweis. Später hatte fast jeder von uns ein paar Bohrpatronen im Sturmgepäck, bei Schnee und Regen ein willkommenes Hilfsmittel zum Feuermachen."
Wohlgemerkt, das war mitten im Winter, also nach dem Elser-Attentat, trotz der angeblich jetzt so strengen Kontrollen!
Da berichtet ein Pionierzugführer: „Im Herbst 1939 erhielt ich den Befehl, für den Divisionsstab eine Ausweichstellung zu bauen, und zwar in Form von tiefliegenden Stollen. Da der hierfür vorgesehene Berghang aus Fels bestand, war mit dem üblichen Schanzzeug nichts zu machen. Wir mußten sprengen. Ich faßte die benötigten Spreng- und Zündmittel kistenweise beim Pi-Park der Division. Den Empfang mußte ich zwar quittieren, doch um den tatsächlichen Verbrauch hat sich niemand gekümmert." Auf gezielte Fragen erklärte der Feldwebel: „Ich hätte jederzeit einige Kilo Sprengstoff sowie auch Zündschnur und Sprengkapseln beiseite schaffen und weitergeben können."

So und ähnlich berichten Leutnants, Hauptleute und Majore der Fronttruppe, immer mit dem gleichen, hier interessierenden Tenor: Der Verbleib des gegen Quittung ausgelieferten Materials wurde nicht nachgeprüft, und so war es immer möglich, ein gewisses Quantum unbemerkt abzuzweigen.
Wie aber war es damals im Heimatgebiet, etwa im frontfernen Berlin? Nun, das vorerwähnte Abzweigen, das unkontrollierte Beiseiteschaffen, ließ sich hier, wo ja kein nennenswerter Verbrauch stattfand, aus begreiflichen Gründen nicht ganz so problemlos praktizieren. Doch auch hier konnten sich die Kompaniechefs, die Bataillons- und Regimentskommandeure jederzeit alle Arten von Spreng- und Zündmitteln aushändigen lassen, etwa zu Demonstrations- oder Informationszwecken. Dazu bedurfte es nur eines Befehles an den Waffenoffizier oder -unteroffizier (WuG) und der Empfangsbestätigung, also der Unterschrift des Empfängers. (In vielen Fällen kam der WuG, an blinden Gehorsam gewohnt, gar nicht auf den Gedanken, einen Vorgesetzten zur Unterschrift aufzufordern.) Einen exemplarischen Fall, die Anforderung und Aushändigung einiger Handgranaten, schildert mit allen wünschenswerten Details der gutinformierte Autor Peter Hoffmann im Rahmen der Attentatsvorbereitungen des Hauptmanns Axel von dem Bussche. (Siehe Seite 160!)
Ob nun auch ein General oder Generalstabsoffizier, der nicht als Truppenführer fungierte, die gleichen Möglichkeiten hatte, sei dahingestellt, da unwesentlich im Sinne des hier abgehandelten Themas. Wenn so ein „Büro-Offizier" à la Oster die Herausgabe von Sprengmitteln schon nicht befehlen konnte, so war es ihm doch unbenommen, einen befreundeten und eingeweihten Einheitsführer oder Kommandeur um die Beschaffung zu bitten. Unter den Truppenoffizieren gab es genug Sympathisanten, die eine solche Bitte erfüllen konnten und gerne erfüllt hätten.
Diese auf langjährige Erfahrungen alter Soldaten gestützten Darlegungen dürften genügen, um auch dem Laien die Erkenntnis zu vermitteln, daß die Verschwörer hinreichend Gelegenheit hatten, das Bombenmaterial für Attentatsanwärter bereitzustellen. Doch sie haben es nicht bereitgestellt, und Kordt hat seinen Attentatsplan aufgegeben. Somit fehlt nun der einzige überzeugende Beweis für die objektive Wahrheit seiner Bekundung, er habe zur Rettung des Vaterlandes sein Leben

opfern wollen. Das ist eben das bittere Los all derer, die eine angekündigte Tat nicht ausführen.
Andererseits fehlt es nicht an Indizien, daß er sich, wie der „Spiegel" so respektlos schreibt, durch nachträgliche Veröffentlichung eines diffusen Attentatsplanes „den Zugang zur Ehrengalerie antifaschistischer Widerstandskämpfer zu öffnen" versucht hat.
Erhebliche Zweifel an der Aufrichtigkeit Kordts werden schon durch seine Schilderung des Tatortes und der Tatgelegenheit ausgelöst: „Ich hatte bessere Chancen als irgendeiner unserer Gruppe . . . (denn) ohne kontrolliert zu werden, konnte ich in Hitlers . . . Wartezimmer gelangen, wo sich regelmäßig 20 bis 30 Personen aufhielten . . . Würde Hitler nicht, wie so oft, in das Vorzimmer treten, um Besucher hereinzurufen . . . ? Wäre dann nicht eine Möglichkeit [zum Attentat] gegeben?"
Äußerst fraglich! Sogar der schlichte Kassenarzt überläßt es seiner Sprechstundenhilfe, nach Abfertigung des einen Patienten den nächsten hereinzubitten. Die Kenner der damals in der Reichskanzlei gegebenen Umstände mögen sich darüber äußern, ob Kordt damit rechnen kann, daß Hitler persönlich ins Vorzimmer kommt und ihm auf wenige Schritte gegenübersteht. Wenn ja, wie hat er sich dann den weiteren Verlauf der Aktion gedacht?
Will er nun, wie Oster meint, „die Bombe werfen"? Unmöglich! Denn in den Arsenalen der Wehrmacht gab es keinen Zünder, der auf die relativ geringe Erschütterung beim bloßen Hinfallen sofort reagiert hätte.
Will er einen Kurzzeit-Zünder verwenden und Hitler nach dem Auslösen des Zündmechanismus umklammern, bis die Detonation eintritt? (Wie an anderer Stelle beschrieben, soll Axel von dem Bussche diese Prozedur geplant haben.) Dazu müßte Kordt die Bombe derart präparieren, daß die Zündung sich beim Erscheinen Hitlers sofort und unauffällig betätigen läßt. Hat er über eine solche Maßnahme nachgedacht und die Fachleute um Vorschläge oder Mithilfe ersucht?
Wie will er verhindern, daß die Aufpasser argwöhnisch werden, wenn er – vielleicht stundenlang – vor der Tür zum Arbeitszimmer Hitlers wartet und dabei die Aktentasche, in der er die Bombe versteckt hat, nicht aus der Hand läßt?

Da wäre zu fragen, warum er es nicht mit der Pistole versucht hat: Wer mit einer Bombe in der Hand bis auf Tuchfühlung an Hitler herantreten kann, der hat auch die Möglichkeit, ihm eine Pistole auf die Brust zu setzen und abzudrücken – falls er wirklich zum höchsten Einsatz entschlossen ist.
Außer vielen interessanten Erlebnissen hat Kordt in seinem Buch „Nicht aus den Akten" auch zahlreiche Belanglosigkeiten dargeboten. Weshalb aber berichtet er keinerlei Einzelheiten über das bedeutsamste Ereignis seines ganzen Lebens, über seinen selbstmörderischen Attentatsplan? Bescheidenheit? Kaum. Denn dann hätte er von der ganzen Sache gar nichts erzählt. So aber läßt das Fehlen konkreter Angaben zu den oben angeschnittenen Fragen die Vermutung aufkommen, daß es diese Episode überhaupt nicht gegeben hat, zumindest nicht in der von ihm so dramatisch herausgestellten Zuspitzung.
Vermutlich ist auch ihm der naheliegende Gedanke gekommen, daß seine Opferbereitschaft angezweifelt würde, wenn das Attentat unterbliebe. Oder aus welchem Grunde übergab er damals den beiden neutralen Diplomaten Kirk und Kappeler eine schriftliche Ankündigung seines Vorhabens? Dieses Schriftstück hätte doch viel mehr Beweiskraft, wenn er es bei einem ausländischen Notar hinterlegt hätte mit der Weisung, dasselbe nach dreißig Tagen der Presse zu übergeben. Dann wäre er unwiderruflich gebunden gewesen. Oder wollte er sich nicht festlegen?
Es wäre auch zu fragen, warum er das Verhalten Osters – Vorsicht oder Feigheit – nicht mit gebührender Schärfe angeprangert hat. Weshalb schont er auch heute noch den Mann, der ihn so schmählich im Stich gelassen hat? Diese Schonung wird völlig unverständlich, wenn man sie – rein theoretisch und mit allem Vorbehalt – aus seiner Blickrichtung betrachtet: Er wollte Hitler ermorden, um die Ausweitung des Krieges zu verhindern und die Voraussetzung für einen Friedensschluß zu schaffen. Da Oster dies unmöglich gemacht hat, müßte Kordt ihn verantwortlich machen für alle Opfer, die der Krieg in der Zeit vom November 1939 bis Mai 1945 gefordert hat! Offensichtlich hat sich der verhinderte Attentäter über diesen Komplex überhaupt keine Gedanken gemacht. Oder hat er aus bisher unbekannten Gründen vermieden, seine Verachtung für das Verhalten Osters zum Ausdruck zu bringen?

War ihm dessen Passivität etwa willkommen? War er etwa – wie die Verschwörer im September 1938 – erleichtert, daß er nun nicht zu handeln brauchte, daß er sein Leben nicht zu opfern brauchte?
So schwerwiegend aber auch die Schuld Osters aus der Sicht der Widerständler zu bewerten ist – es lag nicht nur an ihm, daß Kordt sein geplantes Attentat nicht vollzogen hat. Ein wirklich zum Selbstopfer entschlossener Attentäter in der Position des Legationsrates Ericht Kordt hätte es auch trotz Osters Versagen fertiggebracht, die technischen Voraussetzungen für sein Vorhaben zu schaffen. Die Hauptschuld liegt deshalb bei ihm, der nach eigener Aussage „bessere Chancen hatte als irgendeiner seiner Gruppe"!
Es mag überflüssig erscheinen, der kaum bekannten und überdies auch noch folgenlos gebliebenen Episode Kordt so intensiv auf den Grund zu gehen. Es wird sich aber noch erweisen, daß schon in diesem relativ frühen Stadium des aktiven Widerstandes die typischen Merkmale aller späteren Attentatsversuche deutlich in Erscheinung treten:
Statt aus dem Versagen vom November 1939 die zwingend gebotenen Konsequenzen zu ziehen, haben die Verschwörer ihre Fehler und Versäumnisse bei jeder späteren Gelegenheit wiederholt, bis die Bombe Stauffenbergs am 20. Juli 1944 zwar nicht das Ende Hitlers, wohl aber das Ende des Widerstandes bewirkte.
Zu dieser Zeit befand sich der Legationsrat Erich Kordt schon längst nicht mehr im Machtbereich der deutschen Justiz. Mit erstaunlicher Perfektion hatte er den loyalen Gefolgsmann Hitlers gespielt, und wenn er dabei mit den Zähnen knirschte oder die Faust in der Tasche ballte – es ist nicht erwiesen, ob er das getan hat –, dann machte er das so diskret, daß seine Vorgesetzten von derartigen Widerstandsgesten nichts bemerkten. Ihr Wohlwollen ihm gegenüber ging so weit, daß sie ihn schon bald nach seinem gescheiterten Kamikaze-Vorhaben nach Japan schickten, wo er ungefährdet das Ende des Krieges und den Untergang Deutschlands abwarten konnte.

# OSTER

Es steht fest, daß der damalige Oberst Hans Oster die Termine der deutschen Kriegsoperationen im Frühjahr 1940 dem Gegner bekanntgegeben und sich dadurch des Landesverrates schuldig gemacht hat. Die Ungeheuerlichkeit dieser Vorgänge hätte eine gründliche Untersuchung zur Folge haben müssen, als nach dem Kriege die Geschichte jener Zeit geschrieben wurde. In der Tat haben denn auch deutsche Autoren, wie Erich Kern und Karl Balzer, in ihren Dokumentarschriften ausführlich über den Landesverrat Osters berichtet. Doch die meisten Historiker gehen nur oberflächlich und einseitig an dieses Thema heran. Vorab die Stimmen einiger Zeitgenossen:

„Oster aber war ein Mann nach dem Herzen Gottes", schreibt sein Gesinnungsfreund, der Rechtsanwalt Fabian v. Schlabrendorff. Nun verfügt ein Jurist im allgemeinen nicht über hinreichende Kenntnisse auf dem Gebiet der Theologie, um ergründen zu können, nach welchen Kriterien der Allmächtige sein Wohlwollen zu bemessen pflegt. So hat Schlabrendorff gar nicht erst den Versuch gemacht, sein Votum zu beweisen.

Die damaligen Kriegsgegner Deutschlands, die diesem ungebetenen Helfer eigentlich Sympathie bezeigen müßten, scheinen laut Peter Hoffmann ganz andere, und zwar patriotische Maßstäbe anzulegen. Sie nennen Oster einen „moralisch verächtlichen Verräter", und der niederländische General Winkelman hat einmal behauptet, Oster sei doch „ein erbärmlicher Kerl".

Was war er nun wirklich, dieser deutsche Oberst Hans Oster, ein Mann Gottes oder ein Lump? Gehört er zur Elite oder aber zum Ausschuß, zum Abschaum?

Grundsätzlich wird er in der Literatur dem Widerstand zugerechnet. Denn unbestreitbar hat er sich mit verbissenem Engagement an den konspirativen Gesprächen der Fronde beteiligt. Gelegentlich hat er sich sogar ohne Rücksicht auf die Folgen „zu haßerfüllten Tiraden gegen Hitler hinreißen lassen". Doch dieser Haß, von einigen Autoren ausdrücklich vermerkt, läßt sich auf den ersten Blick nicht begreiflich machen. Es fehlt die logische Begründung: Bekanntlich war der Berufsoffizier Oster wegen Ehebruch mit der Frau eines anderen Offiziers

aus der Weimarer Reichswehr entlassen, dann aber bei Beginn der Wiederaufrüstung von Hitler reaktiviert worden. Warum also haßt er den Mann, der ihm, dem Berufslosen, die Probleme des Zivillebens erspart hat und dem er nicht nur das tägliche Brot verdankt, sondern auch den neu erstrahlenden Glanz der Offizierslaufbahn? Hermann Graml als Sprecher des Münchener Instituts für Zeitgeschichte deutet zwar religiöse Motive an; doch dieser vage Hinweis ist irreal angesichts der wohlwollenden Haltung hochstehender Kleriker zum Dritten Reich. Mann denke nur an Kardinal Innitzer! Immerhin, spätestens seit Kriegsausbruch steht Oster in der Fronde gegen Hitler.

Der überraschend erfolgreiche Verlauf des Polenfeldzuges hat die Besorgnisse der Generalität bezüglich der Überlegenheit der Westmächte nicht ausräumen können. So ist der Winter von 1939 auf 1940 gekennzeichnet durch die Bemühungen nahezu aller einflußreichen deutschen Militärs, ihrem Obersten Befehlshaber einen Angriff an der Westfront auszureden. Ihre Argumente erscheinen überzeugend, militärisch wie auch politisch:

Das Territorium des Großdeutschen Reiches ist nach dem Anschluß Österreichs, nach der Besetzung der Tschechei und nach der Eroberung Polens arrondiert; die Grenzen sind gesichert durch einen Kordon neutraler, befreundeter und verbündeter Staaten im Norden, Osten und Süden.

Die Wehrmacht, nunmehr größtenteils im Hinterland des für damalige Verhältnisse fast unangreifbaren Westwalles versammelt, kann mit Gelassenheit abwarten, ob die Briten und Franzosen, die im September den Krieg erklärt haben, nun auch wirklich Krieg führen wollen. Auf dem Versorgungssektor befindet sich die deutsche Regierung im Gegensatz zu 1914 in einer beruhigenden Lage. Da sie über die unerschöpflichen Rohstoffquellen des russischen Raumes und der Balkanstaaten verfügen kann, muß die Blockade der Nordseeküste wirkungslos bleiben.

Mithin sind nun alle Voraussetzungen für militärisches Abwarten und diplomatische Aktivität gegeben. Ribbentrop ist am Zuge. Im August hat er das große Spiel gegen die britischen Diplomaten in Moskau gewonnen und trotz aller ideologischen Gegensätze den Pakt mit Stalin fertiggebracht. Mit den starken Trümpfen, die er jetzt in der Hand hat, müßte er es auch fertigbringen, die Westmächte zum Friedensschluß zu bewegen.

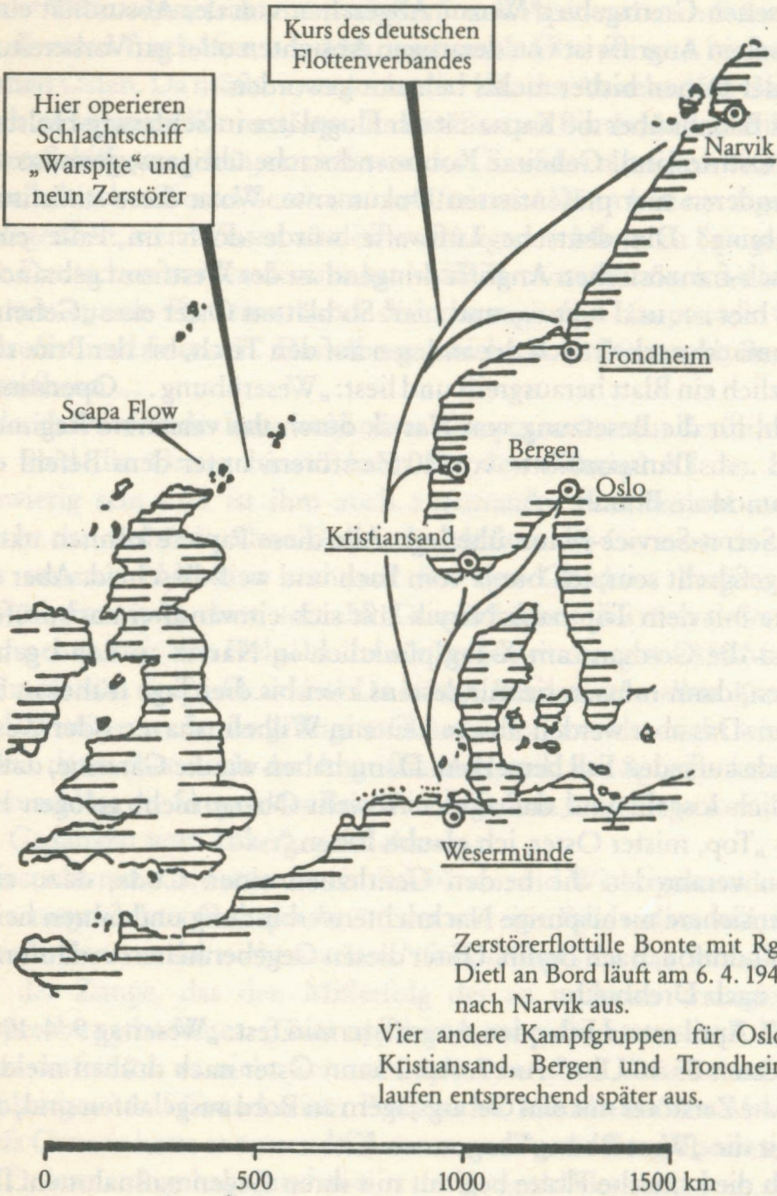
Hitler hingegen beurteilt die Lage ganz anders. Er will der britisch-französischen Aufrüstung zuvorkommen und sofort an der Westfront losschlagen, ungeachtet der Bedenken seiner Generale, die das Scheitern dieser Offensive befürchten.
Die Widerständler sind derselben Meinung wie die Generale, müßten aber eigentlich den riskanten Angriffsplan befürworten, da sie schon seit langem aus innenpolitischen Gründen auf einen Mißerfolg Hitlers warten. Von ihrem Standpunkt aus gesehen ist es daher reine Schizophrenie, wenn Kordt die Westoffensive per Attentat verhindern will und wenn Oster zum gleichen Zweck für einen Putsch der Generale agitiert. Doch genauso wie der Winkelried Kordt hat auch der Agitator Oster keinen Erfolg.
Ohne Erfolg blieb auch Osters gewissenloser Widerstandsmodus, als er im April 1940 den von Hitler geplanten Vorstoß nach Skandinavien, die „Weserübung", durch Verrat zum Scheitern bringen wollte. In der Literatur finden sich wohl zahlreiche Behauptungen, er habe in selbstlosem Patriotismus die Rolle des „scheinbaren" Verräters übernommen, um eine Katastrophe zu verhindern. Mögen seine Freunde aber auch noch so spitzfindig diesen Landesverrat mit dem Zwang der Verhältnisse zu entschuldigen versuchen, so können sie doch gerade aus der Sicht des Widerstandes die Tatsache nicht bestreiten, daß er durch unbegreifliche Fehlleistungen und durch Unterlassung zwingend gebotener Maßnahmen die einmalige Chance verpaßt hat, die sensationelle Erfolgsserie Hitlers zu stoppen.
Oster hat sich zum Verrat des Angriffstermins entschlossen, weiß aber als Abwehrexperte nur zu gut, daß das Verraten gar nicht so einfach ist, wie der Laie denkt. Er kann doch nicht per Telefon den betroffenen Regierungen in Kopenhagen und Oslo mitteilen, daß demnächst die deutschen Soldaten kämen und daß er, der deutsche Oberst Oster, den genauen Termin zu gegebener Zeit durchsagen würde! Ein derartiges Telefongespräch könnte am anderen Ende des Drahtes nur als höchst unangebrachter Scherz aufgefaßt werden. Da müßte er sich schon etwas Besseres einfallen lassen. Er müßte eine klärende Aussprache mit einer kompetenten Persönlichkeit der Gegenseite arrangieren, um bei dieser Gelegenheit außer seinen Informationen auch die zugehörigen Beweise zu liefern. Wo aber – so hätte Oster sich fragen müssen – könnte diese Aussprache stattfinden? Seit der Venlo-Affäre im November 1939 sind

die Engländer für Treffs auf neutralem Boden nicht mehr ansprechbar; französisches oder britisches Territorium aber wäre für einen deutschen Offizier zu riskant. Nun hat er bestimmt gewußt, daß Agenten und Kuriere der Abwehr auch im Kriege noch durch die ganze Welt reisten, nicht nur nach Rom zum Papst und nach Schweden zu diversen Bischöfen, sondern sogar nach Übersee und bis in den Fernen Osten. Da müßte er es doch mit Hilfe des Abwehrchefs Canaris auch arrangieren können, etwa in Lissabon an Bord eines amerikanischen Schiffes zu gehen, um während der Überfahrt mit einem Kollegen vom britischen Secret Service zu konferieren! Dann hätte er tagelang Gelegenheit, sein Wissen an den – richtigen – Mann zu bringen:
Die Deutschen werden demnächst – der Termin steht noch nicht fest – mit einem Flottenverband die norwegische Hauptstadt Oslo anlaufen und besetzen. Dasselbe geschieht in Kristiansand, Bergen, Trondheim . . .
Oslo, das nimmt der Brite wohl ohne Wimperzucken zur Kenntnis; so ein Raid die Ostsee hinauf kann für den Admiral Raeder nicht schwierig sein und ist ihm auch zuzutrauen. Kristiansand jedoch macht den Zuhörer schon skeptisch: Müßten die Germans da nicht mit unseren U-Booten rechnen? Bei den Objekten Bergen und Trondheim ist es dann mit der Gutgläubigkeit des Secret-Service-Mannes vorbei: Von Helgoland nach Bergen sind es glatte 150 Meilen mehr als von Scapa Flow aus! Da hätten Raeders schnellste Kreuzer und Zerstörer nicht die geringste Chance. Sollte er das nicht wissen? Wenn dann aber noch das Angriffsziel Narvik zur Sprache kommt, dann schlägt die Skepsis des Briten in Ärger um, und Oster kann ihm die Gedanken vom Pokergesicht ablesen:
„Dieser Bursche ist entweder ein Schwätzer und Wichtigtuer oder ein ganz ausgekochter Gestapo-Agent, der uns eine Falle stellen will. Aber mit mir kann er das nicht machen." Schon liegt ihm das Schlußwort auf der Zunge, das den Mißerfolg der so mühsam arrangierten Besprechung bedeutet: „Shut up, mister, stop the nonsense!" Doch dazu darf Oster es nicht kommen lassen; er muß Beweise auf den Tisch legen. Auf Grund seiner Position als Mitarbeiter des Abwehrchefs Canaris hatte er tausend Chancen zur Beschaffung überzeugender Dokumente gehabt, und nun ist der Augenblick gekommen, diese Trümpfe effektvoll auszuspielen.

Hier: Marschbefehl für General Dietl nach Wilhelmshaven. Was tut er mit seinem Gebirgsjägerregiment im norddeutschen Küstengebiet, wo es allenfalls Wellenberge, aber kein Gebirge gibt?
Hier: Bereitstellung von zwei Divisionen der Wehrmacht im deutsch-dänischen Grenzgebiet! Wozu? Abgesehen von der Absurdität eines dänischen Angriffs ist von derartigen Absichten oder gar Vorbereitungen der Dänen bisher nichts bekannt geworden.
Hier: Bericht über die Kapazität der Flugplätze in Schleswig-Holstein und Ostfriesland! Geheime Kommandosache übrigens, genauso wie die anderen hier präsentierten Dokumente. Wozu diese statistische Erhebung? Die deutsche Luftwaffe würde doch im Falle eines britisch-französischen Angriffs dringend an der Westfront gebraucht! Und hier . . . und hier . . . und hier! So blättert Oster eine „Geheime Kommandosache" nach der anderen auf den Tisch, bis der Brite sich plötzlich ein Blatt herausgreift und liest: „Weserübung . . . Operationsbefehl für die Besetzung von Narvik durch das verstärkte Regiment Dietl . . . Transportflotte von 10 Zerstörern unter dem Befehl des Kommodore Bonte . . ."
Der Secret-Service-Mann überlegt: Alle diese Papiere können natürlich gefälscht sein; ich bin ja vom Fach und weiß Bescheid. Aber die Sache mit dem Trip nach Narvik läßt sich einwandfrei nachprüfen: Wenn die Germans am X-Tag pünktlich in Narvik an Land gehen wollen, dann müssen sie mindestens zwei bis drei Tage früher in See gehen. Das aber werden unsere Leute in Wilhelmshaven oder Wesermünde auf jeden Fall bemerken. Dann haben wir die Garantie, daß es wirklich losgeht und daß dieser Abwehr-Oberst nicht gelogen hat. Also „Top, mister Oster, ich glaube Ihnen."
Dann verabreden die beiden Gentlemen einen Code, dazu eine narrensichere mehrspurige Nachrichtenverbindung und fahren heim, nach London, nach Berlin. Unter diesen Gegebenheiten verläuft nun alles nach Drehbuch:
Am 2. April setzt Hitler den Angriffstermin fest: „Wesertag 9. 4. 1940, Weserzeit 05.30 Uhr." Am 7. April kann Oster nach drüben melden, daß die Zerstörer mit den Gebirgsjägern an Bord ausgelaufen sind, daß somit die „Weserübung" begonnen hat.
Auch die britische Flotte beginnt mit ihren Gegenmaßnahmen. Ihre U-Boote postieren sich am Oslofjord, vor Kristiansand, vor Bergen

**Weserübung**

Vorstoß der deutschen Flotte im April 1940 nach Norwegen; Besetzung der Häfen Oslo, Kristiansand, Bergen, Trondheim und Narvik.




Zerstörerflottille Bonte mit Rgt. Dietl an Bord läuft am 6. 4. 1940 nach Narvik aus.

Vier andere Kampfgruppen für Oslo, Kristiansand, Bergen und Trondheim laufen entsprechend später aus.

und Trondheim. Das Schlachtschiff „Warspite", mit zwei Zerstörerflottillen bereits ostwärts der Orkney-Inseln operierend, nimmt Kurs nach Nordost und geht vor dem Ofotenfjord in Wartestellung . . .
Ein Vergleich mit der Seeschlacht von Tsushima im Mai 1905 drängt sich auf: Die Japaner warteten ab, bis die Baltische Flotte der Russen nach einer Fahrt um den halben Erdball vor ihren Kanonen auftauchte, und schossen sie gnadenlos zusammen. Admiral Rojestwenski hatte nicht die geringste Chance, nach Wladiwostok durchzubrechen.
Nicht die geringste Chance haben auch die deutschen Flottenverbände, wenn sie planmäßig und pünktlich die ihnen zugewiesenen Operationsräume erreichen und in das Feuer der dort auf sie lauernden Briten geraten. (Am historischen 9. April 1940 genügten zwei Torpedos einer veralteten norwegischen Küstenbatterie im Oslofjord, um eines der modernsten deutschen Schiffe, den schweren Kreuzer „Blücher" zu versenken!)
„Weserzeit 05.30 Uhr", hatte Hitler befohlen. Nur eine Stunde später, um 06.30 Uhr, müßte aus den Rundfunkgeräten in aller Welt – außerhalb Deutschlands natürlich – die Sondermeldung zu hören sein: „Weserübung gescheitert! Kein deutsches Schiff hat sein Ziel erreicht, kein deutscher Soldat hat norwegischen Boden betreten, es sei denn als Gefangener oder als Schiffbrüchiger."
Im Gegenzug landet ein britisches Expeditionskorps in Norwegen, ankern Schiffe der Royal Navy in norwegischen Häfen, findet die Royal Air Force Flugplätze und Versorgungsbasen auf norwegischem Territorium.
Für Hitler hat sich damit die Lage entscheidend verschlechtert: Der Feind steht nun am Skagerrak; seine U-Boote operieren in der Ostsee, die im Ersten Weltkrieg noch sozusagen als deutsches Binnenmeer gelten konnte. Die Zufuhr aus Skandinavien ist blockiert, vor allem hinsichtlich der kriegswichtigen schwedischen Erzlieferungen, die jetzt via Narvik restlos nach England gehen. Görings Luftwaffe muß erhebliche Kräfte zum Schutz der deutschen Ostseeküste und der norddeutschen Städte einsetzen, um die von Norwegen aus vorgetragenen Angriffe der RAF abzuwehren. Die deutsche Flotte ist wieder wie 1914 bis 1918 im „nassen Dreieck" der Nordsee eingeschlossen.
Die deutsche Generalität, durch den Sieg in Polen und die Inaktivität der Westmächte offensivfreudiger geworden, schaltet nach diesem Dämpfer wieder um auf Sorge und Skepsis.

Auch die deutschen Diplomaten haben jetzt einen schweren Stand und alle Hände voll zu tun, um den neutralen Mächten klar zu machen, daß die deutsche Aktion gegen Norwegen und Dänemark nicht als Neutralitätsbruch zu werten sei, sondern als gerechtfertigte Reaktion auf die Neutralitätsbrüche der Briten. Es ist aber mehr als fraglich, ob sie etwa bei Roosevelt Punkte sammeln können mit dem Hinweis, daß die Engländer in norwegischem Hoheitsgebiet Minen gelegt und das deutsche Schiff „Altmark" gekapert haben.
Hitlers Selbstvertrauen ist gewaltig erschüttert. Die Zeit ist reif für Verhandlungen – oder für einen Putsch!
So hätte der Chronist die Ereignisse des 9. April 1940 verzeichnen können, wenn der Abwehr-Experte Oster die selbstverständlichsten Verhaltensregeln seines Metiers nicht nur gekannt, sondern auch konsequent praktiziert hätte. Nun, er hat sie nicht praktiziert. Ob er sie denn gekannt hat, die selbstverständlichen Verhaltensregeln des Agenten, des Informanten, des Landesverräters? Sein Verhalten beweist, daß er das Entscheidende nicht erkannt hat. Seine Intelligenzausstattung reichte wohl nicht hin, um zu erkennen, daß es nicht genügt, brisante Geheimnisse einem guten Freund anzuvertrauen und diesem dann die Weitergabe an die richtige Adresse zu überlassen. Denn statt mit allen Mitteln und auf allen Wegen sein Wissen an die bedrohten Skandinavier weiterzugeben, beschränkte er sich laut Hermann Graml darauf, „über (seinen Freund, den holländischen Militärattaché) Sas die dänischen und norwegischen Regierungen vor dem am 9. April beginnenden Angriff auf ihre Länder warnen zu lassen. Irgendwelche Einzelheiten über die Operationen . . . sind von ihm nicht weitergegeben worden."
Logische, jedoch auch voraussehbare Folge seiner Nonchalance und seines Dilettantismus: Oster verpaßt diese einmalige Gelegenheit, die Aggressivität Hitlers durch Herbeiführung einer weltweit erkennbaren Niederlage einzudämmen, so wie Erzherzog Karl 1809 bei Aspern den Siegeslauf Napoleons unterbrochen hat. Oster hat auch nicht erkannt, nicht einsehen wollen, daß eine solch ideale Chance wie im April 1940 sich nur einmal bietet, daß sie wirklich einmalig ist. Vier Wochen später versucht er, das Versäumte nachzuholen, und zwar mit den gleichen Mitteln, aber auch mit dem gleichen Mißerfolg.
Anfang Mai 1940 ließ der Widerstand der Generale gegen den

Offensivplan Hitlers nach. Mit Recht werteten sie die Passivität des Westens als Anzeichen geringer Kampfkraft und auch Kampfbereitschaft. Diese Wertung fanden sie bestätigt durch den Verlauf der „Weserübung". In Polen, so mochten sie im nachhinein denken, hatten sie es mit einem minderwertigen Gegner zu tun gehabt: Panzer gegen Lanzenreiter. Diesmal aber hatten sie nicht nur die kriegsentwöhnten Norweger geschlagen, sondern auch die Engländer und Franzosen wieder auf ihre Schiffe zurückgejagt. Wenn die nun, die Kriegserklärer, mithin die Angreifer, nicht angreifen wollten, dann mußten eben die Angegriffenen, die Deutschen wieder die Initiative ergreifen und durch eine Offensive die Kriegsentscheidung herbeiführen. Hitler konnte also jetzt mit seinen Generalen rechnen. Sie würden mitmachen, sie würden ihm folgen, „über die Maas, über Schelde und Rhein . . . siegreich nach Frankreich hinein", wie es bald aus den Lautsprechern schallte. – Seit dem November hat sich die Lage grundsätzlich verändert. Die Westoffensive ist nicht mehr zu verhindern.

Oder doch? Da ist ja noch der Oberst Oster, der nun sein Rezept vom 8. April erneut anwenden will, trotz des eklatanten Fehlschlages. Er hat tatsächlich nichts dazugelernt. Am 9. Mai, wenige Stunden vor dem ersten Schuß, informiert er wieder einmal seinen Freund Sas, und der soll schnellstens den Regierungen in Den Haag und Brüssel mitteilen, daß es im Morgengrauen des 10. Mai, also am nächsten Morgen losgehe, diesmal ohne wenn und aber, sondern mit Panzern und Stukas.

Was wollte, was konnte Oster mit diesem Verrat erreichen? Vor vier Wochen noch, im April, durfte er damit rechnen, daß infolge seiner an Sas weitergegebenen Informationen die Invasion nach Norwegen scheitern würde. Denn an eine Fortsetzung oder Wiederholung der Weserübung wäre nach dem ersten Fehlschlag nicht mehr zu denken gewesen, weil es einfach keine Schiffe mehr gab, um eine zweite Welle folgen zu lassen.

Diesmal aber, hier im Westen, da stellt sich die Lage anders, grundlegend anders dar: In der kurzen Galgenfrist, in den wenigen Stunden vom 9. auf den 10. Mai, können die Belgier und Holländer vor dem Eintreffen der deutschen Panzerspitzen gerade noch einige Brücken sprengen, einige Bataillone in Grenznähe alarmieren, um die

im Morgengrauen angreifenden ersten Stoßtrupps der Wehrmacht aufzuhalten. Doch damit ist die Offensive noch keineswegs abgewehrt.
Hitler schickt die zweite, die dritte Welle ins Feuer, bis es gelingt, die Maas, den Albert-Kanal und die übrigen Wasserhindernisse mit Floßsäcken und Sturmbooten zu überqueren, Brückenköpfe zu bilden und per Pontonfähre die ersten Panzer und Geschütze nachzuziehen. Dann beginnt die eigentliche Offensive zwar erst einige Stunden später als geplant, für den Feind aber viel zu früh, als daß er noch Zeit hätte, stärkere Abwehrkräfte heranzuführen. Inzwischen ist es auch heller Tag geworden, und die turmhoch überlegene deutsche Luftwaffe reagiert mit vernichtenden Angriffen auf jede Staubwolke, auf jede verdächtige Bewegung.
Ja, wenn die Holländer, die Belgier, Engländer und Franzosen zwei volle Tage vorher gewarnt worden wären, wenn sie zwei ganze Nächte für Truppenverschiebungen, für Hindernisbau und weiträumige Minenverlegung zur Verfügung gehabt hätten! Aber diesmal, hier im Westen, da gab es keinen Dietl, der sich zwei Tage vor Beginn der Offensive auf den Weg machen mußte und damit den Beweis lieferte, daß es tatsächlich losging.
Natürlich hat auch Oster dies gewußt. Er hat gewußt, daß er mit seinem Verrat die Offensive keineswegs verhindern, nicht einmal wesentlich verzögern konnte. Er hat in Kauf genommen, daß der von ihm herbeigeführte Rückschlag erhebliche Opfer fordern würde; laut Hermann Graml „schätzte er die Verluste auf etwa 40000 Mann"! Nach seiner zynischen Rechnung, die auch von anderen Autoren bestätigt wird, müßten diese ungeheuren Verluste Hitler veranlassen, die so blutig begonnene Offensive abzubrechen. Damit wäre sein Nimbus der Unfehlbarkeit verflogen, und die Deutschen hätten sich unter diesem niederschmetternden Eindruck einem Umsturzversuch der Fronde nicht widersetzt. – Soweit die Kalkulation Osters.
Ob sich aber die Frondeure nach dem Abbruch der Westoffensive, nach dem ersehnten und endlich eingetretenen Rückschlag in der Erfolgsserie Hitlers zur Tat entschließen und einen Staatsstreich ausführen würden, darüber gehen die Meinungen keineswegs auseinander; darüber gibt es gar keine Meinung; darüber gibt es nur verlegenes Schweigen.

Der Verrat Osters hatte demnach keinerlei rationale, reale, politische oder militärische Hintergründe; er hatte auch keinerlei praktische Bedeutung. Mithin hat Oster sich vergeblich in Verruf gebracht und als Landesverräter gebrandmarkt. Hätte er konkrete Vorbereitungen getroffen, um nach dem militärischen Rückschlag einen Putsch auszulösen, das NS-Regime zu beseitigen, Hitler zu stürzen oder zu ermorden, dann könnte sein Verrat eine gewisse Rechtfertigung finden.

Doch für sinnlose, vom Haß diktierte Exzesse gibt es keine Absolution. Allenfalls gäbe es mildernde Umstände, wenn sich nachweisen ließe, daß Oster auch einen angemessenen persönlichen Einsatz gewagt hat. Wohl aus diesem Grunde bemühen sich seine Sekundanten um derartige Nachweise:

Ist es etwa kein lebensgefährliches Risiko, wenn er coram publico haßerfüllte Tiraden gegen Hitler von sich gibt wie beispielsweise am 8. November 1939 im Frankfurter Offizierskasino? (Die näheren Umstände dieser bekannten Episode lassen allerdings vermuten, daß seine Ausfälle auf die enthemmende Wirkung geistiger Getränke zurückzuführen sind.)

Doch seine Kontakte mit Sas! Er hat ihn ja nicht nur einmal gewarnt; er hat ihn immer wieder informiert, wenn ihm ein neuer Angriffstermin bekannt wurde! Dies veranlaßt einen wohlwollenden Autor zu der Feststellung, daß Oster hierdurch „die Lebensgefahr, in die er sich begeben hatte, unentwegt vergrößerte". Doch bei dieser Deduktion handelt es sich um einen Trugschluß oder um eine Irreführung: Wenn Oster seinem Freund (!) Sas unter vier Augen ein Geheimnis anvertraute, dann konnte ihn nur eine Indiskretion oder eine grobe Ungeschicklichkeit in Gefahr bringen. Dieses „Risiko" aber ist nicht der Erwähnung wert, da er bei dem diplomatisch geschulten Militärattaché die erforderliche Vorsicht unterstellen durfte. Falls er für derartige Mitteilungen jedoch das Telefon benutzt haben sollte – bei seinem notorischen Leichtsinn durchaus denkbar –, dann hat sein Mut, seine Bereitschaft zum Risiko, keine ethische, sondern eine klinische Ursache. Dann muß man ihm hochgradige Zerebralinsuffizienz attestieren.

Wenn die Kritiker Osters im Gegensatz zu seinen Freunden den Standpunkt vertreten, er sei nicht bereit gewesen, wesentlich mehr zu

wagen als Kasinogerede und konspirative Gespräche unter Gleichgesinnten, dann können sie auf einen exemplarischen Vorfall hinweisen: Ende Oktober 1939 hatte sich der Legationsrat Erich Kordt zu einem Attentat gegen Hitler entschlossen, und er wandte sich mit der Bitte um Beschaffung einer Bombe an Oster. Dieser sagte zunächst zu; doch als er feststellte, daß er den Sprengstoff nur gegen Quittung erhalten konnte, da erschien ihm das Risiko zu hoch! So unterblieb dieses aussichtsreiche Attentat, das alle Probleme des Widerstandes gelöst hätte. Gibt es da noch einen Zweifel am charakterlichen Defizit Osters? Hier will ein Mann sein Leben opfern, um Hitler auszuschalten – und dort wagt ein anderer, ein Offizier, nicht einmal das Risiko einer Unterschrift, um den Attentäter bewaffnen zu können!

Mehr Mut als Oster, zumindest mehr Zivilcourage, bringen seine Biographen in ihrem Ressort auf. Trotz erdrückender Schuldbeweise setzen sie ihre Bemühungen fort, das Tun und Lassen, den Charakter und die Motive ihres Helden positiv darzustellen. Verständlicherweise fassen sie sich kurz, wenn es um die Episode Kordt geht. Mit desto größerem Eifer widmen sie sich dem Thema Landesverrat.

„Zum Landesverrat gehört der Vorsatz, dem eigenen Lande Schaden zuzufügen", argumentiert ein bekannter Autor, der den Tod von 40000 deutschen Soldaten nicht als „Schaden" bewertet. Doch diese Definition ist schon im Kern der Sache falsch. Denn zahlreiche, wenn nicht die meisten Agenten handeln nur aus Habgier; und wenn man ihnen auf die Spur kommt, dann werden sie wegen Landesverrat bestraft, obwohl sie gar nicht daran dachten, geschweige denn den Vorsatz hatten, „dem eigenen Lande Schaden zuzufügen". Es gibt natürlich noch andere, nicht weniger ehrenrührige Motive für Landesverräter.

Ein anderer Autor meint feststellen zu müssen, Oster habe seine Informationen nicht der „erklärten Feindseite geliefert, sondern einem noch neutralen Staat". Reine Sophistik: Vor Kriegsausbruch oder Kriegserklärung gibt es doch gar keine „erklärte Feindseite". Demnach wäre Landesverrat in Friedenszeiten überhaupt nicht möglich! Die Gerichte aller Staaten, auch der zivilisiertesten und demokratischsten, sind da ganz anderer Ansicht:

Gab es etwa eine erklärte Feindseite, als Dreyfus in Frankreich, im Stammland der Menschenrechte, wegen Landesverrat zu lebenslanger

Deportation nach Cayenne verurteilt wurde? Das war im Jahre 1894, mitten im tiefsten Frieden!
Wie war das 1913 in Österreich? Der Oberst Redl hat sich zwar durch Selbstmord dem Richter entzogen; aber gibt es auch nur den geringsten Zweifel, daß er wegen Landesverrat verurteilt worden wäre, obwohl es keine erklärte Feindseite gab? Übrigens ist gerade der Fall Redl der treffendste Beweis, daß Landesverräter nicht immer ihrem Vaterlande schaden wollen; hier zeigt sich ein Wust von Erpressung und sittlicher Abartigkeit als auslösendes Motiv.
In Deutschland war es nicht anders. Hier wurde der Pazifist Ossietzky von den Richtern der Weimarer Republik wegen Landesverrat verurteilt, im Jahre 1931, mitten im Frieden.
Die Liste vergleichbarer Fälle ließe sich beliebig verlängern. Damit liegt die Absurdität der Schutzbehauptung vom „neutralen Informationsempfänger" auf der Hand, so daß sich weitere Beweise erübrigen.
Neues Argument der Oster-Verteidiger: „Die . . . Behauptung, Osters Verrat habe Tausenden deutscher Soldaten das Leben gekostet, ist völlig unzutreffend", meint ein bekannter Autor. Doch diese Feststellung ist bedeutungslos. Denn in der Widerstandsliteratur wird immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß es nicht auf den Erfolg ankommt, sondern auf die Absicht der Widerstandskämpfer. Die Absicht Osters aber, schwere deutsche Blutverluste herbeizuführen, steht unbestreitbar fest und hat verhängnisvolle Folgen gehabt, wenn auch nicht den von Oster zynisch einkalkulierten Tod von 40000 deutschen Soldaten und das Scheitern der Operationen. Doch durch seinen Verrat war der Gegner in letzter Stunde alarmiert worden. Daher gingen vor der norwegischen Küste drei deutsche Kreuzer und zwölf Zerstörer verloren. An der Westfront kam es zu verlustreichen Kämpfen der „Brandenburger" und anderer Vorausabteilungen, da das Gros infolge Sprengung einiger Brücken nicht planmäßig nachrücken konnte.
Mithin kann auch der geschickteste Verteidiger, der spitzfindigste Sophist die moralische Verurteilung Osters nicht verhindern. Er kann auch nicht verhindern, daß viele Deutsche, vor allem die alten Soldaten der deutschen Wehrmacht genauso denken wie der ehemalige Generalstabschef Halder: „Sie [Oster und seine Gesinnungsfreunde] übersehen in ihrer Verblendung, daß der Feind sich den Verrat zu Nutzen macht, den Verräter aber immer verachtet hat. Wie

sollte die Verachtung nicht ungleich größer sein bei denen, die verraten wurden – bei den eigenen Landsleuten?"
War Oster also tatsächlich „ein Mann nach dem Herzen Gottes, eine profilierte, mutige Persönlichkeit mit verwegenem Temperament, brennend vor Tatendrang, der einer moralischen und politischen Elite zugehörige Widerstands-Märtyrer, dessen niemals wankender Mut auf religiöser Überzeugung beruhte"? So liest man zwar in der heutigen, zeitbedingt nicht völlig tendenzfreien Literatur. Werden aber auch spätere, vorurteilsfreie Historiker diese Aussage bestätigen, oder werden sie zu einer anderen, weniger positiven Wertung kommen?
Ein paar Unentwegte versuchen schon vorzubeugen:
„Jene (Gegner Hitlers wie Oster) bedürfen keiner Rechtfertigung . . . (schon) der Versuch, ihre Tat anzuweifeln, richtet den, der ihn unternimmt", schreibt der eine, indem er bereits im voraus jeden Kritiker mit Verurteilung bedroht. Ein anderer stellt mit angemaßter Unfehlbarkeit fest: „Ihr Wollen und Handeln ist unantastbar!"
Doch gibt es auch Stimmen, die nicht in gleicher Weise von apostolischem Dogmatismus verzerrt sind:
„Bewältigung (des Themas ‚Soldat und Widerstand') verlangt Erörterung und Diskussion. Nichts ist ihr schädlicher als die Aufrichtung von Tabus, als die Verkündigung von Dogmen, die Zweifel oder Kritik für unstatthaft erklären."
Die endgültige und objektive „Bewältigung" des Falles Oster muß sich aber auf folgende Tatsachen erstrecken: Er hat im November 1939 sein eigenes Leben recht hoch bewertet, und später war er bereit, Tausende deutscher Soldaten einem Phantom zu opfern.
Auch nach dem Fehlschlag im Mai 1940 hat Oster seinen Widerstand gegen Hitler nicht aufgegeben. Unter der Ägide des als Zentrale konstituierten Generals Ludwig Beck fiel ihm die Rolle des „Geschäftsführers" zu. Spektakuläre Taten hat er dabei nicht vollbracht. Als seine wesentlichste Leistung in dieser Zeit ist zu berichten, daß er die Möglichkeiten entdeckt hat, den von Hitler genehmigten Alarmplan „Walküre" für die Auslösung und Durchführung eines Staatsstreichs nutzbar zu machen. Bei den verschiedenen Attentatsversuchen, etwa im Falle Gersdorff, verhielt er sich passiv, um nicht zu sagen hemmend. Unbegreiflich! Wußte er denn nicht, daß ein Putschversuch ohne vorherige Ausschaltung Hitlers keine Chance gehabt hätte?

Am 5. April 1943 wird er in den Fall Dohnanyi hineingezogen, aus seiner Dienststellung entlassen und nach Dresden in die „Verbannung" geschickt. Damit ist seine Rolle im Widerstand definitiv beendet.
Doch dem Schicksal seiner Gesinnungsfreunde kann er nicht entgehen. So wie er einmal im November 1939 durch eine leichtsinnig liegengelassene Namensliste seine Mitverschwörer in die größte Gefahr gebracht hatte, so fällt er selbst nach dem 20. Juli 1944 der Unvorsichtigkeit anderer zum Opfer: Auf Grund vorgefundener Schriftstücke wird der Gestapo seine jahrelange Widerstandstätigkeit bekannt, und damit ist sein Leben verwirkt. Nemesis?

## OFFIZIERSKOMPANIE

„Seit Beginn der Westoffensive ruhten die . . . Planungen der Opposition für einen Staatsstreich", schreibt Peter Hoffmann, und Fraenkel-Manvell konstatieren „Stillstand und Lähmung des Widerstandes". Um aber zumindest literarisch die Kontinuität der Widerstandsbewegung nachzuweisen, nehmen einige Autoren mit Bekundungen minderer Qualität vorlieb, etwa mit dem angeblich geplanten Attentat einer imaginären Offizierskompanie. Der höchst utopische Charakter dieses Vorhabens zwingt schon aus Loyalität gegenüber dem echten Widerstand zu einer kritischen Analyse.
Der damalige Leutnant Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg hat vielleicht Anfang 1940 unter Freunden einmal vorgeschlagen, man sollte „eine Gruppe Offiziere in Kompaniestärke zusammenstellen, um Hitler zu verhaften und bei der zu erwartenden Gegenwehr zu erschießen". Hierbei kann es nicht zu einem konkreten Attentatsplan gekommen sein, da sich schon bei Erörterung der ersten Details die faktische Undurchführbarkeit eines derartigen Verzweiflungsschrittes herausstellen mußte.
Entscheidend ist bereits der erste Beratungspunkt: Woher soll man im Sommer 1940 hundert Offiziere nehmen, die nicht nur bei der Festnahme Hitlers mitwirken wollen, sondern auch bereit sind,

hierfür ihr Leben zu opfern? Alle späteren Attentatspläne und -versuche, auch Stauffenbergs Aktion am 20. Juli 1944, scheiterten ja gerade an der Tatsache, daß man nicht einen einzigen zum Selbstopfer entschlossenen Offizier oder zivilen Hitlergegner zu finden vermochte! „So blieb" laut Dieter Ehlers „auch die Verschwörung des 20. Juli den Beweis schuldig, daß sie die heroische Energie besaß, die seltene Figur eines absolut todesbereiten politischen Märtyrers hervorzubringen". Ausgerechnet ein Nicht-Militär unter Schulenburgs Freunden, ein politisierender Theologe, den Ulrich v. Hassell in seinem Tagebuch unter dem Tarnnamen „Roggenmüller" erwähnt, ausgerechnet dieser krasse Laie in militärischen Angelegenheiten will nachträglich diese unverbindliche Debatte, eigentlich nur eine laut gedachte vage Idee, als veritable Heldentat ins Geschichtsbuch schreiben. Anläßlich einer Sendung des deutschen Fernsehens im November 1973 über die letzten Stunden zum Tode verurteilter Hitlergegner nimmt er die Gelegenheit wahr, auf diese nebulöse Offizierskompanie hinzuweisen, nicht ohne auch seinen persönlichen Anteil und seine Schießfertigkeit gebührend herauszustellen.

Dieser peinlich-penetrante Profilierungsversuch, als Beitrag zum Sendethema „Im Angesicht des Todes" nicht sonderlich geschmackvoll erscheinend, beraubt den verhinderten Attentäter jedoch der Chance, sich nach probatem Politikerbrauch auf Fehlinterpretation oder Mißverständnis herauszureden, wenn ihm nun ein skeptischer Zeitgenosse mit kritischen Fragen unbequem wird.

Zunächst: Wo und wann sollte die Offizierskompanie in Aktion treten? Etwa anläßlich der damals geplanten Siegesparade deutscher Truppen in Paris? Angenommen, es sei der Beredsamkeit des versierten Kanzelredners gelungen, einige Dutzend Offiziere der damals vom Sieg berauschten Wehrmacht zum Kamikaze-Einsatz gegen Hitler zu überreden, dann zwingt sich die nächste Frage auf: Wie will er seine Kompanie am Tatort versammeln? Paris war nach der Besetzung hermetisch abgeriegelt, und ohne Sonderausweis kam niemand durch die Sperren, auch kein deutscher Offizier! Woher also die Passierscheine nehmen?

Ferner: Wie kommt er an die Urlaubsscheine für seine hundert Offiziere, akkurat zum Zeitpunkt der Parade, also während der absoluten Urlaubssperre für die gesamte Pariser Garnison und für alle

Einheiten der Wehrmacht, die an der Parade beteiligt sind? Unbeschadet der Absurdität einer solchen Annahme sei unterstellt, daß der alerte Gottesmann diese Probleme gelöst habe. Er möge aber zumindest versuchen, dem Fachmann klarzumachen, wie er das fertig gebracht hat. (Der Frager stellt sich vor als Offizier der deutschen Division, die damals als Wachtruppe in Paris eingesetzt war.)

Nun zum engeren Tatort: Soll die Erschießung Hitlers während seiner Anfahrt zum Paradeplatz erfolgen? Da stehen dann die zur Tat einstweilen noch entschlossenen Offiziere am Straßenrand und sehen den Konvoi herankommen. Doch anders als beim überraschenden Blitzbesuch am 28. Juni kommt Hitler diesmal nicht inkognito als schlichter Tourist, um sich privatim mal eben die Attraktionen der Weltstadt Paris anzusehen und vor dem Eiffelturm für ein historisches Foto zu posieren. Nein! Heute tritt er auf mit all dem militärischen Pomp, der dem Obersten Befehlshaber eines siegreichen Heeres zukommt, umgeben von seinen Generalen und Ministern, eskortiert und abgeschirmt von seinen Prätorianern. Anders als an Reichsparteitagen und Erntedankfesten früherer Friedenstage steht er heute nicht im offenen Wagen, um die Ovationen seiner Partei- und Volksgenossen entgegenzunehmen.

Nein, hier und heute, in der – wie er es sehen mag – eroberten Hauptstadt des geschlagenen Erbfeindes, inmitten einer für chauvinistische Hetze anfälligen unberechenbaren Menge, im Stammland des Franktireurs, am Schauplatz der Bartholomäusnacht und der Septembermorde, in der Stadt, wo noch 1914 der für den Frieden plädierende Jaurès am Vorabend des Krieges ermordet wurde – da verzichtet er auf sinnlose Mutbeweise, da bleibt er hinter den kugelsicheren Scheiben seines gepanzerten Wagens in Deckung.

Spätestens jetzt erkennen die Attentäter: Hier ist mit Pistolenschüssen nichts auszurichten! Frage an den Erfinder der Tyrannenmordkompanie: „Hätte auch nur ein einziger von Ihren Offizieren unter diesen Umständen seine Pistole gezogen oder gar einen Schuß abgegeben?" Zu einem zweiten Schuß wäre er wohl kaum gekommen; denn die Leibgarde Hitlers, das waren echte Profis, die ihre Waffen nicht zum Präsentieren mit sich führten.

Und wenn die Attentäter mit Karabinern ausgerüstet waren, so daß sie die panzerbrechende Sondermunition SmK (H) verwenden konnten?

Dann hätten sie Hitler doch trotz der Panzerung seines Wagens erschießen können!
Utopie! Im Straßenbild einer friedlichen Großstadt erregt schon ein einziger Offizier, der einen Karabiner trägt, den Argwohn jedes Feldgendarmen. Eine ganze Kompanie karabinertragender Offiziere aber inmitten einer Zuschauermenge, die auf die Ankunft Hitlers wartet, löst unverzüglich die höchste Alarmstufe und den sofortigen massiven Einsatz der Sicherungstruppe aus!
Kein Zweifel: Während der Anfahrt Hitlers liegt ein Attentat dieser Art weit außerhalb jeder rationalen Überlegung.
Aber bietet die Parade selbst nicht eine ideale Gelegenheit für den Einsatz der Offizierskompanie? Da steht Hitler doch ohne die geringste Deckung auf dem Podest, wie auf dem Präsentierteller, wenn er in gewohnter Attitüde den Vorbeimarsch seiner Truppen abnimmt!
Wieder eine Utopie: Gerade diese Situation, die zum Attentat herausfordert, zwingt die für Hitlers Sicherheit Verantwortlichen, mit drastischsten Maßnahmen alle Risiken auszuschalten:
Selbstverständlich sind alle in Schußweite liegenden Häuser restlos evakuiert; selbstverständlich ist die ganze Umgebung des Paradeplatzes von einem riesigen Truppenaufgebot nahtlos abgesperrt; selbstverständlich gibt es da nur für geladene Gäste Zutritt; selbstverständlich gibt es keinen unter ihnen, ob Offizier, ob Diplomat, dem nicht ein RSD-Beamter oder Kriminalist als Aufpasser zugeteilt wäre. Da kann kein Unbefugter in die Nähe Hitlers vordringen. Da findet sich nicht die geringste Möglichkeit, auch nur einen einzigen Attentäter in Schußposition zu bringen, geschweige denn eine ganze Kompanie.
So bedarf es keines weiteren Beweises, daß auch die Siegesparade als Tatgelegenheit entfällt.
Doch auch dann noch, als Hitler auf diese Herausforderung des französischen Nationalstolzes verzichtet, ist mit dem Abblasen der Parade die Geschichte der Offizierskompanie noch nicht zu Ende. In der Literatur erscheinen andere, spätere Daten, erscheinen andere, günstigere Einsatzorte. Die meisten Fakten, die den Attentatsversuch speziell in Paris so aussichtslos machen, entfallen bei der Planung eines Anschlages gleicher Art in Berlin, an einem normalen Alltag:
Wer oder was sollte den Chef der Offizierskompanie wohl hindern, irgendwo an den Straßen zwischen der Reichskanzlei und dem Tempel-

hofer Flugplatz einen geeigneten Raum zu mieten, um darin eine gut getarnte Feuerstellung einzurichten? Von dort aus könnten die Attentäter, den Blicken der Passanten und der Polizei entzogen, statt Pistolen und Karabinern viel wirkungsvollere Waffen einsetzen: Maschinengewehre, leichte Flak, Panzerkanonen, ja sogar die zerlegbaren Infanteriegeschütze der Gebirgsjäger und in den letzten Kriegsjahren die handliche Panzerfaust.

Da könnten sie nach zweckmäßig ausgearbeitetem Turnus gruppenweise abwechselnd in Stellung gehen, um in aller Ruhe abzuwarten, bis ihre Stunde schlägt, und sollte es auch Monate dauern, bis Hitler wieder einmal zum Flugplatz fährt oder von dort zurückkommt. Wenn dann der Kompaniechef sich entschließen kann, unverzüglich den Feuerbefehl zu geben, statt erst noch am Telefon um letzte Weisungen zu bitten, wie sein Mitverschwörer Graf Stauffenberg am 15. Juli 1944, dann garantiert ein Hagel von Sprenggeschossen und Granaten den Erfolg des Attentats – mit wahrhaft tödlicher Sicherheit. Die persönliche Sicherheit der Täter wäre allerdings nicht zu garantieren. Das aber dürfte keine ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Denn die Angehörigen der Offizierskompanie zeichneten sich ja gerade dadurch aus, daß sie wie die klassischen „Morituri" der Römerzeit „bereit waren, ihr Leben gegen den Diktator einzusetzen", schreibt Peter Hoffmann. Zudem beschränkte sich ihre Aufgabe ganz ausschließlich auf die Tötung Hitlers. Es steht nirgendwo geschrieben, daß sie wegen weiterer wichtiger Aktionen nach vollbrachtem Attentat unersetzlich und unentbehrlich gewesen wären, wie angeblich am 20. Juli der Oberst Stauffenberg.

Übrigens hätten sie hier in Berlin erheblich bessere Fluchtchancen gehabt als beim Einsatz auf offener Straße in Paris: Ein am Hintereingang bereitstehendes Auto könnte sie in dem allgemeinen Chaos nach dem Feuerüberfall fürs erste aus der unmittelbaren Gefahrenzone bringen. Einige Stunden später aber, wenn der Tod Hitlers zum Sturz seines Regimes geführt hätte, würden sie nicht mehr die gehetzten Verbrecher sein, sondern die umjubelten Helden des Tages! So stellt sich die Frage: Aus welchem Grunde ist ein Anschlag dieser Art nicht geplant, nicht vorbereitet, nicht ausgeführt worden? Natürlich hätte es dazu keines militanten Konsistorialrates bedurft; natürlich hätte das auch jeder andere Deutsche tun können.

Doch da gibt es einen bedeutsamen Unterschied: Die breite Masse, die Millionen Bürger, Bauern und Soldaten hatten noch nie etwas von Ausschwitz und Endlösung gehört. Wie sollten sie auch gewußt haben, was nicht einmal so gut informierten Persönlichkeiten wie dem Diplomaten Ulrich v. Hassell bekanntgeworden war? Sie folgten ihrem Führer Adolf Hitler, der einst nach dem Votum frei gewählter Volksvertreter und mit dem Segen der Kirche sein Amt angetreten hatte, der mithin die gottgewollte Obrigkeit verkörperte, so daß es zweifellos Christen- und Bürgerpflicht war, ihm Gehorsam zu leisten, auch und gerade in notvollen Kriegszeiten.

Aber die anderen, die – so heißen sie heute – „anständigen" Deutschen, unter ihnen Roggenmüller und seine Offiziere, die wollen schon seit Jahren erkannt haben, daß Hitler ein Tyrann sei, dem man Widerstand leisten, den man ausschalten müsse. Sie wähnten, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet zu sein, ihn zu töten. Warum haben diese Morituri ihr angemaßtes Recht nicht wahrgenommen? Warum haben sie nicht nach der Pflicht, die sie sich selbst auferlegt haben, konsequent und entschlossen gehandelt?

Falls Roggenmüller sich mit der Ausrede rechtfertigen will, seine Kameraden hätten ihn im Stich gelassen, dann muß er sich die Zusatzfrage gefallen lassen, weshalb er persönlich nicht gehandelt hat, im Alleingang wie Georg Elser. Denn die wesentlichen Voraussetzungen hinsichtlich seiner Eignung für eine solche Aktion waren doch gegeben: Als passionierter Jäger hat er bewiesen, daß er hervorragend befähigt ist, auf dem Hochsitz geduldig zu warten, bis der Feisthirsch oder der Elefantenbulle auf die Lichtung hinaustritt; und „schießen kann ich ja schließlich auch", versicherte er in bescheidenem Stolz dem Fernsehpublikum.

Weshalb steht er trotz bester Chancen nicht im Geschichtsbuch als „der Mann, der Adolf Hitler erschoß"?

Religiöse Erwägungen oder moralische Bedenken können ihn nicht von dieser Tat abgehalten haben. Denn er selbst, der Theologe, der christliche Moralexperte und Professor, hat im Gespräch mit Moltke die wahrhaft unerhörte These vertreten, gerade das Attentat entspreche dem Liebesgebot Jesu! Gewiß wird er überzeugend darlegen können, weshalb er diesem göttlichen Gebot nicht nachgekommen ist, weshalb er auch den vielzitierten „Ruf des Gewissens" ignoriert

hat. Er sollte aber diese Erklärung den skeptischen Zeitgenossen nicht länger vorenthalten.
Gab es etwa Hindernisse irdisch-profaner Art? Gab es etwa Finanzierungsschwierigkeiten? Keineswegs. Die Kapitalbasis war durchaus solide, wenn man unterstellt, daß diesbezügliche Hinweise der Widerstandsliteraten auf Wahrheit beruhen.
War da nicht der zum Widerstand tendierende Feldmarschall v. Kluge? Hätte man ihn nicht zur Stiftung eines größeren Betrages für Widerstandszwecke überreden können, statt ihn mit Vorwürfen zu verprellen, als er die Viertelmillion, das „Trinkgeld", von Hitler annahm?
War da nicht Canaris, der aus dem Fond der Abwehr schon seit geraumer Zeit die Aktivitäten der Frondeure finanzierte, etwa die Kurierfahrten des Ochsensepp-Müller, des Vizekonsuls Gisevius und vieler anderer?
Waren da nicht die kapitalstarken Förderer des Widerstandes vom Schlage des Großindustriellen Robert Bosch, die nach dem Kriege der erstaunten Öffentlichkeit bekanntgegeben haben, wie hoch per Saldo ihr Kampf gegen Hitler zu Buche steht?
Waren da nicht Firmen wie Jauch & Hübner, die dem Sonderführer und Widerständler v. Dohnanyi als Gegenleistung für persönliche Bearbeitung ihrer UK-Gesuche ein Darlehen von 40 000 Mark gewährt hat, wenn auch nicht zugunsten des Widerstandes, sondern zwecks Ankauf einer Wannsee-Villa?
War da nicht Dohnanyi selbst, der „bedeutende Devisenbeträge für eine illegale Wiedergutmachungsaktion" zu beschaffen vermochte; der an Nikolaus v. Halem 12 000 Mark zur Anwerbung eines auf Hitler anzusetzenden Mörders auszahlte; der es auch fertigbrachte, für private Familienreisen „Devisen in Anspruch zu nehmen, die ihm nicht zustanden" (und der durch diesen skandalösen Griff in die Staatskasse die Kaltstellung Osters sowie höchste Gefährdung seines Freundeskreise verursacht hat!)?
Waren da also nicht zahlreiche Geldquellen, ergiebig genug, um die Vorbereitung des Attentats zu finanzieren, die Anmietung geeigneter Räume für die Feuerstellung, die Beschaffung von Waffen und Gerät, auch den Lebensunterhalt für die ganze Kompanie, selbst während einer wochen- oder monatelangen Bereitstellungszeit?

Feststellung: Das Attentatsvorhaben der Offizierskompanie ist nicht am Finanzierungsproblem gescheitert!
Nun könnte jemand mit dem Einwand operieren, die Anmietung geeigneter und ausreichender Räume sei unmöglich gewesen angesichts der Wohnraumknappheit, die durch den Bombenkrieg in späteren Jahren zweifellos noch ganz erheblich verschärft worden ist. Doch dieser Einwand läßt sich leicht widerlegen. Denn abgesehen von ihrer vorhin nachgewiesenen Kapitalkraft vermochten die Frondeure auch effektvolle Kompensationen anzubieten:
Sympathisiernde Wehrmachtsangehörige konnten in fast unbeschränktem Umfang von der „Sahnefront" in Dänemark Butter und Fleischwaren besorgen; aus Frankreich hochwertige Weine, Sekt und Spirituosen; Tabak aus Griechenland; Pelze aus Norwegen. Hinzu kamen infolge der einflußreichen Positionen mancher Verschwörer die Beschaffungsmöglichkeiten auf dem Schwarzen Markt: Benzin, Autoreifen, Textilien, Schuhwerk, Heizmaterial und viele andere, dem Normalverbraucher nur mit Bezugsschein erreichbare, streng rationierte Waren. Und schließlich, welcher Hausbesitzer würde nicht bereitwillig einen ganzen Gebäudetrakt abgegeben haben, wenn ihm als Gegenleistung die Befreiung vom Kriegsdienst, die UK-Stellung angeboten worden wäre! Der Sonderführer v. Dohnanyi hat ja im Falle Jauch & Hübner seine diesbezügliche Leistungsfähigkeit überzeugend unter Beweis gestellt.
Es würde zu weit führen, alle Kompensationsmittel, die den fördernden Mitgliedern der Fronde zur Verfügung standen, im einzelnen aufzuzählen. Jedenfalls kann die Beschaffung eines günstig gelegenen Raumes für die Feuerstellung unter diesen Umständen nicht die geringsten Schwierigkeiten verursacht haben.
Wie war es mit der Bereitstellung von Waffen und Gerät? Wenn der frustrierte Attentatsbeflissene sich darauf berufen will, der illegale Erwerb von Kriegsmaterial sei unmöglich gewesen, dann wird ihn ein alter Krieger auf Grund persönlicher Erfahrungen belehren, wie man so etwas unter Frontsoldaten zu erledigen pflegte; er wird ihn aber auch fragen, warum er sich damals nicht an zuverlässige Fachleute gewendet hat.
Auf die „Josephs", wie der erbitterte Ulrich v. Hassell die vor jeder bedenklichen Entscheidung kneifenden Generale zu titulieren pflegte,

konnte der auf Waffenlieferungen angewiesene Chef der Offizierskompanie freilich nicht rechnen. Das hatte sich ja schon im November 1939 durch das Versagen Osters im Falle Kordt gezeigt. Aber waren da nicht die Heinz und Liedig und Herzner und Knaak und die vielen anderen verwegenen Draufgänger mit Freikorps- und Putscherfahrungen? Wahrscheinlich ging auch bei ihnen die Liebe bzw. der Haß nicht so weit, den Tod Hitlers mit ihrem eigenen Leben zu erkaufen. Gewiß aber hätten sie all ihre Kraft und Erfahrung aufgewendet, um dem Attentäter die materiellen Voraussetzungen für seine Tat zu schaffen, ihm jede gewünschte Waffe zu besorgen und in der Feuerstellung schußbereit aufzustellen, so daß er nur noch geduldig zu warten und rechtzeitig abzudrücken brauchte.

Bleibt also nur noch der menschliche Aspekt, bleibt nur noch die Frage nach der persönlichen Einsatzbereitschaft des Attentäters. Hätte er den Mut und die Entschlossenheit aufgebracht, im entscheidenden Moment, wenn er das Auto Hitlers ins Visier bekam, auf den Knopf zu drücken und einen Feuerstoß, einen Kanonenschuß auszulösen? Damit hätte er doch erheblich weniger riskiert als ungezählte Frontsoldaten, die den feindlichen Panzer bis auf kürzeste Distanz herankommen ließen, ehe sie ihre Panzerfaust abfeuerten, ohne auch nur daran zu denken, daß der Koloß sie bei einem Fehlschuß oder beim Versagen der Waffe in ihrem engem Deckungsloch gnadenlos zermalmen würde.

Es bleibt abzuwarten, ob Roggenmüller überzeugend widerlegen kann, was Dieter Ehlers feststellt: „Das Attentat war letzten Endes eben doch ein menschliches Problem . . . Die Ausführung scheiterte am Täter", der, wie Erich Kordt schreibt, „das Nachher noch erleben wollte."

Außer den Ergebnissen der logischen Analyse spricht noch ein anderes Indiz gegen die Annahme, daß es je einen konkreten Attentatsplan à la Offizierskompanie gegeben hat: In der Literatur finden sich nur minimale Spuren dieses Unternehmens, an dem doch etwa hundert Personen beteiligt gewesen sein müßten. Kaum anzunehmen, daß nur ein einziger von ihnen den Krieg überlebt hat und nun simultan als Chronist und Kronzeuge auftreten kann! In Anbetracht der ihm eigenen und hinlänglich erwiesenen Redseligkeit erscheint es sonderbar, daß er nicht einmal mit seinem Freund und Gönner Ulrich

v. Hassell über den geplanten Tyrannenmord gesprochen hat. Denn dieser erwähnt kein Wort davon in seinem Tagebuch „Vom anderen Deutschland". Und wenn Peter Hoffmann diesen vagen Plan der Vollständigkeit halber registriert, dann ist anzunehmen, daß der für seine Akribie bekannte und vielleicht allzu gutgläubige Geschichtsforscher sich von einem „lateinkundigen" Jäger den sprichwörtlichen Bären hat aufbinden lassen.

Mit solch unwiderlegbaren Deduktionen konfrontiert, bleibt dem Protagonisten der Offizierskompanie nichts übrig, als seine früheren Behauptungen erheblich einzuschränken: „Ich bestätige, daß mich ... Schulenburg ... gegen Ende 1943 ... gefragt hat, ob ich einer (zwecks Unschädlichmachung Hitlers) zu bildenden Offizierskompanie beitreten würde. Ich habe Ja gesagt, (doch) Schulenburg ist niemals mehr auf den Gedanken der Offizierskompanie zurückgekommen ..."

Die Zeitangabe „Ende 1943" steht im Widerspruch zu seinen Bekundungen, die unter dem Titel „Der Kreisauer Kreis" in den VfZ 15 (1967) festgeschrieben sind: Hier legt er den Plan nämlich in das Jahr 1942. Sie ist auch unvereinbar mit seinem mündlichen Bericht vom 17. 8. 1965 an Peter Hoffmann, demgemäß „der Plan seit Sommer 1940 verfolgt und 1942 aufgegeben wurde".

Seine Begründung für die Publizierung der Anfrage Schulenburgs kollidiert mit der geschichtlichen Wahrheit: „Ich habe davon berichtet", schreibt er am 19. 11. 1981, „um zu zeigen, daß schon vor Erscheinen Stauffenbergs im Oberkommando Offiziere sich mit dem Gedanken eines Attentats getragen haben." Er muß doch wissen, daß Stauffenberg spätestens seit September 1943 mit Staatsstreichplanungen beschäftigt war und daß sein „Erscheinen" im Oberkommando offiziell am 1. Oktober stattgefunden hat – monatelang vor Ende 1943!

So wird durch das vorerwähnte Schreiben Roggenmüllers vom 19. 11. 1981 die eingangs aufgestellte These bestätigt, daß die Offizierskompanie nichts anderes war als eine laut gedachte vage Idee ohne reale Substanz. Mit keinem Wort geht der Briefschreiber auf die Frage ein, warum er und die anderen, die laut Peter Hoffmann „ihr Leben gegen den Diktator einzusetzen bereit waren", nicht eine der hier aufgezeigten Attentatsmöglichkeiten wahrgenommen haben, sei es im Sommer 1940, sei es vor oder sei es nach dem Erscheinen Stauffenbergs!

Es waren phantastische Pläne, die da zu Anfang 1943 in den Armeestäben an der Ostfront ausgeheckt wurden.

Da gab es den „Plan Lanz": Man beschloß, Hitler auf dem Flugplatz von Poltawa oder während der Besprechung mit dem Stabe der Heeresgruppe B „durch ausgesuchte Teile des Panzerregiments Graf Strachwitz festnehmen zu lassen". Aber Hitler flog nicht nach Poltawa, sondern nach Saporoschje. Damit blieb es Strachwitz erspart, seine Einsatzbereitschaft durch die Tat beweisen zu müssen.

„Da verfiel man auf den Gedanken", schreibt Peter Hoffmann, „Hitler von einer ganzen Gruppe von Offizieren erschießen zu lassen, während er sich bei einem Besuch ... im Kasino des Oberkommandos der HGr. Mitte aufhalten würde." Es wurde nichts daraus, obwohl zahlreiche Offiziere sich hierfür zur Verfügung gestellt hatten. Die angegebenen Hinderungsgründe sind nicht überzeugend.

Da wurde geplant, den Reiterverband „Boeselager" zum Angriff auf das Führerhauptquartier anzusetzen. Es ist beim Planen geblieben. Denn die Aussichtslosigkeit einer solchen Attacke – Kavallerie gegen Maschinengewehre und Vierlingskanonen des Führerbegleitkommandos – bedarf keiner Erläuterung.

Durchaus nicht aussichtslos standen hingegen die Chancen für einen Anschlag, wie ihn Schlabrendorff am 13. März 1943 in Szene gesetzt haben will. Rückblickend ist sogar festzustellen, daß es im Verlauf der ganzen Widerstandsgeschichte keine bessere Gelegenheit zur Ausschaltung Hitlers gegeben hat, ja, daß dies die einzige echte Chance gewesen ist. Nicht nur das Scheitern dieses Anschlages, sondern auch noch andere Indizien geben Anlaß zu der Vermutung, daß nicht alle Bekundungen Schlabrendorffs zu diesem Thema den Tatsachen entsprechen.

In den nun folgenden Ausführungen sollen die Gründe für diese Vermutung dargelegt werden, und zwar unter Auswertung der Angaben, die Schlabrendorff selbst in seinem bekannten Buch „Offiziere gegen Hitler" veröffentlicht hat. Es gibt übrigens für die Historiker und Geschichtsforscher keine anderen Quellen, weder Akten noch Zeugenaussagen. Kein Mitwisser, kein unmittelbar Beteiligter hat den

Krieg überlebt, und die Freunde Schlabrendorffs, die sich zu Worte melden, können nur vom Hörensagen berichten. Wenn aber einige Autoren die nachträglichen Anmerkungen des verhinderten Attentäters kritiklos übernehmen und publizieren, so ist das auf ihre unzulängliche Sachkenntnis zurückzuführen.

Den eigentlichen Attentatsplan schildert Schlabrendorff wie folgt: „Wir wollten Hitler nicht erschießen, sondern ihn mittels einer in sein Flugzeug geschmuggelten Bombe während des Fluges beseitigen." – Die Gelegenheit ergab sich, als Hitler am 13. März 1943 mit dem Flugzeug nach Smolensk kam.

Die Voraussetzungen für den Erfolg waren denkbar günstig. Der Zufall, der am 8. November 1939 den Anschlag Elsers zum Scheitern gebracht hatte, war diesmal völlig ausgeschaltet: Hitler konnte nicht, wie damals in München, vorzeitig weggehen; er mußte während des Fluges an Bord bleiben und würde beim Absturz der Maschine mit absoluter Sicherheit den Tod finden. Im Gegensatz zu den mehrmals geplanten, doch nie ausgeführten Selbstopfer-Attentaten gab es für den Bombenleger auch keinerlei psychologische Hemmungen oder Belastungen: Er brauchte sich nicht in Gefahr zu begeben; er brauchte nicht „heroisch" zu sein oder zu handeln. Er blieb ungefährdet im Hintergrund, vergleichbar dem Pionier, der eine Sprengung vorbereitet hat und nun aus sicherer Deckung die Zündung auslöst.

Auch der Zeitfaktor mußte sich günstig auswirken: Der Besuch Hitlers kam ja nicht überraschend für die Verschwörer. Sie waren darauf vorbereitet. Denn Schlabrendorff behauptet sogar: „Tresckow wollte Hitler auf ein ihm fremdes und uns vertrautes Parkett bringen" und hatte den General Schmundt, mit dem er seit langem bekannt war, gebeten, „er möge Hitler veranlassen, Kluge in seinem Hauptquartier zu besuchen . . . So kam es, daß Hitler für die ersten Tage des Monats März 1943 . . . seinen Besuch in Smolensk in Aussicht stellte." Demnach hatten die Verschwörer genügend Zeit gehabt, sich gründlich auf das Attentat vorzubereiten.

Zu diesen Vorbereitungen gehörte zunächst einmal die Bereitstellung der Spreng- und Zündmittel für die Bombe.

Erste Frage: Wieviel Sprengstoff ist erforderlich, um ein Großflugzeug wie Hitlers „Condor" zum Absturz zu bringen? Zur Klärung dieser Frage hätte es systematischer Versuche bedurft. Nun erzählt Schlabren-

dorff zwar des langen und breiten von Experimenten Tresckows zur Feststellung der Zünderlaufzeiten; doch sucht man in seinem Buch vergeblich nach konkreten Angaben bezüglich der Sprengwirkung. „Ein Sprengkörper, nicht größer als ein dickes Buch", heißt es da, „war imstande, alles, was in einem mittelgroßen Zimmer war, zu zerreißen." Ob er aber auch imstande war, die Condor zu „zerreißen"? Offenbar hat der Historiker Peter Hoffmann sich mit derlei vagen Begriffen und Maßstäben nicht zufrieden gegeben, sondern Schlabrendorff um exakte Angaben ersucht. Vor allem: Wie groß war dieses „dicke Buch"? Ein Sprengkörper vom Format eines Lexikonbandes wiegt etwa 4 bis 5 Kilo. Es gibt aber auch „dicke Bücher", die nur den fünften Teil dieses Volumens erbringen. Auf Grund der erhaltenen Auskünfte gibt Hoffmann an, daß die Bombe „aus zwei Paaren der englischen Haftmine ‚Clam' bestand". Freilich fehlt auch hier die Gewichtsangabe. Doch aus den Maßen der Clam – etwa 15 x 7 x 4 Zentimeter – läßt sich ein Ladungsgewicht von knapp 500 Gramm errechnen. Das macht bei vier Minen ein Gesamtgewicht von zwei Kilo Sprengstoff, und zwar englischen Sprengstoff. Denn Schlabrendorff hat deutschen Sprengstoff abgelehnt, weil dieser „nur mittels Zündschnur zur Explosion zu bringen" sei! Dieses törichte Argument beweist, daß der Generalstabsoffizier Tresckow zumindest bei diesem Teil der Attentatsvorbereitungen nicht mitgewirkt haben kann.

Nach dieser – wenn auch dilettantischen – Lösung des Sprengstoffproblems mußten die Verschwörer sich mit einem anderen wichtigen Bestandteil der Bombe befassen, mit dem Zünder. Die Engländer hatten zur „Clam" auch ein ganzes Sortiment passender Zeitzünder geliefert, die Schlabrendorff mit bemerkenswerter Anschaulichkeit beschreibt: „Es gab drei verschiedene Arten. Die einen wirken nach 10 Minuten, die anderen nach einer halben Stunde, und wiederum andere nach zwei Stunden. Durch Druck auf den Hals des Zünders wurde eine kleine Flasche zerbrochen. Der Flasche entströmte eine ätzende Flüssigkeit. Diese zerfraß einen Draht, der eine Feder und einen Schlagbolzen hielt. Nach Zersetzung des Drahtes schnellte der Schlagbolzen nach vorn, entzündete das Zündhütchen, und dieses wiederum entzündete die Sprengladung."

Diese Zünder standen den Verschwörern zur Verfügung. Doch vor der Entscheidung, welches der drei Modelle verwendet werden sollte,

mußte eine andere Frage gelöst werden: Wie kann man die Bombe unbemerkt in das Flugzeug Hitlers schaffen?
In Anbetracht der scharfen Überwachung war es für Unbefugte natürlich unmöglich, die Führer-Condor zu betreten und eine Bombe zu deponieren. Daher hatte Tresckow folgenden Plan gefaßt: Vor dem Rückflug wollte er einen Offizier aus der Begleitung Hitlers, den Oberstleutnant Brandt, um die Gefälligkeit bitten, ein Päckchen mit zwei Flaschen Kognak, die er seinem Kameraden Stieff infolge einer Wette schuldete, nach Rastenburg mitzunehmen und dem Gewinner zu übergeben. – Das war durchaus keine ungewöhnliche Bitte; aber das Gelingen des Anschlages hing davon ab, ob Brandt zusagte. Tresckow traute sich zu, die Rolle des Bittstellers mit überzeugender Harmlosigkeit zu spielen und damit dieses Problem, das einzige echte Problem des ganzen Unternehmens zu lösen. Denn statt der Kognakflaschen würde in dem Päckchen natürlich die Zeitbombe versteckt sein.
Von höchster Wichtigkeit für das Gelingen des vorbeschriebenen Täuschungsmanövers – Bombe statt Kognak – war die zweckmäßige Herrichtung des Päckchens. Doch da gab es eigentlich gar nichts zu überlegen, weil die richtige Lösung sich gleichsam aufdrängte: Man nehme zwei Kognakflaschen, fülle sie mit dem plastischen Sprengstoff der Clam, stecke in jeden Flaschenhals einen Zünder, umwickele das Ganze mit Packpapier und verschnüre es mit Bindfaden. Fertig! Das Volumen der beiden Flaschen ist groß genug, um den gesamten Sprengstoff von vier Clams einzufüllen, und der Schaft des Clam-Zünders ist noch wesentlich dünner als die lichte Weite des Flaschenhalses. Somit paßt alles gut zusammen. – Die Tarnung ist perfekt. Wer auch immer dieses Päckchen in die Hand nimmt, der wird nicht daran zweifeln, daß es tatsächlich die „verwetteten" zwei Flaschen Kognak enthält. So und nicht anders hätte Schlabrendorff seine Bombe verpacken müssen. Wie aber hat er es gemacht?
„Wir nahmen", so schreibt er, „zwei Sprengkörper und machten aus ihnen ein Paket, das seiner Form nach zwei Kognakflaschen glich."
Punktum! Kein Wort über technische Einzelheiten dieser Metamorphose. Auch sein ehemaliger Mitverschwörer Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff, der diesen Attentatsversuch in seinem Buch „Soldat im Untergang" schildert, trägt nichts zur Aufklärung bei. Er erwähnt jedoch die „vier Haftminen, die zu zwei Flaschen geformt

waren" und bestätigt damit, daß Schlabrendorff die Clams im Orginalzustand verpackt hat.
Natürlich ist es unmöglich, aus eckigen Minenkörpern ein Paket zu machen, das seiner Form nach zwei normalerweise runden Flaschen gleicht. Doch nun bringt fast die gesamte Autorenschaft der Widerstandsliteratur eine zweckdienliche Korrektur des Schlabrendorff-Textes: Der Inhalt des Paketes wird nicht mehr als „Kognak", sondern als „Cointreau" deklariert. Peter Hoffmann berichtet, daß auch Schlabrendorff in der neuesten Ausgabe seines Buches „ausdrücklich auf die eckige Form der Flaschen hingewiesen (hat), die auch tatsächlich allein der Form der paarweise verpackten Haftminen entspricht".
Dennoch ist es unerklärlich, daß Schlabrendorff seine frühere Aussage modifiziert und zum Cointreau übergeht: Zwei eckige Flaschen, in Packpapier gehüllt, ergeben ein eckiges Paket. Ohne Beeinträchtigung des Tarneffektes kann man also auch eine Schachtel als Verpackung verwenden. Dann aber wird niemand am Aussehen des Paketes feststellen können, ob es eckige oder runde Flaschen enthält. Mithin hätte Schlabrendorff beim Kognak bleiben sollen. Denn mit der Cointreau-Variante versetzt er seiner ohnehin angeschlagenen Glaubwürdigkeit einen weiteren Stoß, zumal er kommentarlos hinnimmt, daß sein Freund Gersdorff im Jahre 1977 wieder auf den Kognak zurückkommt: „Durch ihre abgerundete Form konnte man mit zwei aufeinandergelegten ‚Clams' einen Rundkörper bilden, der sich, unter Packpapier verborgen, wie eine Flasche anfühlte."
Zur Vervollständigung der Attentatsvorbereitungen fehlt nun nur noch die Auswahl des zweckmäßigsten Zündermodells hinsichtlich der Laufzeit, also der Zeitspanne zwischen dem Zerbrechen der Säurekapsel und dem Eintritt der Detonation. Entscheidend ist hierbei die Tatsache, daß der Zünder vor der Aushändigung an den Oberstleutnant Brandt ausgelöst werden muß, daß er aber erst einige Zeit nach dem Abflug reagieren darf.
Unter diesen Umständen kommt eigentlich nur das Zündermodell mit der zweistündigen Laufzeit in Frage, so daß die Ereignisse in der kritischen Phase folgenden Verlauf nehmen:
Sobald Hitler die Abfahrt zum Flugplatz befiehlt, begibt sich Schlabrendorff auf sein Zimmer, wo er vor Störungen sicher in aller

## Die Bombe Schlabrendorffs

Das Foto beweist, daß es nicht möglich ist, aus vier Haftminen „Clam" (rechts) ein Paket zu machen, das seiner Form nach zwei Kognakflaschen (Mitte) oder zwei Cointreauflaschen (links) gleicht.
Wenn der plastische (!) Sprengstoff nicht in Flaschen umgefüllt wird, müssen die 4 Sprengkörper in einer passenden Schachtel verpackt werden.

Angeblich ragte der Clam-Zünder wie ein Flaschenhals aus der Haftmine heraus.

Tatsächlich aber wurde der Zünder vollständig vom Gehäuse der Mine verdeckt.

Angesichts der leeren Zündkanäle kann ein Attentäter das Einsetzen mehrerer Reservezünder auf keinen Fall vergessen. Zweifellos hat Schlabrendorff diese Sicherheitsmaßnahme für überflüssig gehalten.

Ruhe die Zünder in Gang setzt und die Bombe verpackt. Dann fährt er zum Flugplatz und übergibt auf Anweisung Tresckows dem Oberstleutnant Brandt das „Kognak"-Päckchen. Damit ist die Tätigkeit der Verschwörer beendet; sie können auf die weiteren Geschehnisse keinen Einfluß mehr nehmen.
Die Bombe befindet sich nun an Bord. Die Condor ist startbereit. Hitler unterhält sich noch mit Feldmarschall v. Kluge. Seit dem Ingangsetzen der Zündung sind inzwischen mindestens 20 bis 30 Minuten verstrichen. Wenn Hitler jetzt sofort einsteigt und starten läßt, detoniert die Bombe anderthalb Stunden nach dem Abflug, mithin, in Anbetracht der zweistündigen Flugzeit, eine halbe Stunde vor der Landung. Es wäre jedoch möglich, daß die Unterredung Hitlers mit Kluge noch eine Weile andauert. Falls hierdurch der Start verzögert würde, vielleicht sogar um eine volle Stunde, dann könnte die Detonation dennoch nicht vor dem Abflug erfolgen, sondern frühestens eine halbe Stunde nach dem Start, also während des Fluges. Somit ist durch die Verwendung des Zwei-Stunden-Zünders das Gelingen des Attentates gesichert, Hitlers Schicksal besiegelt.
Sein Schicksal wäre tatsächlich besiegelt gewesen, wenn Schlabrendorff am 13. März 1943 nach der hier beschriebenen Methode gehandelt hätte. Doch wenn man die Richtigkeit seiner Bekundungen unterstellt, dann hat er in den entscheidenden Punkten ganz anders und daher falsch gehandelt.
Zunächst einmal hat er einen ungeeigneten Zünder verwendet, einen Zünder, der bereits nach 30 Minuten reagiert! Daher kann er die Zündung nicht schon vor der Abfahrt zum Flugplatz, also in seinem Zimmer in Gang setzen, weil dann die kleinste Programmänderung dazu führen könnte, daß die Bombe zu früh detonierte. Somit ist er gezwungen, das Zerbrechen der Säurekapsel in letzter Minute vorzunehmen, auf dem Flugplatz, in aller Öffentlichkeit, unter den Augen der argwöhnischen Wachen.
Sein Bericht zu diesem Wagnis läßt viele Fragen offen: „Als Hitler im Begriff war, sein Flugzeug zu besteigen, betätigte ich die Zündung der Bombe." – Wenn Hitler in seiner Unberechenbarkeit jetzt noch einmal kehrtgemacht und das Gespräch mit dem Feldmarschall wieder aufgenommen hätte, dann wäre die Bombe vielleicht schon detoniert, während er noch gar nicht an Bord war. Doch dieser Fall ist

## Zeitbombe an Bord

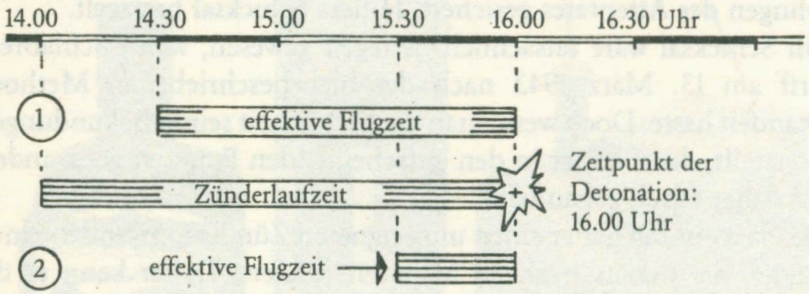
Mit dieser graphischen Darstellung soll demonstriert werden, daß durch Verwendung von 2-Stunden-Zündern der Erfolg eines Bombenanschlages, wie ihn Schlabrendorff geplant haben soll, absolut gewährleistet ist.

Voraussetzungen:

Abfahrt Hitlers vom Stabsquartier der HGr. Mitte zum Flugplatz Smolensk erfolgt um 14.00 Uhr.
Zur gleichen Zeit zerbricht der Attentäter die Säurekapseln der Zünder, so daß die Detonation um 16.00 Uhr erfolgen muß. (Selbstverständlich ist die Bombe mit mehreren Zündern bestückt!)
Gegen 14.20 Uhr trifft Hitler auf dem Flugplatz ein. Der normale Flug Smolensk–Rastenburg dauert 2 Stunden.

Extremfall 1:

Die Führer-Condor startet um 14.30 Uhr. Die Bombe an Bord der Maschine detoniert nach 90 Minuten Flugzeit, mithin eine halbe Stunde vor der Ankunftszeit!




Extremfall 2:

Der Abflug verzögert sich bis 15.30 Uhr! Die Bombe detoniert um 16.00 Uhr, mithin eine halbe Stunde nach dem Start, also während des Fluges!
Bei der Unberechenbarkeit Hitlers kann nicht ausgeschlossen werden, daß er im letzten Augenblick, vielleicht noch nach dem Einsteigen, den Abflug auf unbestimmte Zeit verschiebt, um erneut mit Kluge zu konferieren. Für diesen zwar unwahrscheinlichen, immerhin aber möglichen Fall müssen die Verschwörer eine zweite Bombe bereithalten.

Fazit:

Der 2-Stunden-Zünder räumt alle Schwierigkeiten aus, die den Fehlschlag vom 13. März 1943 verursacht haben.

nicht eingetreten. – Andere Frage: Wie will Schlabrendorff so coram publico und dennoch unbemerkt die Zündung betätigen? „Das obere Ende des Zünders glich einem Flaschenhals und war in das Paket so eingebaut, daß man diesen durch eine kleine Öffnung in der Verpackung fassen konnte." Einspruch! Aus einer von Peter Hoffmann veröffentlichten Zeichnung ist zu ersehen, daß der Zünder im gebrauchsfertigen Zustand der Clam vollständig vom Gehäuse umschlossen ist und nicht herausragt! Die Säurekapsel ist demnach verdeckt und kann nach dem Einsetzen des Zünders gar nicht erfaßt werden.

Nun war Schlabrendorff selbst im Zweifel, ob es ihm gelingen würde, den in der Verpackung steckenden Zünder auszulösen. Deshalb benutzte er ein primitives Hilfsmittel: „Um sicher zu sein, daß der auf den Zünder ausgeübte Druck stark genug sein würde (um die Glasampulle zu zerbrechen), hielt ich einen Schlüssel in der Hand versteckt und drückte mit diesem gegen den Hals des Zünders." Abgesehen von der oben erwähnten Tatsache, daß der Zünder vom Gehäuse der Mine völlig verdeckt war, muß Schlabrendorff sich fragen lassen, warum er hierzu statt des Schlüssels nicht eine kleine Flachzange benutzt hat. Dann wäre der Erfolg doch viel sicherer gewesen!

Zu der „kleinen Öffnung" ist folgendes zu sagen: Sie muß schon mindestens 2 cm breit und 5 cm lang sein, wenn man, mit Daumen und Zeigefinger einen Schlüssel haltend, hindurchgreifen will. Auch wenn es sich dabei nicht um ein Loch im Packpapier handelt, sondern um entsprechend große Risse oder Schnitte, so besteht doch die Gefahr, daß der Oberstleutnant Brandt bei einem zufälligen Blick den merkwürdigen „Flaschenhals" sieht und – neugierig geworden – der Sache auf den Grund geht. Er braucht nur eine Fingerspitze hineinzustecken, um festzustellen, daß sein Päckchen keineswegs Kognak- oder Cointreauflaschen enthält. Folge: Er erweitert die Öffnung und entdeckt die Bombe!

Schließlich fällt noch auf, daß Schlabrendorff mit keinem Wort den Sicherungsstift des Zünders erwähnt. Hat er vielleicht von der Existenz und Zweckbestimmung dieses wichtigen Gegenstandes nichts gewußt? Das wäre allerdings eine plausible Erklärung für das Flaschenhals-Phänomen: Denn ein gesicherter Zünder läßt sich

wegen des überstehenden Sicherungsstiftes nur etwa bis zur Hälfte in den Zündkanal einführen, so daß tatsächlich eine Art Flaschenhals aus dem Gehäuse herausragt. Wenn er aber den Sicherungsstift herausgezogen und dadurch den Zünder entsichert hat, dann muß das schon vor dem Verpacken geschehen sein, also vor der Abfahrt zum Flugplatz. Die Bombe wäre dann nicht transportsicher gewesen und hätte während der Autofahrt über die holperigen Wege durch einen Stoß oder Fall ausgelöst werden können.

Der falsche Zünder und der Flaschenhals, die kleine Öffnung und der totgeschwiegene Sicherungsstift – diese und viele andere Einzelheiten beweisen wieder einmal: Den Attentätern, die nach Georg Elser gegen Hitler angetreten sind, war es einfach nicht gegeben, mit den kleinen Dingen am Rande ihrer großen Projekte fertigzuwerden. Unter diesem negativen Vorzeichen entwickeln sich denn auch die Ereignisse am 13. März 1943: Die Bombe detoniert nicht, und Hitler landet ohne Zwischenfall in Rastenburg. (So erhält der von Tresckow und Schlabrendorff zum Tode verurteilte Oberstleutnant Brandt noch eine Gnadenfrist, bis er am 20. Juli 1944 der Bombe Stauffenbergs zum Opfer fällt.)

Inzwischen bemühen sich die erschrockenen Verschwörer um die Sicherstellung des verräterischen Blindgängers. Schlabrendorff fliegt nach Rastenburg und läßt sich das angeblich verwechselte Päckchen wieder aushändigen. Dann begibt er sich zum Bahnhof Korschen, um in einem für ihn reservierten Schlafwagenabteil die Bombe zu untersuchen, ungestört und – auch das muß gesagt werden – ohne Zeugen.

Über das Resultat dieser Untersuchung gibt er am 30. Juni 1948 – im Nürnberger Prozeß gegen das Auswärtige Amt als Zeuge der Verteidigung befragt – folgende Auskunft: „Ich habe ... das Sprengstoffpaket ... geöffnet ... und festgestellt, daß der Zünder zunächst funktioniert hatte, daß aber ... die Sprengkapsel nicht explodiert war." Es ist wohl auf Mangel an Sachkenntnissen zurückzuführen, daß Richter und Ankläger diese Aussage bedenkenlos akzeptiert haben, statt ihre Glaubhaftigkeit durch logische Deduktionen in Frage zu stellen:

Wenn dieser Aussage entsprechend alle Bestandteile des Zünders mit Ausnahme der Sprengkapsel funktioniert haben, dann heißt das doch: Nach dem Zerbrechen der Ampulle hat die ausströmende Säure den

Haltedraht zerfressen; der Schlagbolzen ist vorgeschnellt; das Zündhütchen ist detoniert. Der hierdurch verursachte Knall, der in der Flugzeugkabine wie ein Schuß dröhnt, müßte auch den arglosesten Wachmann alarmiert haben. Doch niemand ist alarmiert worden. Das Zündhütchen kann also nicht detoniert sein.

An diesem Tatbestand ändert sich nichts, wenn Schlabrendorff jetzt versuchen wollte, sich auf eine Begriffsverwechselung herauszureden mit der Behauptung, nicht die Sprengkapsel, sondern das Zündhütchen habe versagt. Denn auch in diesem Falle hätte das unüberhörbare Klicken beim Auftreffen des Schlagbolzens Alarm ausgelöst. Die Folgen wären in beiden Fällen die gleichen gewesen: Suche nach eventuellen Attentätern, Leibesvisitationen, Gepäckkontrollen. Und dann sieht der ahnungslose Oberstleutnant Brandt mit Entsetzen, wie aus seinem „Kognak"-Päckchen eine Bombe herausgeholt wird!

Doch am 13. März 1943 hat sich nichts dergleichen ereignet. Niemand hat das fatale Klicken gehört, weder der neben der Bombe sitzende Brandt noch einer der Leibwächter Hitlers, die keineswegs harmlos sind, sondern hellwach und äußerst mißtrauisch auf alles Verdächtige achten. Demnach hat weder das Zündhütchen, noch die Sprengkapsel versagt. Nur eine Tatsache steht fest: Im Flugzeug Hitlers ist keine Bombe detoniert. Der Attentatsversuch ist somit gescheitert.

Nun soll untersucht werden, ob die von Schlabrendorff genannte Ursache des Fehlschlages mit den physikalischen Gegebenheiten im Einklang steht. Es ist doch ein geradezu grotesker Unsinn, wenn er als Zeuge vor Gericht bekundet: „Durch die sehr große russische Kälte ... hat der ... Zünder versagt."

Zum ersten: Wie stellt er sich denn, als politischer Berater im Stabe einer Heeresgruppe den Realitäten der Front entrückt, den Winterkrieg in Rußland vor? Etwa wie der kleine Moritz, der da im Schulaufsatz schreiben könnte: „Wenn es sehr kalt wird, dann kämpfen unsere tapferen Soldaten, wie einst unter Blücher an der Katzbach, nur noch mit Säbel und Bajonett, da ihre Flinten und Kanonen wegen der Kälte nicht losgehen?" Angesichts der Millionen Bomben und Granaten, die tagtäglich trotz der Kälte detonieren, ist diese Annahme zu töricht, als daß sie noch widerlegt werden müßte.

Zum anderen: Wenn er schon meint, es läge an der Frostempfindlichkeit der Spreng- und Zündmittel – wo gibt es denn diese „große

Kälte"? Natürlich draußen auf den verschneiten Feldern, auf den vereisten Rollbahnen und in den mühsam ausgehobenen Schützengräben der braven Infanteristen. Doch in Hitlers Condor, ursprünglich konzipiert als Passagierflugzeug für die Nordatlantik-Route, herrscht normale Zimmertemperatur. Es wäre undenkbar, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht stundenlange Flüge in unbeheizter Kabine zuzumuten, zumal während des russischen Winters!

Die Kälte-Theorie ist demnach aus mehreren Gründen unhaltbar.

Eine andere, bei gewerblichen und militärischen Sprengungen relativ häufig auftretende Störungsquelle, das Feuchtwerden des Zündsatzes, kann hier ebenfalls ausgeschlossen werden: Die Haftmine „Clam" war auch für Unterwasser-Sprengungen an Schiffen konstruiert, und bei zahlreichen derartigen Sabotageakten hat sich ihre absolute Wasserdichtigkeit erwiesen. Demzufolge wird diese theoretisch mögliche Ursache des Fehlschlages in der Literatur zum 13. März 1943 nicht einmal angedeutet.

Da nun die technische Funktionstüchtigkeit der Bombe und des Zünders als gesichert gelten muß, kann das Mißlingen des Attentates nur auf das menschliche Versagen des Attentäters zurückgeführt werden, und die vorliegenden Indizien lassen diese Annahme als berechtigt erscheinen.

Da ist zunächst der 30-Minuten-Zünder, den Schlabrendorff ausgewählt hat; hierdurch ist er gezwungen, die Auslösung der Zündung unter erheblichen Behinderungen vorzunehmen. Da ist die unzweckmäßige Verpackung der Sprengkörper. Da ist der als Werkzeug völlig ungeeignete Schlüssel. Dies alles zwingt zu der Schlußfolgerung, daß es dem Attentäter nicht gelungen ist, ja, daß es ihm gar nicht gelingen konnte, die Säurekapsel zu zerbrechen.

Da ist der Sicherungsstift: Der Flaschenhals-Vergleich läßt vermuten, daß Schlabrendorff entweder aus Vergeßlichkeit oder infolge Unkenntnis der technischen Zusammenhänge den Zünder nicht entsichert hat, so daß also der Schlagbolzen auch trotz Zerreißen des Haltedrahtes nicht hätte vorschnellen können.

Da ist schließlich das schwerwiegendste Argument: Schlabrendorff hat für seine Bombe nur einen Zünder verwendet! Das ist nun keine Vermutung oder Annahme; das ist eine unbestreitbare Tatsache. Da steht es schwarz auf weiß in seinem eigenen Bericht: „ . . . entschärfte

ich die Bombe und nahm den Zünder heraus. Der Schlagbolzen war nach vorne geschlagen, aber das Zündhütchen hatte sich nicht entzündet." Man könnte noch viele andere Textstellen anführen, in denen immer nur von einem Zünder die Rede ist.

Diese Fehlleistung ist so überaus unbegreiflich, daß die Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache nicht ausreichen, um die Kritik in angemessener Schärfe zu formulieren. Dieses blinde Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des einzigen Zünders kollidiert so eklatant mit allen militärishen Regeln und Erfahrungen, daß ein Fachmann wie der damalige Oberst v. Tresckow von diesem stümperhaften Plan nichts gewußt haben kann, und daß man überhaupt die Mitwirkung richtiger Offiziere der deutschen Wehrmacht ausschließen muß.

Doch auch dem Laien, dem Nichtmilitär erscheint der Verzicht auf Reservezünder als Verstoß gegen die einfachsten Denkgesetze. Denn jedermann weiß es, jedermann rechnet damit, daß auch das perfekteste technische Fabrikat versagen kann: Feuerzeug und Füllfeder, Taschenlampe und Telefon, Reißverschluß und Radio und tausend andere alltägliche Gebrauchsgegenstände und schließlich – zumindest für Soldaten „alltäglich" – Gewehrpatronen und Minenzünder. Sogar der schlichte Schreinergeselle Georg Elser hat das gewußt, hat vorgebeugt, hat zwei Uhrwerke und drei Schlagbolzen und mehr als hundert Sprengkapseln verwendet, um die Zündung seiner Bombe sicherzustellen.

Kann Schlabrendorff sich auf Zeitmangel oder Termindruck berufen? Bekanntlich wird dieses Argument von einigen Autoren vorgebracht, um die Mängel bei der Vorbereitung des Stauffenberg-Attentates zu entschuldigen. Doch der Verschwörergruppe um Tresckow stand für ihre Vorarbeiten ein Zeitraum von mehreren Monaten zur Verfügung, ganz abgesehen davon, daß die Frondeure insgesamt schon seit Jahren an Tyrannenmordplänen laborierten. Und Tresckow hatte sich bereits im Vorjahr die Spreng- und Zündmittel für den Bombenanschlag beschafft. Außerdem wußte er seit Wochen, daß Hitler demnächst nach Smolensk kommen werde. Zeit genug!

Materialmangel? Fehlte es an Zündern? Keineswegs. Schlabrendorff berichtet: „... im Laufe der Monate ließ sich Gersdorff... Hunderte von Zündern aushändigen." Hunderte! Die Verschwörer werden doch wohl nicht alle diese Zünder bis auf einen einzigen bei ihren

Sprengversuchen verbraucht haben, vergleichbar jenem Dorftrottel, der im Kaufladen die Zündhölzer erst dann bezahlte, als er sie Stück für Stück „ausprobiert", also angezündet hatte?
Vergeßlichkeit? Nein! Es ist doch völlig ausgeschlossen, daß er den einen Zünder einsetzt und dann die vor ihm auf dem Tisch bereitliegenden Reservezünder vergißt, dazu noch angesichts der drei leeren Zündkanäle der Bombe, die aus vier Sprengkörpern besteht!
Es gibt einfach keine rationale Erklärung, geschweige denn eine Entschuldigung für Schlabrendorffs Fehlleistung. Das hat wohl auch der Rechtsanwalt Helmut Becker während der Gerichtsverhandlung am 30. 6. 1948 erkannt. Er wollte aber seinem Berufskollegen diesbezügliche Vorhaltungen des Richters ersparen, indem er ihm diskret den Plural soufflierte: „Sie haben sich ... überzeugen können ... daß die Zünder ... versagt haben." Doch Schlabrendorff hat nicht begriffen, daß ihm mit dieser Suggestivfrage eine goldene Brücke gebaut wurde; er ist unentwegt beim Singular geblieben: „Ich habe ... den Zünder geprüft ... " Zu seinem Glück war auch der Richter begriffsstutzig und zog aus diesem Eingeständnis keine Konsequenzen.
Zurück zum 13. März 1943. Schlabrendorff hat sich in seinem Schlafwagenabteil eingeschlossen, das explosive Päckchen geöffnet und recht bald bemerkt, aus welchem Grunde die Detonation ausgeblieben ist. Sein Bericht hierüber – auch die bereits zitierte Aussage vom 30. 6. 1948 – kann jedoch nur als Schutzbehauptung ausgelegt worden. Der wahre Sachverhalt dürfte in folgender Gedankenreihe richtig dargestellt sein:
Für das Ergebnis der Untersuchung gibt es zwei Alternativen: Entweder ist die Säurekapsel trotz Druck mit dem Schlüssel nicht zerbrochen, oder der Sicherungsstift steckt noch im Zünderschaft. Die Überlegungen Schlabrendorffs lassen sich leicht rekonstruieren: Was werden seine Freunde sagen, wenn ihnen dieser Tatbestand bekannt wird? Werden sie ihm nicht die Schuld für das Scheitern dieses aussichtsreichen Anschlages aufbürden und ihn für einen unfähigen Versager halten? Ein unerträglicher Gedanke für ihn, dessen Geltungssucht in vielen Passagen seiner Bücher so penetrant zum Vorschein kommt! So liegt die Vermutung nahe, daß er versucht hat, den Kameraden gegenüber die wahren Ursachen des Fehlschlages zu vertuschen.

Die Gelegenheit zur Beschaffung entlastender Indizien ist günstig. Und wenn er auch, wie die meisten Frondeure, den praktischen Dingen des Alltags hilflos-unbeholfen gegenübersteht, so wird er es unter dem Druck der peinlichen Situation doch wohl fertiggebracht haben, die belastenden Corpora delicti zweckmäßig zu frisieren. Wahrlich keine große Mühe: Zuerst nimmt er die Sprengkapsel vom Zünder ab; dann zerbricht er die Säurekapsel, falls sie unversehrt geblieben ist, oder er entfernt den Sicherungsstift, falls er dies am Vortag vergessen hat, und wartet ab. Der Schlagbolzen wird frei, schlägt auf das Zündhütchen und läßt es detonieren. Damit ist die kosmetische Operation auch schon beendet!
Vor kränkenden Verdächtigungen sicher, kann er nun seine Beweisstücke präsentieren: „Hier, meine Herren, überzeugen Sie sich! Die Säurekapsel ist ordnungsgemäß zerbrochen, der Haltedraht des Schlagbolzens ist zerrissen, der Schlagbolzen ist nach vorne geschlagen. Das Zündhütchen jedoch ist unerklärlicherweise nur verbrannt, ohne die Sprengkapsel zu entzünden; sie ist, wie Sie sehen, unversehrt geblieben. Der Fehlschlag unseres Attentatsversuches ist demnach auf höhere Gewalt zurückzuführen." Eine schlüssige Beweiskette, die der versierte Rechtsanwalt Schlabrendorff in eigener Sache geschmiedet hat. Warum auch nicht? Das Attentat ist sowieso mißglückt, und es schadet ja wirklich niemandem, wenn er sich mit einem harmlosen „Corriger la fortune" aus der Affäre zu ziehen versucht.
So könnte es damals gewesen sein. Da aber Schlabrendorffs Schilderung hierzu in unüberbrückbarem Widerspruch steht, muß nun seine Glaubwürdigkeit einer kritischen Prüfung unterzogen werden.
Es wurde bereits dargelegt, daß einige seiner Behauptungen nicht den Tatsachen entsprechen, daß einige seiner Entscheidungen der Logik und einige seiner Aussagen einander widersprechen. Jeder Jurist wird bestätigen, daß diese Häufung fragwürdiger Einzelheiten sich negativ auf die Glaubwürdigkeit auswirken muß.
Doch Schlabrendorff war nicht nur Jurist und Rechtsanwalt. Er war auch Offizier und damit an den Ehrenkodex dieses Standes gebunden, so daß folgender Vorfall seine Glaubwürdigkeit ganz erheblich in Frage stellt: Als er nach dem 20. Juli in Verdacht geriet, an der Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, beorderte ihn der Generaloberst Weiß zu sich und forderte Aufschluß. Schlabrendorff stritt

jegliche Beteiligung ab und bekräftigte diese falsche Aussage mit seinem Ehrenwort. Für den Juristen ist dies nichts weiter als eine jedem Angeklagten erlaubte Notlüge. Für den deutschen Offizier jedoch bedeutet der Bruch des Ehrenwortes den Ausschluß aus der Gemeinschaft ehrenwerter Männer! Bekanntlich hat sich auch Stauffenberg dieses fatalen Deliktes schuldig gemacht; doch er konnte dies mit einem plausiblen Argument begründen: Wenn er sein Ehrenwort hielt, mußte er seine Widerstandspläne aufgeben und die Kameraden im Stich lassen. Bei Schlabrendorff hingegen war es nur ein verzweifelter Versuch, sich der drohenden Verhaftung zu entziehen. Seine Behauptung, er habe durch diese unwahre, ehrenwörtlich bekräftigte Erklärung den Generaloberſten Weiß vor der Gestapo retten wollen, kann nur als Ausrede und erneuter Konflikt mit der Wahrheit ausgelegt werden. Denn es ging ihm gar nicht um die Sicherheit des Generals; es ging ihm nur um seine persönliche Sicherheit, der er allen anderen Erwägungen gegenüber den Vorrang gab.

So schreibt er denn auch im Anschluß an die Schilderung seines Anschlages vom 13. März 1943: „War es schon schlimm genug, daß das Attentat mißglückt war, so schien es uns beinahe noch schlimmer, daß die Entdeckung der Bombe unsere Entlarvung und den sicheren Tod bedeutete." Demnach keine Spur von Schulderkenntnis oder Reue. „Es hat mal wieder nicht geklappt. Schade!"

Doch so teilnahmslos, so unbekümmert kann ein Mensch mit normaler Gemütsbeschaffenheit gar nicht sein, auch Schlabrendorff nicht. Die Ursache für seine Nonchalance liegt ganz woanders; sie liegt ganz nahe: Der sachkundige Leser des Schlabrendorff-Buches „Offiziere gegen Hitler" muß aus den bisher vorliegenden Informationen den Schluß ziehen, daß dieser Attentatsversuch überhaupt nicht stattgefunden hat, daß er nur erfunden ist!

Die Anregung zu dieser Erfindung mag ein Gerücht gegeben haben, das Peter Hoffmann als Fußnote publiziert: „Oberleutnant Walter Frentz ... berichtet von einem Frontbesuch Hitlers Anfang 1943 ... wobei dem Arzt Professor Dr. Karl Brandt ein Päckchen mitgegeben worden sei, welches dieser in der Wolfsschanze zur internen Post gegeben habe; dort sei es vom RSD geöffnet und kontrolliert worden, wobei man eine Zeitzünderbombe entdeckt habe. Niemand sonst aus der Umgebung Hitlers erinnert sich an diesen Vorfall, der doch gewiß nicht alltäglich war."

Vielleicht hat Schlabrendorff sich an dieses Gerücht erinnert, als er im Sommer 1945 seine Memoiren verfaßte und darüber nachdachte, wie er sie mit scharfen Zutaten würzen könnte.

## GERSDORFF

Wieder einmal schien es, als habe Hitlers letzte Stunde geschlagen. Wieder einmal hatte sich einer seiner Offiziere zum Attentat entschlossen. Doch im Gegensatz zu Schlabrendorff und Elser wollte dieser neue Winkelried nicht auf den Zufall bauen und vom sicheren Port aus das Ergebnis abwarten. Er wollte vielmehr sein Leben opfern, um den Erfolg des Anschlages sicherzustellen. Gegen Fanatiker und Idealisten ist aber, wie Hitler selbst einmal sagte, „kein Kraut gewachsen". Der Legationsrat Erich Kordt, der im November 1939 einen ähnlichen Anschlag geplant hatte, drückt sich weniger burschikos aus, trifft aber genau den Kernpunkt mit der Feststellung: „Alle Wachsamkeit der Sbirren vermag den Tyrannen nur gegen die zu schützen, die das Nachher noch erleben wollen."
Dieses „Nachher" wollte der Oberst Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff nicht mehr erleben; er wollte sich vielmehr nach eigenem Bekunden „mit Hitler zusammen in die Luft sprengen".
Die Gelegenheit hierzu kam am 21. März 1943, am Heldengedenktag: Im Verlauf der üblichen Feierlichkeiten würde Hitler eine Ausstellung russischer Beutewaffen im Berliner Zeughaus besichtigen, und Gersdorff hatte den Befehl erhalten, ihn hierbei zur Erteilung sachverständiger Auskünfte zu begleiten. So wurde ihm die Chance geboten, die seit Jahren diskutierte, längst beschlossene, doch immer wieder ausgesetzte Ermordung Hitlers in die Tat umzusetzen und damit die von den Frondeuren angestrebte Niederlage Deutschlands herbeizuführen. Mangels hinreichender Erfolgsaussicht wurde eine Exekution mittels Schußwaffe nicht ernsthaft in Erwägung gezogen, und so hatte sich der Attentäter für einen Bombenanschlag entschieden: Er wollte sich zwei Sprengkörper, zwei „Clam"-Haftminen, in die Manteltaschen stecken und diese in unmittelbarer Nähe Hitlers zur Detonation bringen.

Dann kam die entscheidende Stunde. Hitler fuhr am Zeughaus vor, ging hinein und kam nach wenigen Minuten wieder heraus, unversehrt und ahnungslos. Nichts hatte sich drinnen ereignet, keine Explosion, kein Schuß, überhaupt nichts Ungewöhnliches, wenn man davon absieht, daß Hitler den Gang durch die Ausstellungshalle schneller als vorgesehen absolviert hatte.

Das Attentat war also gescheitert. Hatte man es vorzeitig entdeckt und den Attentäter entlarvt? Nein, auch er ging unbehelligt davon. Offenbar hatte er gar nicht den Versuch gemacht, sein Vorhaben auszuführen. Aus welchem Grunde? Bei kritischer Untersuchung der Planung und Vorbereitung des Attentates stößt man sofort auf die unbegreifliche Tatsache, daß der zum Selbstopfer entschlossene Oberst v. Gersdorff für seine Bombe einen Zeitzünder benutzt hat!

Gegen den Zeitzünder spricht zunächst die ungeheure psychische Belastung des Attentäters, der nach dem Auslösen des Zünders noch eine qualvoll lange Viertelstunde auf die Explosion warten muß. Es ist einfach undenkbar, daß ein Mensch bei diesem fast tausend Sekunden dauernden Zeitlupen-Selbstmord noch Herr seiner Nerven bleiben könnte.

Gegen den Zeitzünder sprechen aber auch technische Fakten: Bei der notorischen Unberechenbarkeit Hitlers war es durchaus möglich, daß er das Protokoll nicht einhielt und die Besichtigung der Beutewaffen abkürzen würde. Dann käme die Detonation der Bombe zu spät, genauso wie beim Elser-Attentat am 8. November 1939. Wenn Gersdorff heute behauptet, diese Zeitverkürzung habe ihn überrascht, dann liegt darin das Eingeständnis, daß er sein Vorhaben nicht mit angemessener Sorgfalt durchdacht hat. Er mußte mit dieser Eventualität rechnen!

Ob Gersdorff durch derartige Erwägungen zum Aufgeben veranlaßt worden ist, oder ob er trotzdem das Attentat auszuführen versucht hat; mit anderen Worten: ob er die Zündung betätigt hat oder nicht – das läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Denn in der Literatur finden sich beide Versionen.

„In aller Frühe (des 21. 3. '43) suchte ich . . . Gersdorff auf . . . und überreichte ihm . . . die Bombe . . . Alle Versuche, . . . eines (sofort wirkenden) Zünders habhaft zu werden, schlugen fehl. Der Attentatsversuch mußte somit unterbleiben." So steht es geschrieben in der

ersten Ausgabe des Schlabrendorff-Buches „Offiziere gegen Hitler". Diese Textstelle besagt eindeutig, daß Gersdorff die Zündung nicht ausgelöst hat.
In der zweiten Ausgabe seines Buches läßt Schlabrendorff diese Frage offen: „Gersdorff fand eine Lösung, konnte aber das Sprengmittel nicht zünden, weil Hitler (den Raum) . . . gleich wieder verließ." Eine absolut unsinnige Schilderung: Wenn Gersdorff das Problem gelöst, also einen brauchbaren Zünder gefunden hätte, dann hatte er keinen Grund, das Attentat zu unterlassen. Denn er konnte doch nicht vorhersehen, daß Hitler „den Raum gleich wieder verließ"!
Bemerkenswert ist jedoch die Bestätigung, daß Gersdorff sich um Beschaffung eines sofort wirkenden Zünders bemüht hat. Demnach hielt er die in seinem Besitz befindlichen Zeitzünder für ungeeignet. Schließlich räumt er selbst alle Unklarheiten aus: Laut Peter Hoffmann hat er „im Bericht vom 1. Januar 1946 (Beitrag)" und überdies noch „Anfang der fünfziger Jahre bestritten, die Zündung betätigt zu haben". In gleichem Sinne muß man seine Zeugenaussage im Nürnberger OKW-Prozeß am 16. 4. 1948 auslegen: „Da die Zünddauer der . . . chemischen Zeitzünder etwa 15 Minuten betrug, war die Durchführung [des Attentats] nicht möglich." Auch Kurt Zentner publiziert eine bestätigende Äußerung Gersdorffs: „Schmundt . . . sagte mir, es stünden höchstens acht bis zehn Minuten für den Gang durch die Ausstellung zur Verfügung. Damit war die Möglichkeit des Attentates unterbunden."
Ein ganz klarer Fall: Gersdorff hat keinen brauchbaren Zünder und infolgedessen keine Möglichkeit, das Attentat auszuführen. Mit dieser Feststellung könnte man die Akte schließen, und auf keinen der Beteiligten fiele auch nur der Schatten einer Herabsetzung oder Kränkung.
Oder doch? Hat vielleicht ein taktloser Zeitgenosse den todesmutigen Freiherrn gekränkt mit der hämischen Unterstellung, die Zündermalaise sei ihm wohl sehr gelegen gekommen als Vorwand zum Aufgeben seines selbstmörderischen Vorhabens? Eine solch beleidigende Herausforderung könnte Gersdorff veranlaßt haben, von seiner ursprünglichen Darstellung abzurücken und eine konträre Version zu publizieren: Er habe – wahrheitswidrig – in den ersten Jahren nach dem Kriege das Auslösen des Zünders nur deshalb bestritten, weil er „nicht

als einer angesehen werden (wollte), der auch seine Freunde (Szymonski und Hardenberg, die Hitler beim Gang durch die Ausstellung begleiteten) geopfert hätte, um den Verbrecher . . . zu beseitigen". Tatsächlich aber habe er die Zündung der Bombe ausgelöst.
Angesichts dieser Behauptungen, Dementis und dementierten Dementis läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, was da am 21. März 1943 im Berliner Zeughaus wirklich passiert ist. Es gibt keine direkten Zeugen, und der sich anbietende Schlabrendorff kann nur vom Hörensagen berichten. Bleiben also nur die Aussagen des Akteurs Gersdorff. Der aber macht selbst seinen Freunden den Glauben an seine Glaubwürdigkeit recht schwer, nachdem er sich die Freiheit genommen hat, seine diversen Tatberichte den Zeitumständen anzupassen. Logischerweise hat man dann auch weitgehend auf die konkrete, detaillierte Befragung des Titelhelden verzichtet.
Weniger Logik, eher schon ein emotioneller Entlastungsversuch kommt in der Begründung dieser Abstinenz zum Ausdruck, wenn da ein renommierter Autor schreibt: „Gersdorff sprach aus Bescheidenheit nicht gerne über diesen Vorgang, und für andere wäre es taktlos gewesen, nach Einzelheiten zu forschen, ganz abgesehen davon, daß man damals andere Sorgen hatte und längst neue Versuche plante."
Mögen andere darüber diskutieren, ob man dem Autor des Buches „Soldat im Untergang" Bescheidenheit konzedieren muß, kann oder darf. Der Hinweis auf das Taktgefühl ist aber völlig deplaziert. Wenn er etwa nach durchzechter Nacht die Kontrolle über seine Körperfunktionen verloren hätte, dann wäre es freilich taktlos gewesen, „nach Einzelheiten zu forschen". Doch hier ging es nicht um ein Vorkommnis persönlicher Art, sondern um ein Ereignis von wahrhaft säkularer Bedeutung, und gerade wegen des negativen Ausganges wären die Beteiligten verpflichtet gewesen, alle Ursachen des Scheiterns zu ergründen, unter Einbeziehung der nervlichen Belastung und der psychischen Reaktionen des Attentäters, unter Ausschaltung jeglicher Rücksicht auf Diskretion und Konvenienz.
Es entspricht erprobtem militärischem Brauch, nach der Schlacht – zumal nach einer Niederlage – die einzelnen Gefechtsphasen am Sandkasten nachzuspielen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Wenn sich dabei Führungsmängel herausstellen, dann wird die Fehlleistung eines Offiziers, eines Truppenführers nicht etwa aus

kameradschaftlicher Rücksichtnahme taktvoll übergangen, sondern im Vokabular der Soldatensprache eingehend diskutiert und mit bohrenden Fragen bis ins letzte Detail aufgedeckt. Zudem gehört das Studium historischer Kriegsereignisse als Pflichtfach zur Ausbildung der angehenden Generalstäbler. Oder haben Gersdorff und seine Freunde nicht auch einmal die Standardwerke der Kriegsliteratur über Cannae und Zama, über Leuthen und Leipzig, über Napoleon und Gneisenau und Moltke gelesen, lesen müssen?

Wenn „man" aber damals „schon längst neue Versuche plante", dann war „man" zu „taktloser" Befragung Gersdorffs nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet. Denn den Luxus mimosenhafter Empfindlichkeit können Rebellen und Tyrannenmörder sich nicht leisten. Der Verzicht der führenden Verschwörer auf eine solche Befragung Gersdorffs läßt den Verdacht aufkommen, daß hier die Aufdeckung peinlicher Realitäten unterbunden werden sollte. Denn derartige Realitäten sind mühelos nachzuweisen.

Da war zunächst die Bombe. Gersdorff wählte zwei englische Haftminen „Clam" vom Format 4 x 7 x 15 cm. Frage: Hat er sich damals zwecks Überprüfung der Tarnung einmal in voller Attentatsausrüstung vor den Spiegel gestellt? Wohl kaum. Sonst hätte er gesehen, was auch die „Sbirren" Hitlers bemerken mußten, nämlich die sich so verräterisch abzeichnenden Umrisse der beiden Sprengkörper in seinen Taschen, optisch noch hervorgehoben durch das Koppel, welches den Mantelstoff oberhalb der Taschen eng an den Körper preßte. Nein, wenn Gersdorff vor dem Aufbruch zum Zeughaus an einem mannshohen Spiegel vorbeigekommen wäre, dann hätte er nicht gewagt, in dieser Aufmachung auf die Straße zu gehen. Zusatzfrage: Warum hat er den plastischen Sprengstoff der Clam nicht ohne das Gehäuse in die Taschen gesteckt? Vielleicht findet sich doch noch eine Film- oder PK-Aufnahme vom 21. März 1943, auf der der Oberst v. Gersdorff in voller Größe zu sehen ist. Dann wird sich künftig jede Diskussion über seinen Attentatsversuch erübrigen – im positiven oder negativen Sinn.

Doch abgesehen von der Entdeckungsgefahr – wie standen die Erfolgsaussichten? Jede der beiden Clams enthielt ungefähr 500 Gramm Sprengstoff, weit mehr als genug, um den Tod des Attentäters herbeizuführen. Hitler jedoch wäre nur dann getötet worden, wenn er

unmittelbar neben der detonierenden Bombe gestanden hätte. Schon bei einem Abstand von 60 oder 70 cm wäre die Druckwelle der Explosion fast wirkungslos verpufft. Hier sei erinnert an die makabre Mutprobe mancher Tollköpfe unter den alten Soldaten, die sich eine Stielhandgranate auf den Stahlhelm setzten und detonieren ließen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Unter diesem Aspekt erscheint es ganz selbstverständlich, daß Gersdorff „versuchte, . . . diesem (Hitler) möglichst nahe zu bleiben", indem er sich nach eigener Aussage „dicht an Hitlers linke Seite drängte". Was aber versteht er unter „möglichst nahe"? Was heißt „dicht"? Der Oberst konnte doch nicht Arm in Arm mit seinem Obersten Befehlshaber durch die Halle wandeln. Mithin mußte er unter den gegebenen Umständen riskieren, daß die Bombe gerade dann explodierte, wenn er die enge Fühlung mit Hitler verloren hatte, so wie auf einem Foto, das Will Berthold publiziert („Die 42 Attentate . . . "): Da steht Gersdorff hinter Göring, Dönitz und Keitel weit im Hintergrund, während Hitler sich von einem anderen Offizier Erläuterungen geben läßt. Somit zeigt sich in krasser Weise, daß der Anschlag äußerst mangelhaft vorbereitet war.

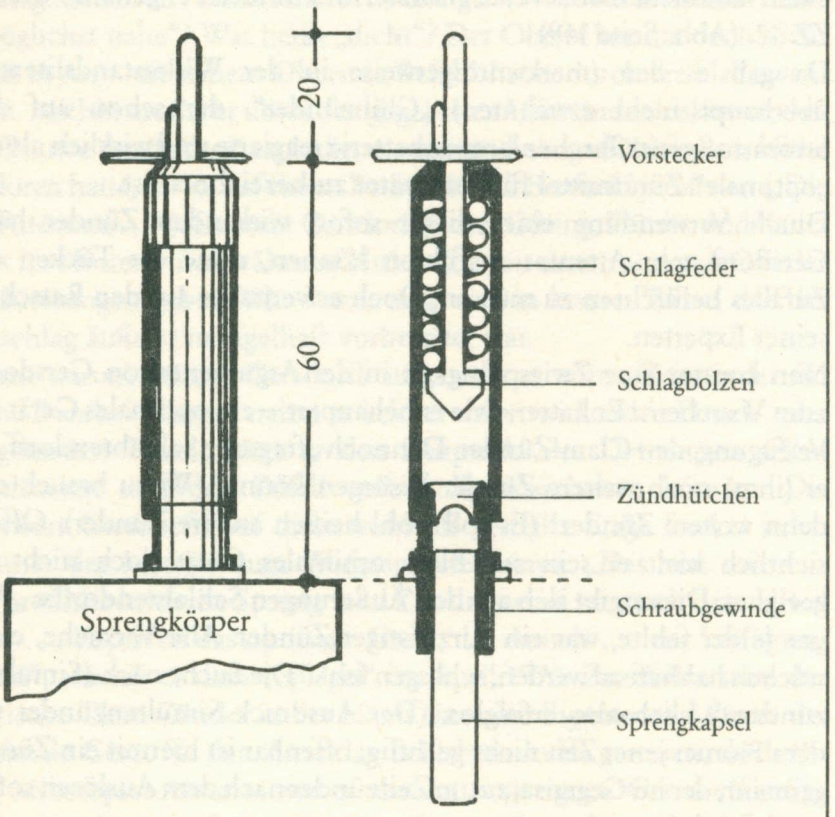
Denn warum wählte Gersdorff ausgerechnet einen Zeitzünder für seine Bombe? Warum nahm er keinen sofort wirkenden Druck- oder Zugzünder? Damit hätte er den Zeitpunkt der Detonation selbst bestimmen und den Zufall vollständig ausschalten können. Die Antwort Gersdorffs auf diese wohl oft gestellte Frage fordert jeden Kenner der Materie zum Widerspruch heraus: „Das von mir . . . ausgewählte britische Spreng- und Zündmaterial war nach dem Urteil aller . . . Experten das optimale Gerät, das damals . . . zur Verfügung stand", schrieb er dem „Spiegel" im April 1976. Zweifellos wäre der britische Clam-Zünder in der Hand eines intelligenteren Akteurs das optimale Gerät für den Anschlag Schlabrendorffs gewesen; doch für ein Selbstopfer-Attentat war er absolut ungeeignet. Gersdorff möge sich seine „Experten" einmal etwas näher ansehen; dann wird er feststellen, daß es keine Fachleute waren, jedenfalls keine deutschen Pioniere. Die hätten ihm ein ganzes Sortiment deutscher Zünder benennen können, die für sein Vorhaben wesentlich besser geeignet waren:

Da gab es den fingerhutgroßen „Zündschnuranzünder", den man nur abzuziehen brauchte, um die sofortige Detonation einer aufgesetzten Sprengkapsel auszulösen.

Da gab es den „S-Minen-Zünder", der auf Fingerdruck dasselbe bewirkte.
Da gab es den „Zugzünder 42" (ZZ 42), der nicht größer war als der kleine Finger einer Männerhand. Die Auslösung erfolgte durch Herausziehen des Vorsteckers, eine Manipulation, die man mit einer Hand vollziehen konnte, auch innerhalb der Mantel- oder Hosentaschen. (Abb. Seite 148)
Da gab es den „T-Minen-Zünder 42". Wenn man den Scherstift durch einen handlichen Vorstecker ersetzte, funktionierte er genauso wie der ZZ 42. (Abb. Seite 149)
Da gab es den (merkwürdigerweise in der Widerstandsliteratur überhaupt nicht erwähnten) „Glühzünder", der schon auf den Stromstoß einer Taschenlampenbatterie reagierte und wirklich als das „optimale" Zündmittel für Attentäter zu bezeichnen ist.
Durch Verwendung eines dieser sofort wirkenden Zünder hätte Gersdorff sein Attentat ausführen können, ohne die Tücken des Zufalles befürchten zu müssen. Doch er vertraute auf den Ratschlag seiner Experten.
Nun kommt eine Zwiespältigkeit in der Argumentation Gersdorffs zum Vorschein: Er hatte – wie er behauptet – ein optimales Gerät zur Verfügung, den Clam-Zünder. Dennoch „fragte er Schlabrendorff, ob er (ihm) noch weitere Zünder besorgen könne". Wozu brauchte er denn weitere Zünder? (Es soll wohl heißen andere Zünder). Offensichtlich hielt er sein angeblich optimales Gerät doch nicht für geeignet. Dies ergibt sich aus den Äußerungen Schlabrendorffs: „Was uns leider fehlte, war ein kurzfristiger Zünder. Alle Versuche, eines solchen habhaft zu werden, schlugen fehl." Die Suche nach „Simultanzündern" blieb also erfolglos. (Der Ausdruck Simultanzünder war dem Pionier jener Zeit nicht geläufig; offenbar ist hiermit ein Zünder gemeint, der im Gegensatz zum Zeitzünder nach dem Auslösen sofort reagiert.)
Wenn nun Gersdorff bei seinen Freunden und Experten keine Hilfe fand – warum half er sich nicht selbst? Er hatte doch alles erforderliche Rüstzeug zur Verfügung; er war doch nicht wie etwa Kordt und Schlabrendorff auf Zulieferer angewiesen!
Da gibt es nämlich eine Tatsache, die von manchem Autor in diesem Zusammenhang geflissentlich übergangen wird: „Im Sommer 1942

## Der deutsche Zugzünder 42 (ZZ 42)

Dieser Zünder wurde während der letzten Kriegsjahre massenhaft produziert und an die Truppe ausgeliefert, so daß er wohl jedem deutschen Frontsoldaten, zumindest jedem Pionier bekannt war. Trotz einfachster Konstruktion war er vielseitig verwendbar: nicht nur als Druckzünder für alle Arten von Behelfsminen, sondern auch als Zugzünder für Stock- und S-Minen in Stolperdrahthindernissen und Drahtverhauen.



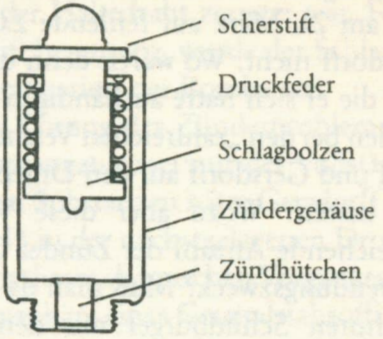

Der Attentatsversuch Gersdorffs am 21. 3. 1943 ist wegen Verwendung eines ungeeigneten Zünders gescheitert. Aus dem gleichen Grunde hätte auch Bussche keinen Erfolg gehabt, wenn es zur Ausführung seines Planes gekommen wäre. Es ist unbegreiflich und unerklärlich, daß beide Offiziere versäumt haben, den leicht zu beschaffenden und vorzüglich geeigneten Zugzünder 42 zu verwenden.

## Zünder der T-Mine 42

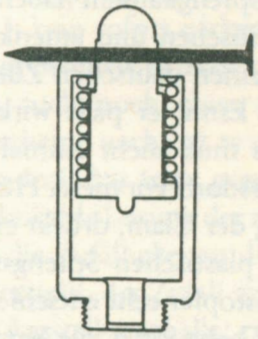
Die maßstabgerechte Abbildung der Streichholzschachtel soll die geradezu winzigen Abmessungen dieses Zünders anschaulich machen.

A. Normale Funktion des Zünders:

Bei hinreichend starker Belastung der Mine durch eine Panzerkette oder ein Fahrzeugrad wird der Scherstift abgequetscht; die zwischen dem Schlagbolzenteller und dem Gehäusedeckel zusammengepreßte Druckfeder läßt den Schlagbolzen auf das Zündhütchen schnellen; hierdurch entsteht eine Stichflamme, welche die Detonation der Sprengkapsel und der Sprengladung einleitet.




B. Verwendung als Zugzünder („Simultanzünder"):



Zu diesem Zweck wird der Scherstift durch einen Vorstecker oder einen passenden Nagel ersetzt: Sobald man diesen herauszieht, erfolgt sofort die oben beschriebene Reaktion des Schlagbolzens.

Dieser Zünder war ebenso leicht wie unauffällig zu beschaffen und eignete sich vorzüglich für ein Attentat, wie es der Oberst v. Gersdorff geplant haben soll.

beauftragte Tresckow den . . . Oberstleutnant von Gersdorff mit der Beschaffung von geeignetem Material für ein Attentat", berichtet Peter Hoffmann. Derselbe Gersdorff, der am 21. März 1943 keine brauchbaren Zünder auftreiben konnte, fand damals, ein halbes Jahr zuvor, im Lager der Abteilung II (Sabotage), was er suchte, und ließ sich „mehrere Kilo Sprengstoff und Hunderte von Zündern aushändigen". Er hatte demnach Gelegenheit gehabt, ganz unauffällig, sozusagen dienstlich nachzuholen, was Oster seit vier Jahren versäumt hatte: die vorsorgliche Hortung aller möglichen Sprengstoffe und Zünder, auch „Simultanzünder"!

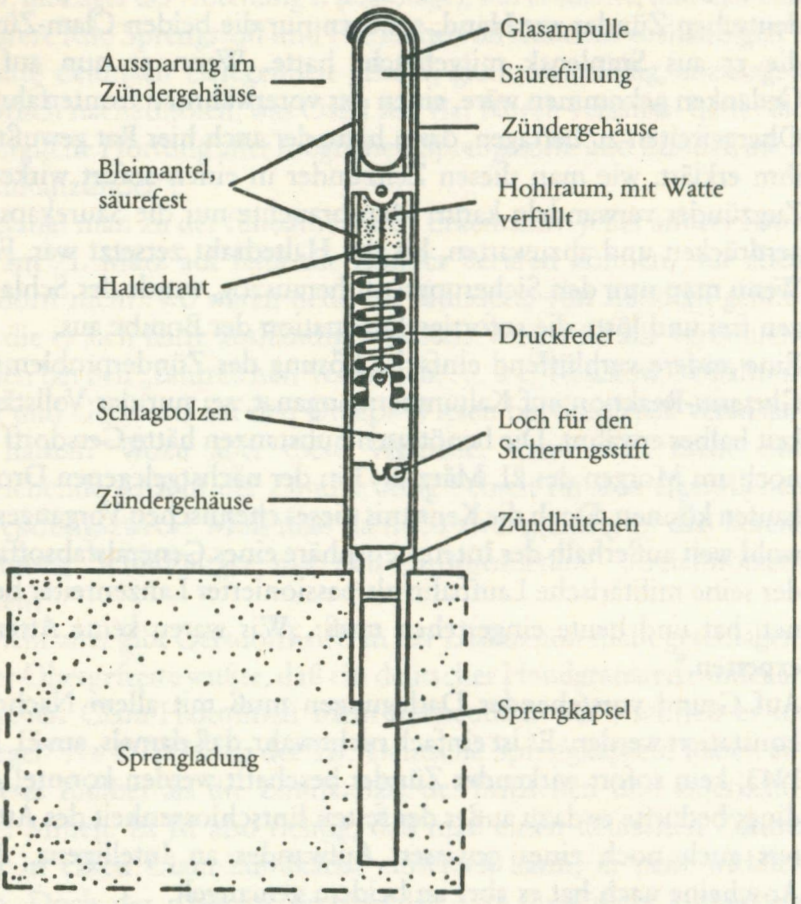
So gelangt man zu der fundamentalen Erkenntnis: Jeder andere hätte sich am 21. März auf fehlende Zünder berufen können, nur eben Gersdorff nicht. Wo waren denn die Hunderte von Zündern geblieben, die er sich hatte aushändigen lassen? Waren sie alle verbraucht worden bei den „zahlreichen Versuchen, . . . die Tresckow, Schlabrendorff und Gersdorff auf den Dnjepr-Wiesen bei Smolensk veranstaltet" hatten? Wozu aber diese Versuche, wenn man nicht eine ausreichende Anzahl der Zünder übrig behielt für den eigentlichen Verwendungszweck? Muß man da nicht zwangsläufig an den bereits erwähnten Schildbürger mit den „ausprobierten" Streichhölzern denken?

So leicht aber gibt Gersdorff sich in der Diskussion nicht geschlagen. „Jeder Obergefreite wußte, daß ein deutscher Handgranatenzünder an britischen Clam-Haftminen nicht verwendbar war", schrieb er im „Spiegel" Nr. 17/1976. In der Tat: Deutsche Sprengkapseln haben ein größeres Kaliber als die Zündkanäle der britischen und amerikanischen Minen. Es ist also richtig, daß man einen deutschen Zünder nicht in einen Clam-Zündkanal einsetzen kann; er paßt wirklich nicht. Doch der schlichte Frontsoldat – es muß nicht einmal ein Obergefreiter sein – kapituliert nicht wie Gersdorff vor dieser Hürde; er schlägt einfach ein Loch in die Wandung der Clam, drückt einen deutschen Zug- oder Druckzünder in den plastischen Sprengstoff, und fertig ist die Bombe für einen zum Selbstopfer echt entschlossenen Tyrannenmörder! Wer wagt da noch zu behaupten, die Verwendung eines deutschen Zünders zwecks Detonation der Clam sei unmöglich? Auf die Lage Gersdorffs am 20. und 21. März 1943 übertragen: Es müßte doch möglich gewesen sein, innerhalb einer Viertelstunde

einen Hammer und einen kräftigen Nagel zu beschaffen, wenn schon nicht aus der Nachttischschublade im Hotelzimmer, so doch aus dem Werkzeugkasten des Hausmeisters oder des Luftschutzwartes!
Doch auch solche Einfälle und handwerklichen Fertigkeiten hätten nichts genutzt: Gersdorff hatte ja gar keinen der oben genannten deutschen Zünder zur Hand, sondern nur die beiden Clam-Zünder, die er aus Smolensk mitgebracht hatte. Wenn er nun auf den Gedanken gekommen wäre, einen der vorerwähnten fronterfahrenen Obergefreiten zu befragen, dann hätte der auch hier Rat gewußt und ihm erklärt, wie man diesen Zeitzünder in einen sofort wirkenden Zugzünder verwandeln kann: Man brauchte nur die Säurekapsel zu zerdrücken und abzuwarten, bis der Haltedraht zersetzt war. Fertig! Wenn man nun den Sicherungsstift herauszog, wurde der Schlagbolzen frei und löste die sofortige Detonation der Bombe aus.
Eine andere verblüffend einfache Lösung des Zünderproblems, die Glyzerin-Reaktion auf Kaliumpermanganat, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Die benötigten Substanzen hätte Gersdorff auch noch am Morgen des 21. März 1943 in der nächstgelegenen Drogerie kaufen können. Doch die Kenntnis dieses chemischen Vorganges liegt wohl weit außerhalb der Interessensphäre eines Generalstabsoffiziers, der seine militärische Laufbahn als passionierter Lanzenreiter begonnen hat und heute eingestehen muß: „Wir waren keine Attentatsexperten."
Auf Grund vorstehender Darlegungen muß mit allem Nachdruck konstatiert werden: Es ist einfach nicht wahr, daß damals, am 21. März 1943, kein sofort wirkender Zünder beschafft werden konnte! Allerdings bedurfte es dazu außer der festen Entschlossenheit des Attentäters auch noch eines gewissen Aufwandes an Intelligenz. Allem Anscheine nach hat es aber an beidem gemangelt.
Gersdorff hat trotz gegenteiliger Behauptung Schlabrendorffs keine praktikable Lösung der anstehenden Probleme gefunden. Er muß sich auf die Zufälligkeiten des Zeitzünders verlassen. Doch es sei einmal unterstellt, der Zufall wirke sich günstig aus: Hitler schlendert durch die Ausstellungshalle; er läßt sich Zeit; er hört sich die Erläuterungen Gersdorffs an; und gerade in dem Augenblick, als die Detonation der Bombe erfolgt, steht er auf Tuchfühlung neben dem Attentäter.
Ist damit das Attentat geglückt? Nein!

## Englischer Zeitzünder für die Haftmine „Clam"

Schematische Darstellung, gezeichnet nach den Angaben eines britischen Pionieroffiziers.




Nach Herausziehen des Sicherungsstiftes und Zerdrücken der Glasampulle fließt Säure in den Hohlraum des Bleimantels und zersetzt den Haltedraht. Der Schlagbolzen schlägt auf das Zündhütchen und löst dadurch die Detonation aus.

Dieser Zeitzünder kann auch als sofort wirkender Zugzünder verwendet werden, indem man zuerst die Ampulle zerbricht und das Zerreißen des Haltedrahtes abwartet. Wenn dann der Sicherungsstift herausgezogen wird, erfolgt unverzüglich die Detonation.

Gersdorff liegt zwar zerfetzt am Boden; Hitler aber hat den Anschlag fast unversehrt überlebt! Doch nicht der Zufall hat ihn gerettet, sondern eine unbegreifliche Wissenslücke des sich vergebens opfernden Attentäters: Um alle verdachterregenden Manipulationen auf ein Minimum zu beschränken, wollte er nur den Zünder der Bombe in seiner linken Tasche auslösen, da er in völliger Unkenntnis pioniertechnischer Gegebenheiten voraussetzte, daß – wie Peter Hoffmann berichtet – „die linke Haftmine bei der kurzen Entfernung die rechte mitzünden würde". Frage: Warum hat er sich nicht durch praktische Versuche von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugt? Wollte er denn auf eine vage Vermutung hin sein Leben opfern? Warum hat er nicht wenigstens einen richtigen Fachmann hierüber befragt? Jeder Pionier hätte ihm gesagt, daß unter den vorliegenden Umständen eine solche Zündübertragung nicht erfolgen werde. Er hätte ihm aus der HDv 220/4 b zitiert: „Um zu verhindern, daß nur eine Ladung der (Druckbrett-) Mine detoniert, werden beide Ladungen durch Knallzündschnur miteinander verbunden." Man tut dem Attentäter gewiß nicht Unrecht mit der Annahme, daß er diese Vorschrift nicht gekannt und daher die Bomben in seinen Manteltaschen nicht mit Knallzündschnur verbunden hat. Das aber bedeutet: Wenn die Bombe in seiner linken Tasche detoniert wäre, dann hätte der rechts neben ihm stehende Hitler, durch Gersdorffs Körper gedeckt, keinen Schaden genommen! Das ist keine Annahme, sondern ein physikalisches Axiom, das unter Fachleuten keines Beweises bedarf. Wieder einmal hätten Hitler und Goebbels Gelegenheit gehabt, diese „wunderbare Rettung" als das Walten der schon so oft strapazierten Vorsehung auszuschlachten.

Doch dazu ist es nicht gekommen; der Attentatsversuch scheiterte. Gersdorff selbst schildert die entscheidende Szene: „Diesen Augenblick, als die Aufmerksamkeit aller auf Hitler – Bock – Hardenberg gerichtet war, benutzte ich, um den Zünder der in meiner linken Manteltasche steckenden Clam-Haftmine zu betätigen . . . Dann begann der Rundgang." Noch fast eine Viertelstunde bis zur Detonation! Aber Hitler gibt dem Attentäter keine Chance. Er hält sich nirgends auf, läuft geradezu durch die Halle und erscheint schon nach zwei Minuten am seitlichen Ausgang des Zeughauses. Aus!

Der Anschlag ist mißglückt, und der verdutzte Attentäter steht da mit der Bombe, die jeden Augenblick detonieren kann. Was tun?

Gersdorff sagt es selbst, allerdings erst nach mehrjähriger Bedenkzeit: „Ich bin zur Toilette gerast, habe das Ding da reingeschmissen und abgezogen. Was dann da unten passiert ist, weiß ich nicht." Das Rauschen der Wasserspülung als prosaischer Schlußakkord der Schicksalssymphonie!

Keineswegs als Satire gemeint ist die Frage nach der Substanz dieser saloppen Bekundung Gersdorffs. Es soll vielmehr ganz sachlich geklärt werden, ob er tatsächlich nach dem Ende der Beuteschau „im nächsten WC den Zünder loswerden" konnte. Zahlreiche Versuche haben ergeben, daß ein Gegenstand von der Beschaffenheit des Clam-Zünders nicht weggespült wird, sondern in der vorderen Krümmung des WC-Abflusses liegenbleibt. Dort wäre also die Sprengkapsel des „reingeschmissenen" Zünders sehr geräuschvoll detoniert und hätte außer dem herausgeschleuderten Wasser auch noch andere sichtbare Spuren hinterlassen. Mit Sicherheit aber ist anzunehmen, daß die im Zeughaus postierten Wachen sehr aktiv geworden wären, wenn sie kurz nach dem Weggehen des Führers einen Knall gehört und im WC einen detonierten Sabotagezünder gefunden hätten. Von derartigen Aktivitäten oder Nachforschungen ist jedoch bisher nie berichtet worden.

Der nachmalige Generalmajor und Ritterkreuzträger Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff hat zwei einander widersprechende Versionen der entscheidenden Phase seines Attentatsversuches vom 21. März 1943 autorisiert. Nur eine davon kann wahr sein. Er muß demnach in Kauf nehmen, daß sachkundige Kritiker seine erste Aussage für wahr halten und auf Grund der vorliegenden Indizien behaupten:

Gersdorff hat gar nicht den Versuch gemacht, die Säurekapsel seines Bombenzünders zu zerbrechen und dadurch die Zündung einzuleiten. Er hat das Attentat vorsätzlich unterlassen.

Summa summarum:

Nur wenige Passagen der gesamten Widerstandsliteratur tragen so eindeutig den Stempel der Unglaubwürdigkeit wie die hier untersuchte Attentats-Erzählung des Freiherrn v. Gersdorff.

Schon zu Beginn des aktiven Widerstandes hatte Georg Elser den Weg gewiesen; zum perfekten Tyrannenmord fehlten nun nur noch die letzten technischen Feinheiten. So schien es am Tage nach dem Bürgerbräu-Attentat im November 1939.

Doch statt der Elsers, statt praktischer Handwerker kamen jetzt Politiker und unpraktische Nur-Offiziere zum Zuge. Die aber wollten von einem simplen Tischler keine Lehre annehmen, und es fehlte ihnen die Geduld, nach seiner Methode einen Anschlag in langwieriger Arbeit vorzubereiten. Sie erschöpften sich in wortreichen Besprechungen, in weltfremden philosophischen Debatten, in großen Entwürfen für die Zeit nach Hitler. Wenn aber der Zufall ihnen hin und wieder eine Gelegenheit zur Tat bot, dann mußten sie mangels vorsorglicher Bereitstellung technischer Hilfsmittel aus dem Stegreif improvisieren.

So auch im Winter 1943–1944. Der Hauptmann Axel v. d. Bussche hatte sich zur Ausführung eines Sprengstoffanschlages bereit erklärt, und somit war eine der beiden wesentlichsten Voraussetzungen für die Beseitigung Hitlers erfüllt. Zufällig ergab sich auch die zweite Voraussetzung, die Gelegenheit zur Tat: Hitler wollte sich neue Uniform- und Ausrüstungsstücke vorführen lassen, und der hochdekorierte Frontoffizier Bussche sollte hierbei die fachlichen Erklärungen abgeben. So erhielt er die Chance, an Hitler heranzukommen und eine Bombe, die er sich in die Tasche stecken wollte, detonieren zu lassen.

Doch auch ein heroisches Selbstopfer muß sorgfältig vorbereitet sein, wenn es zum Erfolg führen soll. Schon bei diesen Vorbereitungen aber wird klar, daß die Frondeure seit November 1939 nichts dazugelernt haben. Denn damals konnte oder wollte keiner der Verschwörer dem Legationsrat Erich Kordt eine Bombe beschaffen. Und nach dem Fehlschlag dieses Vorhabens begnügten sie sich mit einem resignierenden Achselzucken, statt unverzüglich für künftige Gelegenheiten ein Waffendepot anzulegen. So kam es zum nächsten Fiasko: Am 21. März 1943 scheiterte Gersdorffs Attentat, weil ihm ein sofort wirkender Zünder fehlte, obwohl die Frondeure mehr als drei Jahre Zeit gehabt hatten, für einen solchen Fall Vorsorge zu treffen.

Und jetzt, als Bussche sich zum Attentat anbietet und eine geeignete Waffe braucht, da kann man ihm nur den gleichen Zünder präsentieren, der beim Attentatsversuch Schlabrendorffs am 13. März 1943 versagt hat. Denn auch während dieser acht Monate wurde die Bereitstellung zweckmäßigen Materials versäumt! Für diese sture Wiederholung desselben Fehlers gibt es nur e i n e logische Erklärung: Diese Leute waren entweder mit Dummheit geschlagen, oder sie hatten gar nicht ernsthaft vor, ihre Tyrannenmordpläne in die Tat umzusetzen.

So ist Bussche nun zum Improvisieren gezwungen. Er lehnt das englische Material, vor allem den Clam-Zünder, prinzipiell ab und entscheidet sich für den deutschen Handgranatenzünder und für deutschen Sprengstoff, eine 1-kg-Sprengbüchse. Die so zusammengesetzte Bombe will er „in die erweiterte Hosentasche von sehr weiten Hosen, die man damals trug, versenken", schreibt Peter Hoffmann, der genauso wie alle anderen Widerstandsautoren einen äußerst wichtigen Umstand überhaupt nicht erwähnt: Die Konturen der scharfkantigen Sprengbüchse vom Format 5/7/20 cm würden sich auf dem feinen Stoff der Offiziersuniform verräterisch abzeichnen!

Mußte das nicht den auf Argwohn trainierten Leibwächtern Hitlers auffallen? Diese Gefahr konnte auch durch einen pelzgefütterten Mantel nicht eliminiert werden, zumindest nicht in der kritischen Phase, wenn Bussche diesen zur Seite schob und die Hand in die Hosentasche steckte, um die Zündung auszulösen. Wollte er es in fatalistischem Gottvertrauen darauf ankommen lassen? Wahrscheinlich aber hat er gar nicht die Notwendigkeit erkannt, diese Manipulation vor dem Spiegel einmal probeweise auszuführen. Denn dieses Experiment hätte ihm bewiesen, wie gering seine Chancen waren.

Wie gering seine Chancen tatsächlich gewesen wären, geht aus folgendem Bericht Gersdorffs hervor: „Mein Vetter Hyazinth Graf v. Strachwitz . . . erzählte mir, er habe beim Abholen einer hohen Auszeichnung im Führer-Bunker vor Hitler stehend in die Hosentasche gegriffen, um sein Taschentuch hervorzuziehen. Im selben Augenblick habe ein hinter ihm stehender SS-Mann sein Handgelenk ergriffen und erst wieder losgelassen, als er sah, daß Strachwitz nichts anderes außer dem Schnupftuch in der Hand hielt."

Im Gegensatz zu seiner Nonchalance gegenüber dieser echten Entdeckungsgefahr reagierte Bussche geradezu schizophren auf eine andere, allerdings nur imaginäre Bedrohung:
Die Frondeure „waren sich darüber klar, daß ein Sprengkörper mit Metallmantel weit bessere und sicherere Wirkung erzielen würde als bloßer Sprengstoff. Aber sie vermuteten . . . versteckt eingebaute Röntgenvorrichtungen, mit denen . . . eingebrachte größere Metallkörper oder Waffen entdeckt werden konnten."
Die faktische Absurdität dieser von einigen Autoren publizierten Vermutung ergibt sich aus diesbezüglichen Darlegungen in einem weiter unten folgenden Kapitel („Verbote"). Doch wenn man unterstellt, daß Bussche die Röntgengefahr ernstgenommen hat, dann erscheint es zwar logisch, daß er nur reinen Sprengstoff verwenden wollte; dann erscheint aber die Verwendung der deutschen Sprengbüchse direkt widersinnig, da diese mit Zinkblech ummantelt ist und daher von „Röntgenvorrichtungen" oder anderen Kontrollgeräten (Radar!) auf jeden Fall erfaßt worden wäre!
Das Verstecken der Bombe in der Hosentasche wird zusätzlich erschwert durch den langen Stiel der Handgranate. In unverändertem Zustand ergäbe diese Kombination ein ungefüges sperriges Gerät von etwa einem halben Meter Länge. Doch nun geschieht etwas im wahrsten Sinne des Wortes Merk-„Würdiges": Im Gegensatz zu der notorischen Unbeholfenheit anderer attentatsbeflissener Hitlergegner vollbringt der Hauptmann von dem Bussche eine praktisch-handwerkliche Leistung: „Den Stiel der Handgranate sägte er zur Hälfte ab", berichtet Peter Hoffmann. Damit wird die Bombe auf nur mehr 30 cm verkürzt, so daß sie besser in die Hosentasche paßt.
Doch dieses positive Faktum wird umgehend kompensiert durch eine erstaunliche Wissenslücke Bussches: Er nahm nämlich an, daß infolge Verkürzung des Stiels und der Abreißschnur „eine sehr kurze Bewegung (des Schnurkopfes) zum Abziehen genügen würde"! Das ist natürlich barer Unsinn. Denn die Länge der Abzugschnur hat mit der Länge der Bewegung beim Abziehen überhaupt nichts zu tun. Wenn Bussche aber in völliger Verkennung dieses physikalischen Axioms die Verkürzung der Schnur für so bedeutsam hält – warum nimmt er dann nicht den Zünder der deutschen Ei-Handgranate, deren Abreißschnur sich ganz extrem verkürzen läßt? Warum nimmt er nicht den

Zündschnuranzünder, der überhaupt keine Schnur, sondern lediglich einen Ring zum Abziehen hat? Warum muß es gerade der Zünder einer Stielhandgranate sein?
Wesentlich mehr Erstaunen verursacht ein anderes mit den Gesetzen der Physik kollidierendes Vorhaben Bussches: Er will den Zünder der Bombe, die lose in seiner Hosentasche steckt, mit einer Hand abziehen! Bei allem Respekt vor dem hochdekorierten Frontoffizier – hier vermag ihm der Sachverstand eines erfahrenen Soldaten nicht zu folgen. Denn mit gleicher Erfolgsaussicht oder vielmehr Aussichtslosigkeit könnte man sich erbieten, eine Weinflasche einhändig zu entkorken. Ein Praktiker vom Schlage Georg Elsers hätte allerdings auch das scheinbar Unmögliche fertiggebracht: Er brauchte dazu nur eine steigbügelartige Schlinge innerhalb des Stiefels und des Hosenbeines anzubringen, um die Bombe beim Abziehen mit dem Fuß festhalten zu können. So einfach wäre das gewesen. Doch Bussches Improvisationsvermögen war wohl schon mit dem Absägen des Handgranatenstiels erschöpft; für den Steigbügel langte es nicht mehr.
Neues Problem: Der Attentäter darf beim Betätigen der Zündung keine auffälligen Bewegungen machen; keinesfalls darf er die Schnur mit einem Ruck herausreißen. Dies würde die anwesenden RSD-Leute veranlassen, sich sofort auf ihn zu stürzen und ihn von Hitler abzudrängen, lange bevor die Explosion erfolgt. Der Zünder hat ja eine Laufzeit von 4,5 Sekunden – in solcher Situation eine wahre Ewigkeit! Das Abziehen muß daher ganz langsam geschehen, gleichmäßig und im Zeitlupentempo. Hieraus aber resultiert ein weiterer Unsicherheitsfaktor: Der deutsche Handgranatenzünder basiert auf dem Prinzip der Reibungswärme, die durch Herausziehen eines Drahtes aus der Zündmasse erzeugt wird und die auch von der Geschwindigkeit des Reibungsvorganges abhängig ist, genauso wie beim Zündhölzchen. Somit wird eine Frage aufgeworfen, die sich dem Soldaten in der Praxis nie gestellt hat: Kann die Zündtemperatur auch beim langsamen gleichmäßigen Abziehen der Handgranate erreicht werden? Ein Vergleich aus dem zivilen Alltag: Wie hoch ist wohl die Versagerquote, wenn man mit dem Kopf des Zündhölzchens nur ganz langsam über die Reibfläche streicht?
Doch die Zeitlupenzündung hat noch eine Kehrseite. Vielleicht wurde bei der Konstruktion der deutschen Handgranate damit gerech-

net, daß der Soldat sie auch einmal nicht schnell und ruckartig, sondern vorschriftswidrig langsam abzieht. Vielleicht ist die Haftung des Drahtes in der Zündmasse so stark bemessen, daß die Zündtemperatur auch in diesem Falle mit Sicherheit erreicht wird, ja, daß schon ein kurzer Zug am Reibdraht genügt, um die Zündung auszulösen. Ein warnender Hinweis auf diese Eventualität findet sich in der jedem Soldaten wohl bekannten Schießvorschrift, in der „HDv. 240": „Die Handgranate wird . . . sofort . . . geworfen. Zögern mit dem Abwurf oder . . . Lockern oder leichtes Anspannen der Schnur vor dem Werfen gefährden den Werfer und sind streng verboten."! Es besteht also die akute Gefahr, daß die Bombe explodiert, bevor Bussche den Draht ganz herausgezogen hat. Folge: Attentäter tot, Hitler unversehrt!

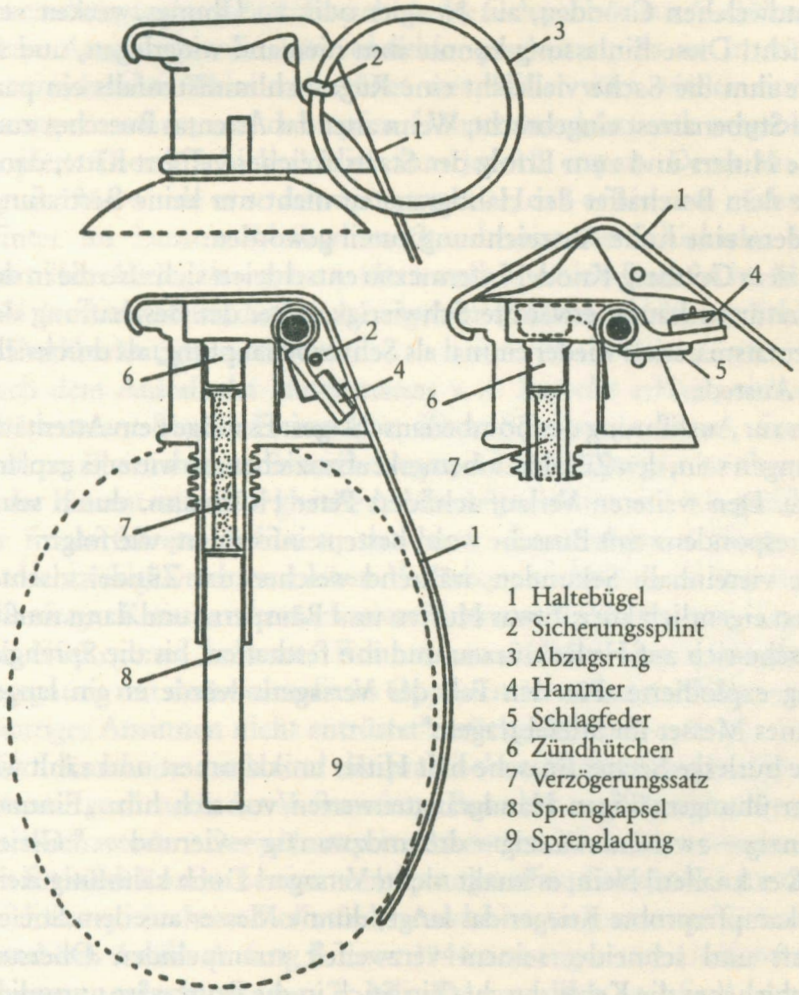
Logisches Ergebnis dieser Überlegungen: Vor dem Attentat muß das Verhalten des Zünders beim langsamen Abziehen durch eine Serie von Versuchen überprüft werden. Da den Verschwörern aber, wie im folgenden erläutert, nur zwei Handgranaten zur Verfügung standen und da eine davon für das Attentat reserviert werden mußte, kann als erwiesen gelten, daß systematische Zündversuche nicht stattgefunden haben.

Ein anderer unverzeihlicher Planungsfehler des Frontoffiziers Bussche läßt sich allerdings nicht auf Unkenntnis der HDv. 240 zurückführen: Das größte Problem, die größte Schwierigkeit bestand ja darin, unter Vermeidung auffälliger Gesten den Abreißzünder mit nur einer Hand zu betätigen. Warum hat er da nicht den hinlänglich bekannten Zünder der in den alliierten Armeen üblichen Handgranate genommen? Das ist doch – nach Entnahme des Sicherungssplints – eine echte Ein-Hand-Waffe! Sobald der Haltebügel losgelassen wird, schlägt der Hammer unter Einwirkung der Schlagfeder auf das Zündhütchen und löst die Detonation aus. (Abb. Seite 161)

Angenommen, Bussche hätte sich für diesen Zünder entschieden. Beim Vorbereiten der Bombe sichert er den zweckmäßig verkürzten Haltebügel mit einem Leukoplaststreifen oder Isolierband gegen vorzeitiges Abspringen und zieht den Sicherungssplint heraus. Nun braucht er im entscheidenden Moment nur noch den Klebestreifen zu lösen, und dann vollzieht sich die Zündung ganz automatisch. Das unvermeidliche Klicken des Zündhammers läßt sich durch Fallenlassen des Kochgeschirrs, das zur Ausrüstung der vorführenden Soldaten

gehört, oder durch ein anderes, der Situation angepaßtes Geräusch problemlos übertönen.
Warum hat Bussche diesen idealen Zünder nicht gewählt? Wegen seiner Herkunft aus Feindbeständen? (Tatsächlich sind solche Erwägungen von einigen Autoren angestellt worden!) Wenn er aber als deutscher Offizier den Führer des deutschen Volkes mit deutschem Material töten wollte und wenn es unbedingt ein Handgranatenzünder sein mußte – warum nahm er dann nicht den Zünder der deutschen Nebelhandgranate, der keinen Verzögerungssatz enthält und sofort nach dem Abziehen reagiert? Auf diese Besonderheit und die entsprechenden Konsequenzen wird in der HDv. 211/2 ausdrücklich hingewiesen:
„Zur Vermeidung von Unfällen ist strengstens darauf zu achten, daß für die Nebelhandgranate die Zündladung N4 nicht versehentlich mit der Sprengkapsel Nr. 8 vertauscht wird."
Offensichtlich war dem Berufsoffizier Bussche das kleine Einmaleins des deutschen Soldaten nicht mehr geläufig; sonst hätte er den für sein Vorhaben doch wie geschaffenen Zünder der deutschen Nebelhandgranate gewählt: Wenn er die Zündladung durch eine Sprengkapsel ersetzte, dann würde seine Bombe unmittelbar nach dem Abziehen detonieren. Hat er das nicht gewußt?
Anlaß zu schärfstem Widerspruch gibt die folgende Textstelle: „Die Beschaffung der Handgranaten (für Bussche) war nicht so einfach, ... es war sogar lebensgefährlich", verkündet Ehrfurcht gebietend ein Autor, der sich dann einige Zeilen weiter selbst widerlegt, indem er schildert, wie überaus einfach und undramatisch diese Beschaffung damals tatsächlich vor sich ging:
Der dem Verschwörerkreis zugehörige Oberleutnant v. Gottberg „verlangte vom Oberfeldwebel Knodel, der (beim Infanterie-Ersatzbataillon 9) Waffen und Geräte verwaltete, zwei Handgranaten. Knodel fragte pflichtgemäß, wofür sie gebraucht würden, gab sich aber mit der Erklärung zufrieden, man brauche sie eben für bestimmte Zwecke". Dann übergab er dem Oberleutnant die gewünschten Handgranaten, und schon war die angeblich gar nicht so einfache, ja sogar lebensgefährliche Beschaffung erledigt!
Wo findet sich denn da auch nur ein Hauch von Risisko oder von Gefahr? Etwa in der Tatsache, daß jede Entnahme vom Empfänger mit

## Zünder der US-Handgranate




1 Haltebügel
2 Sicherungssplint
3 Abzugsring
4 Hammer
5 Schlagfeder
6 Zündhütchen
7 Verzögerungssatz
8 Sprengkapsel
9 Sprengladung

Vor dem Abwurf wird der Sicherungssplint herausgezogen. Wenn dann der Haltebügel losgelassen wird, schlägt der Hammer auf das Zündhütchen. Es folgen nun: Stichflamme, Verbrennen des Verzögerungssatzes, Initialzündung der Sprengkapsel, Detonation der eigentlichen Sprengladung.

Unterschrift quittiert werden mußte? Nun, mit dieser „Gefahr" wäre Gottberg doch spielend fertig geworden. Denn wenn er später einmal nach dem Verbleib der Handgranaten gefragt werden sollte, konnte er kaltschnäuzig behaupten, er habe sie irgendwann, irgendwo, aus irgendwelchen Gründen, aus Neugier oder zu Übungszwecken verbraucht! Diese Einlassung konnte ihm niemand widerlegen, und so hätte ihm die Sache vielleicht eine Rüge, schlimmstenfalls ein paar Tage Stubenarrest eingebracht. Wenn aber das Attentat Bussches zum Tode Hitlers und zum Erfolg des Staatsstreiches geführt hätte, dann wäre dem Beschaffer der Handgranaten nicht nur keine Bestrafung, sondern eine hohe Auszeichnung zuteil geworden.
Mit dem Gottberg-Knodel-Intermezzo entschleiert sich also die in der Literatur so häufig erwähnte Schwierigkeit bei der Beschaffung des Attentatsmaterials wieder einmal als Schutzbehauptung, als durchsichtige Ausrede.
Nun zur Ausführung des Bombenanschlages: Es möge dem Attentäter gelungen sein, den Zünder unbemerkt abzuziehen, so wie er es geplant hatte. Den weiteren Verlauf schildert Peter Hoffmann, durch seine Korrespondenz mit Bussche wohl bestens informiert, wie folgt:
„Die viereinhalb Sekunden, während welchen der Zünder zischte, waren eigentlich kurz. Etwas Husten und Räuspern, und dann mußte Bussche sich auf Hitler stürzen und ihn festhalten, bis die Sprengladung explodierte. Für den Fall des Versagens würde er ein langes dünnes Messer im Stiefel tragen."
Eine burleske Szene: Bussche hält Hitler umklammert und zählt wie beim übungsmäßigen Handgranatenwerfen vor sich hin: „Einundzwanzig – zweiundzwanzig – dreiundzwanzig – vierund. . . " Gleich muß es knallen! Nein, es knallt nicht! Versager! Doch kaltblütig zieht der kampferprobte Krieger das lange, dünne Messer aus dem Stiefelschaft und schneidet seinem verzweifelt strampelnden Obersten Befehlshaber die Kehle durch! (Ein Stich in die Brust wäre untunlich wegen der Panzerweste.) Indes schauen die Leibwächter höchst interessiert, aber völlig untätig zu – wie Sekundanten bei einem commentmäßigen Duell zweier Kavaliere.
Erstaunlich, mit welcher Naivität manche Autoren sogar die abenteuerlichsten Erzählungen für bare Münze nehmen. Wer aber auch immer die Lange-Messer-Geschichte erfunden hat, wer auch immer diesen

Unsinn kommentarlos weitererzählt, der möge bei künftigen Anlässen bedenken, wie klein der Schritt ist vom Erhabenen zum Lächerlichen.
Es ist nicht zum „Duell" gekommen. Die Uniformvorführung wurde verschoben, und so erhielt Bussche keine Gelegenheit zur Ausführung seines Anschlages. Er wäre ohnehin gescheitert, da er in völlig unzureichender Weise vorbereitet war. Hitler wäre wieder einmal davongekommen, und der tapfere Hauptmann hätte sich vergeblich geopfert. Dieses Schicksal blieb ihm jedoch erspart. Denn am 31. Januar 1944 wurde er so schwer verwundet, daß er bis zum nächsten Winter im Lazarett bleiben mußte. Ironie des Schicksals: Von demselben Hitler, den er hatte töten wollen, erhielt Bussche im März 1944 das Ritterkreuz, das er nach eigenem Bekunden „bis zum Schluß in Dankbarkeit getragen" hat.
Nach dem Ausfall des Hauptmanns v. d. Bussche erklärte sich der Oberleutnant Ewald Heinrich v. Kleist-Schmenzin bereit, dessen Rolle zu übernehmen. Er wollte sogar, mit der Handgranatenbombe in der Hosentasche, die gleiche Methode praktizieren. Unbegreiflich für fronterfahrene Soldaten, daß auch dieser aktive Offizier die Aussichtslosigkeit eines solchen Vorhabens nicht erkannt hat. (Zwischenfrage: Kleists erzkonservativer Vater war als überzeugter Gegner des NS-Regimes bekannt. Konnte man Hitler eine persönliche Begegnung mit dem Sohn dieses Opponenten zumuten? Hätte er ein derartiges Ansinnen nicht entrüstet zurückgewiesen?)
Allem Anscheine nach sind die praktischen Vorbereitungen für das Attentat auch nach der Verwundung Bussches nicht gerade intensiv betrieben worden. Der präsumptive Attentäter Kleist hat nicht einmal den für seine Bombe bestimmten Sprengstoff zu Gesicht bekommen! Doch das spielte keine Rolle mehr. Aus bisher ungenannten Gründen unterblieb die für Anfang Februar 1944 neu angesetzte Uniformvorführung, und als sie am 7. Juli dann endlich stattfand, wurde unbegreiflicherweise versäumt, diese Chance wahrzunehmen. Wollte man etwa dem nun zum Einsatz bereitstehenden Stauffenberg den Vortritt lassen? Oder hatte Kleist sich die Sache noch einmal anders überlegt? Wahrscheinlich aber hatte er schon damals erkannt, was der Frontsoldat heute aus dem Schrifttum über die Bussche-Kleist-Episode schließen muß:

Es war kein ausgereifter Plan; es gab keine zweckmäßigen Vorbereitungen! Diese Unterlassung ist aber auch mit glühendem Idealismus, wie er etwa in dem vorgeblichen Gespräch Kleists mit seinem Vater zum Ausdruck kommt, nicht auszugleichen. Beim Tyrannenmord haben kühle Rechner weitaus bessere Chancen als kühne Helden. Man kann also nicht vorbehaltlos zustimmen, wenn Dieter Ehlers meint, das Selbstopfer eines Idealisten hätte die Probleme des Attentats „bis zur Handgreiflichkeit vereinfacht". Denn gerade zu dieser Handgreiflichkeit waren die Frondeure nicht befähigt. Ein einziges „handgreifliches" Gegenargument, Bussches abgesägter Handgranatenstiel, vermag diese Behauptung nicht zu widerlegen.

Nicht zu widerlegen sind aber auch einige augenfällige Gründe für die Vermutung, Bussche habe gar nicht beabsichtigt, seinen Attentatsplan wirklich auszuführen oder – wie er in der Göttinger Universitäts-Zeitung vom 7. 3. 1947 schreibt – „mit vollem Einsatz seiner selbst zu handeln". Es mag wohl auf sein sanguinisches Temperament zurückzuführen sein, daß er sich im Oktober 1943 bereit erklärte, den Bombenanschlag zu vollziehen und zur Rettung des Vaterlandes sein Leben zu opfern. Doch als bei ruhiger Überlegung die Begeisterung verflogen war, dürfte der Selbsterhaltungstrieb stärker gewesen sein als die durch Stauffenbergs Beredsamkeit angefachte Ekstase. Es ist daher anzunehmen, daß er sein Vorhaben schon bald aufgegeben hat – eine vernünftige, wenn auch nicht heroische Entscheidung.

„Zum Heldentum fühlte er sich nicht geboren", attestiert Peter Hoffmann dem Leutnant Röhrig, der am 20. Juli 1944 nichts als seine Pflicht getan hat. Wenn man mit dieser Feststellung nun auch das Verhalten des Hauptmanns v. d. Bussche erklären wollte, dann wäre das nur die sachliche Korrektur eines verzeichneten Bildes. Zwar hat Bussche seine Tapferkeit als Frontsoldat überzeugend nachgewiesen. Doch bedarf es wohl der ausweglosen Verzweiflung eines Selbstmörders, dem eigenen Leben ganz bewußt ein Ende zu setzen. Daher liegt kein Anlaß vor, auf die vorsätzliche Unterlassung des Attentats mit hämischen Kommentaren zu reagieren. Gerade das aber wird Bussche befürchtet haben. Er wird befürchtet haben, daß seine Freunde nicht bereit sein würden, diese vernünftige Entscheidung zu respektieren; er wird befürchtet haben, daß sie ihn als wortbrüchigen Feigling ansehen würden, auch wenn sie ihre Geringschätzung nicht offen zum Ausdruck brächten.

Hingegen bliebe sein Ansehen gewahrt, wenn ihm die Einlösung seines Versprechens durch echte höhere Gewalt oder durch widrige Umstände und Zufälle unmöglich gemacht würde. Dann wäre nicht nur sein Leben, sondern auch sein guter Name gerettet. Unter diesem Aspekt erscheint es logisch und begreiflich, daß er die Änderung seines Entschlusses verschwieg, daß er sich einfach passiv verhielt und daß er nichts tat, was der Ausführung des Attentates förderlich sein konnte. Nur mit diesen Motiven und Gedankengängen läßt sich sein Tun und Lassen nach der Besprechung mit Stauffenberg sinnvoll erklären.

Wenn ein Mensch von der Notwendigkeit einer Tat so fest überzeugt ist, daß er hierfür sogar sein Leben nicht nur riskieren, sondern bedingungslos opfern will, dann wird er alles, was in seinen Kräften steht, unternehmen, um den Erfolg zu gewährleisten; er wird alle nur irgendwie möglichen Vorbereitungen treffen; er wird alle Gegebenheiten seiner Position nutzen; er wird jede, selbst die geringste Chance zur Erreichung seines Zieles wahrnehmen.

In Anbetracht der vorliegenden Umstände braucht Bussche sich mit der Herbeiführung einer Tatgelegenheit nicht zu befassen; das kann er seinen Freunden überlassen. Er selber aber wird und muß sich intensiv um die Beschaffung einer optimalen Waffe bemühen, der Eigenart des Anschlages entsprechend also um die Beschaffung einer Bombe mit geeignetem Zünder.

Es sei dahingestellt, ob die Verschwörer vereinbart hatten, daß nicht der Frontoffizier Bussche, sondern die Kameraden in der Etappe für die zweckmäßige Ausstattung sorgen sollten. Hätte aber ein zum höchsten persönlichen Einsatz entschlossener Attentäter sich mit dieser Aufgabenteilung abgefunden? Hätte er blindlings darauf vertraut, daß Stauffenberg, Stieff und Kuhn ihm alles Notwendige in bester Qualität bereitstellen würden? Nein! Er wußte doch, daß gerade in dieser Hinsicht bei den früheren Versuchen so vieles versäumt worden war. Erich Kordt hatte sich auf Oster verlassen und statt der versprochenen Bombe nur einen Händedruck erhalten. Auch Gersdorffs Kamikaze-Plan war an der Materialfrage, am Fehlen eines „Simultanzünders" gescheitert. Wer garantierte ihm dafür, daß nunmehr wirklich besser vorgesorgt würde? Auf Garantien mußte er aber bestehen, wenn er sich auf dieses selbstmörderische Unternehmen einlassen sollte. Die

beste Garantie war aber gegeben, wenn er die Bombe schon im Besitz hatte, bevor er die Fahrt zum Mauerwald, zum Einsatzort antrat. Was hätte es geschadet, wenn er bei der Ankunft feststellen mußte, daß dort ebenfalls eine komplette Attentats-Ausrüstung bereitlag? Es sprach demnach nichts dagegen, daß er auch seinerseits alle möglichen Vorbereitungen traf!

Im Gegensatz zu seinen Freunden im frontfernen Berlin, wo sich schon aus der Pflichtauffassung eines WuG-Unteroffiziers fast unlösbare Probleme ergeben konnten, wäre es für einen Bataillonskommandeur an der Front ein leichtes gewesen, derartige Schwierigkeiten zu umgehen. Da brauchte er nur zu befehlen, um alles zu erhalten, was er benötigte. Wer fragte da nach dem Verwendungszweck und nach dem Verbleib einiger Handgranaten und Zünder? Zwar konnte der Kommandeur eines Infanterie- oder Panzerbataillons im allgemeinen nicht ohne weiteres über Pioniermaterial verfügen. Ganz gewiß aber hätte ihm der Kommandeur des Pionierbataillons in kameradschaftlicher Selbstverständlichkeit auch Spreng- und Zündmittel aus seinen Beständen überlassen, wenn er darum gebeten hätte.

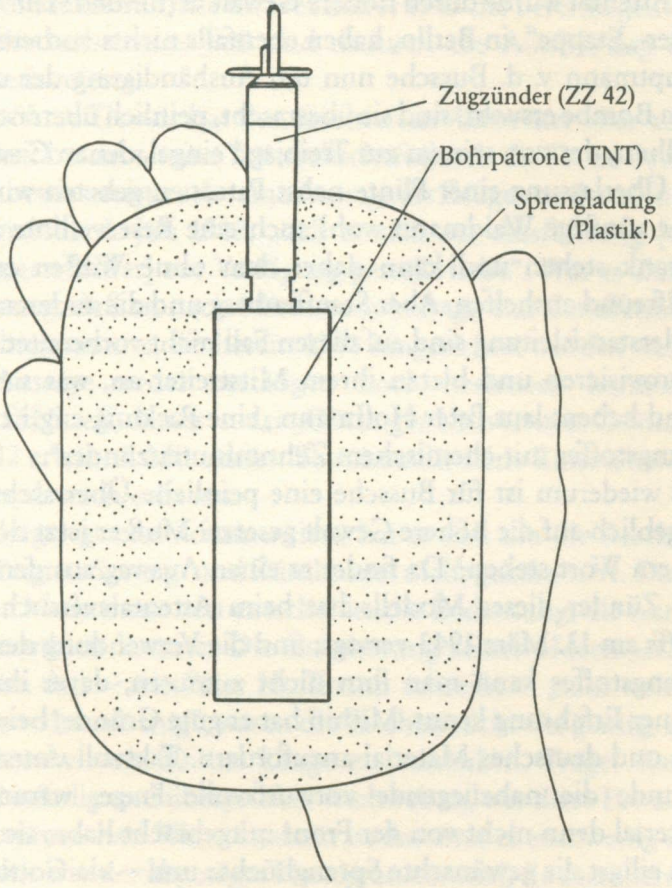
Dann konnte er sich sich eine Bombe anfertigen, die exakt in seine Hosentasche paßte und keinerlei verräterische Konturen zeigte: Eine Bohrpatrone (im Gegensatz zur Sprengbüchse nicht mit Zinkblech ummantelt), eingebettet in einen zweckmäßig geformten Klumpen Plastiksprengstoff von 2 kg, dazu der kaum fingergroße Zugzünder 42, das war alles, was er brauchte. Mit einer solchen Bombe in der Tasche durfte er sich ohne Herzklopfen dem argwöhnischsten Blick, ja sogar einer Röntgendurchleuchtung aussetzen.

Und noch etwas Bedeutsames bleibt nachzutragen: Bussche hätte vom Pionierkommandeur einige Glühzünder erbitten und für sein Attentat verwenden sollen. Dann brauchte er zum Zünden der Sprengladung nicht in die Tasche zu greifen; dann konnte er durch einen Fingerdruck auf den versteckt plazierten Kontaktknopf die sofortige Detonation auslösen – genau im günstigsten Augenblick!

Oder hat er trotz langer Fronterfahrung von der Existenz dieses Zündmittels nichts gewußt? (Erläuterung: Glühzünder sind Sprengkapseln, die durch elektrischen Strom zur Detonation gebracht werden.)

## Winkelried-Taschenbombe

Die Taschen der damaligen deutschen Uniformhose hatten ein Fassungsvermögen von je 1,5 cdm, so daß ein Attentäter in seinen Hosentaschen ganz unauffällig mehr als 4 kg plastischen Sprengstoff mit sich führen konnte. Bei angemessener Erweiterung der Taschen hätte er auch das doppelte Quantum problemlos unterbringen können.




Die Detonation von 4 oder gar 8 kg Sprengstoff würde im Umkreis von mehreren Metern absolut tödlich wirken, so daß der Attentäter darauf verzichten konnte, Hitler zu umklammern und festzuhalten. Zur Sicherstellung der Zündübertragung mußten beide Ladungen jedoch mittels Knallzündschnur miteinander verbunden werden.

Ganz gewiß hätte Bussche diese technischen Details berücksichtigt, wenn er fest entschlossen gewesen wäre, den Anschlag auszuführen. Er hat sie nicht berücksichtigt; er hat sich keine Spreng- und Zündmittel besorgt; er ist mit leeren Händen zum Tatort gefahren! Diese Unterlassung berechtigt zu der oben bereits erwähnten Annahme, daß er der „höheren Gewalt" nicht vorgreifen wollte.

Zunächst sieht es tatsächlich so aus, als habe er richtig kalkuliert und das Attentat würde durch höhere Gewalt verhindert: Die Verschwörer in der „Etappe", in Berlin, haben ebenfalls nichts vorbereitet! Als der Hauptmann v. d. Bussche nun um Aushändigung der unentbehrlichen Bombe ersucht, sind sie überrascht, peinlich überrascht wie jener Jagdherr, der von seinem zur Treibjagd eingeladenen Gast auch noch um Überlassung einer Flinte nebst Patronen gebeten wird. Nun hat jeder zünftige Waidmann wohl auch eine Reserveflinte im Gewehrschrank stehen und kann daher dem ohne Waffen erschienenen Jagdfreund aushelfen. Aber Stauffenberg und die anderen Herren der Widerstandsleitung sind auf diesen Fall nicht vorbereitet. Sie müssen improvisieren und bieten ihrem Mitstreiter an, was sie gerade zur Hand haben: laut Peter Hoffmann „eine Packung englischen Plastiksprengstoffes mit chemischem Zehnminutenzünder".

Das wiederum ist für Bussche eine peinliche Überraschung. Hat er vergeblich auf die höhere Gewalt gesetzt? Muß er jetzt doch noch zu seinem Wort stehen? Da findet er einen Ausweg aus dem Dilemma: Ein Zünder dieses Modells hat beim Attentatsversuch Schlabrendorffs am 13. März 1943 versagt; und die Verwendung des englischen Sprengstoffes kann man ihm nicht zumuten, da er ihn nicht aus eigener Erfahrung kennt. Mithin hat er gute Gründe, beides abzulehnen und deutsches Material anzufordern. Taktvoll unterlassen seine Freunde die naheliegende vorwurfsvolle Frage, warum er dieses Material denn nicht von der Front mitgebracht habe; sie verschaffen ihm eiligst die gewünschte Sprengbüchse und – via Gottberg-Knodel – auch zwei Stielhandgranaten.

Doch auch die Erledigung dieses letzten seiner Einwände ist für Bussche kein Grund zur Besorgnis. Denn er hat ja immer noch die Chance, sich ohne Prestigeverlust aus der Affäre zu ziehen: Angesichts der faktischen Unmöglichkeit, die Handgranate in der vorgesehenen Manier abzuziehen, wird er das während der Uniformvorführung gar

nicht erst versuchen. Und wenn er nach Ende der Vorstellung seinen Freunden erzählt, das Auslösen des Zünders sei ihm trotz aller Bemühungen einfach nicht gelungen, dann kann ihm niemand das Gegenteil nachweisen, auch etwaige Zweifler nicht, die es ganz genau wissen wollen und entsprechende Experimente mit der Bombe anstellen.

Es ist nicht zu dieser dramatischen Zuspitzung gekommen. Es war tatsächlich höhere Gewalt, die im Dezember 1943 die bereitliegenden Uniformstücke verbrennen ließ und dadurch die Ausführung des Anschlages verhinderte.

Die gleiche höhere Gewalt hat den frustrierten Attentäter aber auch der Möglichkeit beraubt, seine Tatbereitschaft durch die Tat zu beweisen. Denn unbewiesen ist auch seine Aussage als Zeuge vor dem Nürnberger Tribunal am 2. Juli 1948, „daß er sich zur Ausführung [des Anschlages gegen Hitler] zur Verfügung gestellt habe". War es Zufall oder Berechnung, daß er, nach Mitwissern befragt, nur Stauffenberg und Schulenburg nannte, die bereits 1944 hingerichtet worden waren und seine Aussage weder bestätigen noch bestreiten konnten? Dasselbe gilt für Stieff, den er in der „Göttinger Universitäts-Zeitung" vom 7. 3. 1947 erwähnt. Mit echten Beweisen für seine Einsatzbereitschaft sieht es also schlecht aus.

Wie bereits dargelegt und kommentiert, hat er sich um die Beschaffung der benötigten Spreng- und Zündmittel nicht gekümmert. Doch da gibt es eine Maßnahme von entscheidender Bedeutung, die nur er persönlich anordnen konnte: Die Erweiterung seiner Hosentasche. Denn auch bei den – wie Peter Hoffmann schreibt – „sehr weiten Hosen, die man damals trug", waren die Taschen nicht tief genug, um darin eine Bombe von 30 cm Länge zu versenken. Frage: Kann Bussche glaubwürdig und überprüfbar nachweisen, wer diese Erweiterung vorgenommen hat? Wenn ja, dann ist das zwar ebensowenig ein positiver Beweis wie der abgesägte Handgranatenstiel, da man beides als Täuschungsmanöver auffassen kann. Wenn aber die Tasche nicht erweitert worden ist, wenn Bussche diese an sich harmlose, jedoch überaus wichtige Vorsorgemaßnahme unterlassen hat, dann muß als erwiesen gelten, daß er das Attentat nicht ausführen wollte! Seine gegenteiligen Beteuerungen wären dann unglaubwürdig.

## BREITENBUCH

Man schreibt den 11. März 1944. Der Rittmeister Eberhard v. Breitenbuch soll als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Busch an einer Besprechung im Führerhauptquartier teilnehmen und will diese Gelegenheit nutzen, um Hitler zu erschießen. Er hat sich zum Selbstopfer entschlossen und so, wie Dieter Ehlers meint, „die technischen Kalamitäten des Tyrannenmordes bis zur Handgreiflichkeit vereinfacht".
Beim Eintreffen auf dem Berghof, wo sich damals das Führerhauptquartier befand, gibt der Rittmeister die Dienstpistole samt Koppel bei der Wache ab. Die eigentliche Tatwaffe aber, eine Browningpistole, trägt er durchgeladen und entsichert in der rechten Hosentasche.
Und so könnte es geschehen: Während der Besprechung wartet er ab, bis er in günstiger Schußposition steht. Dann markiert er einen Hustenanfall, nimmt mit ostentativer Harmlosigkeit ein Taschentuch aus der linken Hosentasche, hält es an den Mund, hustet hinein und steckt es wieder weg, aber in die rechte Hosentasche. Kein noch so argwöhnischer Leibwächter Hitlers wird Verdacht schöpfen.
Dann folgt die „Handgreiflichkeit": Breitenbuch, ein sehr sicherer Schütze, faßt die Pistole, zieht sie ohne hastige Bewegungen heraus und schießt! Bevor einer der überraschten Anwesenden reagieren kann, ist das Drama schon zu Ende, ist Hitler tot zusammengebrochen. So hätte es sein können.
Doch es kommt anders; Hitlers Uhr war noch nicht abgelaufen. „Heute keine Ordonnanzoffiziere", sagte der SS-Mann an der Tür und verwehrt dem Rittmeister, und nur ihm, den Eintritt in das Zimmer, wo Hitler die Herren erwartet. Da hilft auch nicht der energische Protest des Feldmarschalls, der seinen Ordonnanzoffizier dabeihaben will. Nichts zu machen. Die Tür wird geschlossen. Breitenbuch hat nun keine Gelegenheit, sein Attentat auszuführen.
Über diesen Vorfall ist viel gerätselt worden. Warum durfte der sonst immer zugelassene Ordonnanzoffizier gerade heute nicht an der Besprechung teilnehmen? Gab es einen besonderen Anlaß? Die unsinnigste Deutung wird Tresckow in den Mund gelegt: „Wir sind verpfiffen worden." Nein, wenn Breitenbuch „verpfiffen" worden wäre, dann hätte man ihn ohne viel Federlesens verhaftet; dann hätte

man sich nicht damit begnügt, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen. Es dürfte wohl ein wesentlich harmloserer Grund vorgelegen haben: Hitler wollte dem Feldmarschall eine wichtige Eröffnung machen, und dabei sollte es möglichst wenig Zeugen geben. Es war wohl reiner Zufall, daß hierdurch der Vollzug des Attentates verhindert wurde. Für Breitenbuch waren aber die psychologischen Belastungen so schwer gewesen, daß er aufgab: „So etwas macht man nur einmal."

Mit diesem ehrlichen Eingeständnis, einer der sympathischsten Textstellen der gesamten Widerstandsliteratur, könnte man das Kapitel Breitenbuch abschließen. Doch die Berichte über den 11. März 1944 enthalten einige technische Ungereimtheiten, die nicht kommentarlos hingenommen werden können:

Laut Peter Hoffmann hätte es eigentlich ein Sprengstoff-Attentat werden sollen. Denn General v. Tresckow und Major v. Oertzen versuchten am 9. März 1944, den Rittmeister v. Breitenbuch zu einem „Anschlag besonderer Art" zu überreden. Er sollte eine Bombe, die Oertzen „lachend [was gab es da zu lachen?] aus der Aktentasche zog, auf der Brust unter den Uniformrock stecken, bei passender Gelegenheit auslösen und dann Hitler umarmen, bis der Sprengkörper explodierte". Frage: Kann man einen Gegenstand von der Größe einer Bierflasche – 8 cm Durchmesser, 22 cm Länge – auf der Brust unter den Uniformrock stecken, ohne daß auch der argloseste Wachmann die Ausbeulung bemerkt? Das könnte allenfalls, den anatomischen Gegebenheiten zufolge, einer fülligen Kommissarin der Roten Armee in ihrer typisch weiten Russenbluse gelingen, keinesfalls aber einem deutschen Offizier in der knapp sitzenden Uniform. Noch unverständlicher die Anweisung Oertzens, die Bombe „zwischen zwei Knöpfen" des Uniformrocks zu plazieren.

Es sei dahingestellt, wie man mit diesem optischen Problem fertig werden wollte. Es gibt darüber hinaus noch Grund genug zur Skepsis: Aus den oben erwähnten Dimensionen der Bombe (Bierflaschenformat) und ihrem Gewicht von 300 Gramm ergeben sich für den Rechenkundigen gravierende Widersprüche. Ein „granatenförmiger Körper" (Zitat!) mit diesen Abmessungen hat eine Oberfläche von etwa 600 Quadratzentimetern. Wenn man 0,5 Millimeter dickes Eisenblech als Material nimmt, dann wiegt die leere Hülle etwa 230

Gramm, so daß für Sprengstoff und Zünder nur noch 70 Gramm verbleiben! Wenn die Hülle aber nicht wie üblich aus Eisen, sondern völlig unüblich aus Aluminium bestanden und demnach nur 80 Gramm gewogen hätte, dann könnte die Bombe rein gewichtsmäßig etwa 150 Gramm Sprengstoff enthalten haben. Für den Zünder verbliebe dann ein Gewicht von knapp 70 Gramm und ein Rauminhalt von mehr als 800 Kubikzentimetern. Aus welchem Material müßte dieser Zünder wohl gefertigt sein, wenn man bedenkt, daß ein gleichgroßes Stück Kork mehr als das Dreifache wiegt, und daß der deutsche T-Minenzünder etwa das gleiche Gewicht, aber nur den vierzigsten Teil dieses Volumens hat!

Es liegt auf der Hand, daß die angegebenen Zahlen nicht stimmen können; es liegt nahe, nun auch die übrigen Angaben dieser Attentatsgeschichte zu bezweifeln. Denn mit der Annahme, hier läge ein Druckfehler vor, kann man diese Absurdität nicht abtun: In der zweiten Auflage des betreffenden Quellenwerkes finden sich die gleichen Zahlen, obwohl der Autor Peter Hoffmann einige andere Passagen ergänzt und erweitert hat, so daß es sich nicht lediglich um einen unveränderten Nachdruck handelt. Außerdem fällt auf, daß Christian Müller, der sonst jedem Irrtum seines angesehenen Kollegen mit beckmesserischem Eifer nachspürt, die irrealen Bombenmaße gar nicht erwähnt, obwohl die Ausrüstung der Attentatsanwärter auch in das Ressort seines Titelhelden Stauffenberg fällt. Somit gibt die Oertzen-Bombe Anlaß zu erneuter Kritik:

Die Urheber des Planes waren keine „kleinen" Tischlergesellen wie Georg Elser, keine waffentechnischen Laien wie Erich Kordt, keine unzureichend ausgebildeten Reserveleutnants wie Schlabrendorff. Es waren vielmehr Berufssoldaten, aktive Offiziere, Generalstäbler, die das Waffenhandwerk von der Pike auf erlernt hatten, die das Handwerkszeug des Soldaten kannten und kennen mußten.

Da war vor allem der General v. Tresckow: Seit Jahren schon treibende Kraft im Widerstand, hatte er unter anderem an den Attentatsversuchen im März 1943 erheblichen Anteil gehabt. Er war bestens unterrichtet über die Ursachen des Fehlschlages vom 21. März 1943: Gersdorff konnte den geplanten Anschlag nicht ausführen, weil ihm kein brauchbarer Zünder zur Verfügung stand. Gab es da eine wichtigere Aufgabe, als nunmehr einen Vorrat an geeignetem Material

anzulegen? Tresckow aber, dessen „überragende Klugheit" noch am 21. April 1975 anläßlich einer ihm gewidmeten Sendung des deutschen Fernsehens von seinem Freund Gersdorff so rühmend erwähnt wurde, hat an diese selbstverständliche Vorsorgemaßnahme nicht gedacht, zumindest nicht entsprechend gehandelt. Wie läßt sich diese Unterlassung mit seiner Klugheit in Einklang bringen? Es gibt wohl keine andere Erklärung als die lähmende Resignation der Frondeure nach jedem Fehlschlag: „Jetzt hat es keinen Zweck mehr!" So ließen sie apathisch den Dingen ihren Lauf, bis sich wider Erwarten, ohne ihr Zutun, ganz unverhofft und überraschend eine neue Chance bot. Dann aber war es jedesmal zu spät, um die materiellen Voraussetzungen zu schaffen. Dann mußten sie – am 20./21. März 1943 buchstäblich in der letzten Nacht – überstürzt und daher erfolglos improvisieren.

So auch diesmal, als am 9. März bekannt wurde, daß Breitenbuch zwei Tage später Gelegenheit zu einem Anschlag haben würde. Es war nicht der Vorsorge Tresckows und Stauffenbergs zu verdanken, es war vielmehr reiner Zufall, daß Oertzen seine Bombe anbieten konnte. Wie hätte wohl Breitenbuch reagiert, wenn Tresckow ihm nicht diese „mühsam aus der Schweiz beschaffte" (Zitat!) einmalige Wunderwaffe präsentiert hätte, sondern ein Sortiment von deutschen Sprengkörpern aller Dimensionen, von Zündern aller Art, die im Einsatz an der Front tausendfach erprobt waren? Am Ergebnis des 11. März hätte sich freilich nichts geändert, da Breitenbuch ja nicht zu Hitler vordringen konnte, auch nicht mit einer deutschen Bombe. Aber es ändert sich auch nichts an der Tatsache, daß Tresckow versäumt hat, den geplanten Anschlag mit gebotener Sorgfalt vorzubereiten.

Es war nicht sein letztes Versäumnis: Er hat auch am 11. März nichts dazugelernt. Auch in den nun folgenden 130 Tagen bis zum 20. Juli haben er und die anderen Verschwörer die technischen, handwerklichen Probleme ihrer Attentatspläne nicht erkannt, geschweige denn gelöst.

Das ist die Quintessenz des Kapitels Breitenbuch!

# DER ATTENTATSPLAN DES GENERALMAJORS HELMUTH STIEFF

Unter den mehr oder weniger – meist weniger – intelligent ausgedachten Plänen zur Ermordung Hitlers gibt es einen, dessen sich sogar die nicht gerade feinfühligen Widerständler schämen; gibt es einen, den auch die redseligsten Erzähler verschweigen und den die Chronisten aus dem Geschichtsbuch streichen möchten. Es handelt sich um den Attentatsplan des Generalmajors Helmuth Stieff vom Frühjahr 1944. Hierüber berichtet Hermann Giesler in seinem Werk „Ein anderer Hitler":

„. . . Geständnis des Generalmajors Stieff . . . (er) wollte selbst die Durchführung des Attentates übernehmen. Die Gelegenheit dazu war eine Waffenvorführung nahe dem Schloß Kleßheim . . . Es war geplant, . . . die neue Kampfuniform der Sturmeinheiten mit Rückengepäck, Sturmgewehr und Handgranaten dem Führer vorzuführen. Dafür waren drei Feldwebel und Unteroffiziere mit hohen Auszeichnungen und der goldenen Nahkampfspange ausgesucht worden. Die Absicht des Generalmajors Stieff war nun, in dem Sturmgepäck englischen Sprengstoff mit Zeitzünder einzubauen, was sicherlich (für Stieff) die Möglichkeit bot, sich selbst in gebührendem Abstand von der Detonation zu halten . . ." Das heißt: Hitler wäre wahrscheinlich, die drei Soldaten mit absoluter Gewißheit, der Attentäter aber auf gar keinen Fall getötet worden! Das ist wohl der Tiefpunkt in der ganzen Geschichte des Widerstandes.

Da wird einigen tapferen Frontsoldaten als besondere Ehrung versprochen, ihrem Obersten Befehlshaber Adolf Hitler die neue Kampfuniform vorführen zu dürfen. Sie werden deswegen von ihren Kameraden beneidet und beglückwünscht. Sie sind stolz darauf, sie freuen sich und schreiben es nach Hause, wo ihr Stolz und ihre Freude von allen Angehörigen geteilt wird: „Habt ihr schon gehört? Mein Mann wird dem Führer persönlich vorgestellt! Er wird von ihm begrüßt und angesprochen!" Niemand, weder die Soldaten selbst, noch ihre Frauen und Kinder ahnen, daß es sich nicht um eine Auszeichnung handelt, sondern daß sie kaltblütig ermordet werden sollen, weil ein Generalmajor der deutschen Wehrmacht bei der geplanten Beseitigung Hitlers kein persönliches Risiko eingehen will.

Es ist begreiflich, daß die mit dem Widerstand sympathisierenden Literaten und Chronisten versuchen, dieses nicht zur Ausführung gelangte, in seiner ethischen Substanz geradezu scheußliche Vorhaben als verleumderische Erfindung darzustellen. So äußert sich denn auch Peter Hoffmann:

„Von der Vorführung eines Sturmgepäcks war (beim Attentatsplan des Hauptmanns von dem Bussche) nicht die Rede. Die Version, wonach einem ‚unschuldigen' und nichtsahnenden ‚armen Landser' eine Sprengladung eingepackt und heimlich gezündet werden sollte, ist eine von den Kritikern der Opposition gerne wiederholte, gleichwohl unsinnige Legende, die von Gestapo-Beamten und von Himmler in die Welt und die von . . . Dr. Goebbels in Umlauf gesetzt worden ist . . ."

Offenbar traut Hoffmann den Widerständlern eine derartige Heimtücke nicht zu, und deshalb sei er an den 20. Juli 1944 erinnert: Ist es denn keine Heimtücke, wenn Stauffenberg seinen Kameraden Brandt bittet, auf die vor ihm unter den Tisch gestellte Aktentasche zu achten, während er selbst den Raum verläßt? Theoretisch hätte Brandt wohl ebenfalls aus irgendeinem Grunde hinausgehen können; doch durch den Auftrag Stauffenbergs mußte er sich zum Warten verpflichtet fühlen. So wurde er denn das erste Opfer der Bombe, ein Opfer der Heimtücke des Attentäters. Nicht ohne Grund wird vom Richter bei der Verurteilung eines Mörders die Heimtücke als strafverschärfender Umstand angerechnet! Das muß selbstverständlich nicht nur für Stauffenberg, sondern auch für Stieff gelten.

Der um Entlastung der Verschwörer bemühte Peter Hoffmann will den Stieff-Plan auch noch mit einer anderen Begründung als Legende abtun; doch dabei verirrt er sich auf unbekanntes Gelände; er gerät in den Bereich der Technik, wo er sich als professioneller Geschichtsforscher nicht hinreichend auszukennen scheint:

„Selbstverständlich", so urteilt er mit der Unbefangenheit des Laien, „war der Plan so technisch gar nicht ausführbar. Wie wollte man die Zündung der Bombe in Gang setzen, . . . gerade in dem unvorhersehbaren Augenblick, in dem die Gruppe (der Todeskandidaten) zu Hitler gerufen werden sollte . . . (so daß) Diktator und Bombenträger im Augenblick der Explosion nahe genug beieinander standen?" Er unterstellt damit, daß die Verschwörer schon aus diesem Grunde gar nicht

auf den Gedanken kommen konnten, etwas derart Unmögliches in Erwägung zu ziehen, geschweige denn ernsthaft zu planen.
Diese Argumentation ist nur scheinbar logisch und erweist sich als unhaltbar, wenn man den damaligen Stand der Funktechnik in Betracht zieht. Die Verschwörer mußten erkannt haben, daß man die elektrischen Wellen nicht nur zur Ausstrahlung von Radiosendungen, sondern auch zum Auslösen von Bombenzündern verwenden konnte. War es da nicht selbstverständlich, daß Stieff sich diese technischen Gegebenheiten zur Ausführung seines Attentatsplanes nutzbar machen wollte?
Damals gab es zwar noch nicht die heute bereits in Spielzeugläden erhältlichen Funkgeräte zur Fernsteuerung von Schiffs- und Flugmodellen. Aber schon in den zwanziger Jahren brachten es aufgeweckte Pennäler fertig, mit selbstgebauten Apparaten elektrische Klingeln und Glühlampen „drahtlos" einzuschalten. Das theoretische Wissen hatten sie sich im Physikunterricht angeeignet; praktische Anleitungen zum Bau von Frittröhren, Leidener Flaschen und sonstigen Einzelteilen fanden sie in der Bastelecke ihrer Schülerzeitschrift. Nur beim Ankauf des benötigten Materials gab es schon mal Probleme, wenn trotz aller Sparsamkeit das Taschengeld nicht reichte.
Wieviel leichter als „Rudi, der Tertianer" – eine Standardfigur der damaligen Jugendliteratur – tat sich da ein hochrangiger Offizier wie Stieff mit seinen weitreichenden Beziehungen und fast unbeschränkten Beschaffungsmöglichkeiten, überdies noch unterstützt und fachlich beraten durch den Nachrichtengeneral Fellgiebel!
Mithin muß festgestellt werden: In technischer Hinsicht war die Ausführung des Stieff-Planes durchaus möglich, und in Anbetracht der Mentalität der Verschwörer war die moralische Verwerflichkeit des Vorhabens kein Grund zur Unterlassung. Solange kein überzeugender Beweis für das Gegenteil erbracht wird, muß unterstellt werden, daß Stieff zur Aufgabe seines Planes gezwungen worden ist, weil er infolge Intelligenzmangel keine Lösung der technischen Probleme gefunden hat.
Bis auf den heutigen Tag gibt es kein einziges Indiz für die Vermutung, die von Peter Hoffmann attackierten „Kritiker der Opposition" hätten den Attentatsplan Stieffs aus der Luft gegriffen. Es gibt auch keinen Anlaß, den oben zitierten Bericht Hermann Gieslers in Frage zu

stellen. Denn er war als Architekt Hitlers über die hier anstehenden Fragen besser informiert als die meisten der heutigen Widerstandsautoren. Er konnte echte Tatsachen publizieren und war nicht darauf angewiesen, Legenden zu erfinden und in Umlauf zu setzen.
Alles spricht also dafür, daß Freisler am 7. August 1944 vor dem Volksgerichtshof mit vollem Recht behaupten durfte, „das Attentat sei so mit Beteiligung von Stieff geplant gewesen". (Auch dieses Zitat stammt von Peter Hoffmann.)
Es sei dahingestellt, ob Stieff seinen Plan wegen persönlicher Unzulänglichkeit aufgegeben hat oder ob auch er – wie Stauffenberg am 15. Juli 1944 – eine „psychologische Ladehemmung" nicht überwinden konnte. Jedenfalls läßt sich sein Vorsatz zur Tat nicht bestreiten, und daher bleibt er vor der Geschichte mit dem verwerflichsten aller Attentatspläne belastet.

## STAUFFENBERG

Als einzige von allen Gegnern Hitlers haben Elser und Stauffenberg ein Attentat nicht nur geplant, sondern auch – allerdings erfolglos – zur Ausführung gebracht.
Der eine von ihnen, der unscheinbare Tischlergeselle Georg Elser, hat keine Spuren hinterlassen und ist heute schon fast vergessen.
Doch zahlreiche Werke der Widerstandsliteratur künden vom Leben und Streben des Generalstabsoffiziers Graf Stauffenberg. Es ist daher mit besonderer Intensität zu untersuchen, ob seine Leistungen einen solchen Aufwand rechtfertigen.
„Seit früher Jugend hatte er das Gefühl der Bestimmung zu etwas Außerordentlichem", schreibt ein angesehener Autor; und im Sommer 1943 sagt Stauffenberg selbst: „Ich habe das Gefühl, daß ich jetzt etwas tun muß, um das Reich zu retten."
Zwischen diesen beiden Gefühlsdefinitionen liegt seine Karriere als Offizier,
liegt sein Weg in eine Position, die ihm die Chance zur Beseitigung Hitlers gab,
liegt sein „Damaskus",
liegt sein Beitritt zur Fronde, die er dann als ihr „Geschäftsführer" zu neuer Aktivität anspornte.

## SCHWANKEND WIE EIN ROHR IM WINDE ...

Sommer 1943. Der Krieg hat seine Wende zuungunsten Deutschlands genommen. Die letzte Offensive der Wehrmacht an der Ostfront, das Unternehmen „Zitadelle", mußte nach schwersten Verlusten abgebrochen werden; das legendäre Afrikakorps hatte kapituliert; Italien war zum Gegner übergelaufen; Görings ehedem gewaltige Luftwaffe verschwand zusehends vom Himmel, und die Geschwader der Anglo-Amerikaner zerbombten die deutschen Städte; die U-Boot-Rudel des Großadmirals Dönitz, die noch im März einen sensationellen Erfolg

erringen konnten, wurden seitdem durch den Einsatz der Radargeräte dezimiert; ihre Zeit war vorbei; die von Goebbels angekündigten Wunder- und Vergeltungswaffen steckten noch im Versuchsstadium; die militärische Lage Deutschlands war hoffnungslos geworden.
Für diplomatische Verhandlungen fehlte jede Basis angesichts der alliierten Forderung nach bedingungsloser Kapitulation und der Durchhalteparole Hitlers: „Wir kapitulieren nie!" Nur seine Ausschaltung konnte nach Meinung der Verschwörer den Weg frei machen zur Aufnahme von Verhandlungen zwecks Beendigung des Krieges.
Seit Jahren schon hatten sich die deutschen Frondeure bemüht, diese Voraussetzung per Staatsstreich oder Attentat zu schaffen. Bisher vergeblich: Die Generalsverschwörung im September 1938 ging aus wie das Hornberger Schießen; die Bombe Elsers detonierte einige Minuten zu spät; Kordt mußte infolge Osters Versagen aufgeben; Schlabrendorffs und Gersdorffs Pläne waren an der Zünderfrage gescheitert; General Oster, lange Zeit die treibende Kraft der Fronde, hatte durch die Finanzmanipulationen Dohnanyis seine einflußreiche Position verloren. – Es schien, als müßte der Krieg nunmehr bis zur völligen Vernichtung Deutschlands fortgesetzt werden.
Bei diesem Stand der Dinge trat Stauffenberg auf die Bühne. Nach seiner Genesung von schwerer Verwundung dem Allgemeinen Heeresamt (AHA) zugeteilt, übernahm er – durch Olbricht für die Verschwörung gewonnen – die Funktionen Osters als „Geschäftsführer" der von Generaloberst Beck repräsentierten Widerstandsgruppe. Die spätere Ernennung zum Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres verschaffte ihm Zutritt zu den Lagebesprechungen im Führerhauptquartier, zu Hitler. Nach mehreren Anläufen nahm er diese Chance wahr und ließ am 20. Juli 1944 seine Bombe detonieren. Doch Hitler überlebte den Anschlag, und damit war die letzte Aktion des Widerstandes gescheitert; damit war die letzte Chance der Verschwörer vertan.
Wie konnte das geschehen? War höhere Gewalt im Spiel, oder hatte menschliches Versagen den Fehlschlag verursacht? Vielleicht findet sich eine Erklärung für den unbegreiflichen Mißerfolg, wenn man Person und Lebenslauf des Attentäters in den Fragenkomplex einbezieht. Wer also war dieser vor dem 20. Juli 1944 weithin unbekannte Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg? Wie verlief sein Leben,

seine Entwicklung, bis er, der deutsche Offizier, sich dazu durchringen konnte, trotz der Bindungen des Fahneneides seinem Obersten Befehlshaber eine Bombe unter den Tisch zu legen?
Seine Lebensdaten findet man zwar in jeder einschlägigen Publikation; doch angesichts zahlreicher Widersprüche und Unklarheiten erscheint eine gewisse Skepsis geboten. So sind sich die Autoren nicht einmal darüber einig, ob er älter oder jünger war als sein ebenfalls in die Verschwörung verstrickter Bruder Berthold. Gewiß ein bedeutungsloses Detail, aber auch ein aufschlußreiches Indiz für die geringe Sorgfalt seiner Biographen, die in der gesamten Widerstandsliteratur so oft zutage tritt.
Ähnlich verhält es sich mit der Erhebung der Stauffenbergs in den Grafenstand: Joachim Kramarz behauptet, der König von Bayern sei über den Freiherrn Franz Ludwig v. Stauffenberg verärgert gewesen und habe diese dem Freiherrn unerwünschte Standeserhöhung als Ausdruck seiner Ungnade verfügt. Andere dagegen, wie auch Bodo Scheurig, werten die Erhebung in den Grafenstand als Belohnung, die der dankbare Monarch seinem treuen Diener zuteil werden ließ. Aber ob nun die Stauffenbergs ihre Grafenkrone der Huld oder dem Tort ihres Königs verdanken – für den Ablauf des 20. Juli 1944 ist dies absolut unerheblich. Was soll also mit der Erwähnung dieser – dazu noch umstrittenen – Lappalie erreicht werden? Ist es nicht lediglich sterile Rechthaberei einiger Literaten?
Doch gibt es auch Divergenzen anderer Art: Wenn da – um nur ein paar Namen zu nennen – Kurt Zentner und Bodo Scheurig in ganz unmißverständlicher Formulierung behaupten, der spätere Attentäter Claus Stauffenberg habe sich am 30. Januar 1933 in Offiziersuniform an die Spitze eines NS-Demonstrationszuges gesetzt, dann widersprechen Joachim Kramarz und andere mit aller Entschiedenheit, sogar vor der Fernsehkamera. Ein Streit um des Kaisers Bart, da doch niemand das – zumindest zeitweilige – Sympathisieren Stauffenbergs mit den Zielen des Nationalsozialismus in Frage stellt. Außerdem vermag niemand zu beweisen, daß ein derartiger Propagandamarsch des begeisterten Leutnants nicht stattgefunden hat, sei es am 30. Januar, sei es ein paar Tage später.
Damals hatte doch eine – dem Heutigen einfach unvorstellbare – Welle des nationalen Hochgefühls das deutsche Volk erfaßt, nicht nur

den anonymen „Mann auf der Straße", sondern auch so prominente Persönlichkeiten wie den Theologen Niemöller, den Philosophen Heidegger, den Dichter Gerhart Hauptmann, den Schauspieler Heinrich George, Politiker und Politisierende (fast) aller Parteien, und nicht zuletzt Offiziere wie Beck, v. Tresckow, Stieff . . .

Manchen Biographen und Historikern scheint es nicht zu genügen, wenn sie schreiben können, daß Stauffenberg als einziger außer Elser ein Attentat gegen Hitler nicht nur geplant, sondern tatsächlich ausgeführt hat. Sie wollen darüber hinaus auch nachweisen, ihr Held sei schon immer ein Widerstandskämpfer gewesen. Doch aus den Berichten der gleichen Autoren ergibt sich die Tatsache, daß er sich bis ungefähr „fünf vor zwölf" dem Nationalsozialismus gegenüber akkurat so verhalten hat wie die Mehrzahl seiner Volks- und Zeitgenossen.

Es gab zwar einige Anlässe, sich vom Urteil der breiten Masse zu distanzieren; doch er hat sich nicht distanziert!

„Stauffenberg unterschied sich" – laut Christian Müller – „in seiner Beurteilung der Ereignisse vom 30. Juni 1934 zunächst in gar keiner Weise von der allgemeinen politischen Kurzsichtigkeit." Und nach Aussagen seiner Ehefrau „empfand er diese Vorgänge als das Platzen einer Eiterbeule, durch das endlich klare Verhältnisse geschaffen wurden". Kramarz konstatiert bei ihm sogar eine „augenblickliche Befriedigung", obwohl auch zwei adlige Offiziere, die Generale v. Bredow und v. Schleicher, erschossen worden waren. Unentwegt tut er weiterhin seine freiwillig übernommene Soldatenpflicht und nimmt bedenkenlos die mit der hektischen Aufrüstung verbundenen Chancen seiner Karriere wahr.

Kramarz, ganz gewiß ein unverfänglicher Gewährsmann, publiziert eine aufschlußreiche Charakterisierung: „So beherrschte ihn auf Grund seiner Herkunft und seines Berufes ein starkes, nationales Ethos, das ihn mit der von den Nationalsozialisten beschworenen nationalen Bewegung sympathisieren ließ." Erst „als er erkannte, daß die nationale Bewegung nichts anderes war als eine unmenschliche Starre, war er bereit, mit vollem persönlichen Einsatz für einen neuen Weg einzutreten". Leider hat der Autor versäumt, das Datum dieser Umkehr anzugeben.

Im März 1935 verfügt Hitler – einer Bedingung des Versailler Diktats zum Trotz – die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Im

März 1936 läßt er unter einseitiger Aufkündigung des von Deutschland freiwillig abgeschlossenen Locarno-Paktes deutsche Truppen in das entmilitarisierte Rheinland einrücken. – Beide Vertragsbrüche, die ohne unmittelbare Beteiligung der Reichswehr und des Offizierskorps nicht vollziehbar gewesen wären, finden die – wenigstens stillschweigende – Billigung Stauffenbergs. Jedenfalls sind keine Protestreaktionen seinerseits und erst recht keine irgendwie gearteten Widerstandshandlungen bekannt. Warum sollte er auch protestieren, wenn selbst der britische Diplomat Lord Lothian den Deutschen das Recht einräumt, „in ihrem Vorgarten spazierenzugehen"?
Auch die Intrige gegen den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr v. Fritsch, im Frühjahr 1938 und die damit verbundene Demütigung des Offizierskorps haben weder den Edelmann noch den Offizier Stauffenberg zu Solidaritäts- oder auch nur Unmutsbekundungen veranlassen können. Er nimmt die Dinge hin, wie Millionen andere weniger betroffene und weniger informierte Deutsche auch.
Daß er wie Millionen andere den Anschluß Österreichs im März 1938 nicht als Gewaltakt, sondern als die endliche Erfüllung des Rechtes und des Wunsches beider Völker ansieht, ist wohl selbstverständlich. Wie sollte er anders denken als die geradezu ekstatisch jubelnden Österreicher, anders als die sozialistischen Politiker Österreichs, wie etwa der ehemalige Staatskanzler Dr. Karl Renner, der in aller Öffentlichkeit „die große geschichtliche Tat des Wiederzusammenschlusses der deutschen Nation . . . freudigen Herzens begrüßte"?
Grundsätzlich das Gleiche gilt für die Sudetenkrise und ihre Lösung im September 1938. Kein Geschichtsschreiber von Rang bestreitet, daß diese deutschen Gebiete unter skrupelloser Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts der Betroffenen durch das Diktat von Saint-Germain an die Tschechei ausgeliefert worden waren und daß dieses Unrecht durch das Münchener Abkommen vom 29. September 1938 wieder beseitigt wurde – allerdings nur unter dem Eindruck der Kriegsentschlossenheit Hitlers. Wenn die Generalsverschwörer Halder–Oster–Witzleben damals putschen wollten, dann war die Sudetenfrage allenfalls Vorwand, niemals aber Rechtsgrund für ihr Vorhaben. Was Stauffenberg betrifft, so steht seine vorbehaltlose Mitwirkung an der Besetzung des Sudetenlandes fest. Auch bei dieser Gelegenheit unterschied er sich absolut nicht vom vielzitierten Mann auf der Straße.

Dann kam die sogenannte Kristallnacht. Heute als barbarisches Judenpogrom dem deutschen Volk zur Last gelegt, müßten die Vorgänge jener Nacht eigentlich jeden objektiven Geschichtsforscher von der geradezu vorbildlich anständigen Grundhaltung der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes überzeugen. Oder hat jemals ein Volk eine vergleichbare Charakterprobe besser bestanden? Jahrelang waren die Deutschen mit einem wahren Trommelfeuer antisemitischer Propaganda zum Judenhaß aufgehetzt worden. Doch nun, als der Jude Grynszpan den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath ermordet hatte, da zeigte sich, daß sie immer noch nicht „reif" waren für spontane Gewaltakte im Stil der berüchtigten russischen Judenpogrome, ja, noch nicht einmal reif für private „Abrechnungen". Zwar wußte jeder, daß er sich ungestraft per Faustschlag oder Fußtritt für die Gaunereien eines gerissenen Viehjuden oder Grundstücksmaklers revanchieren durfte; daß kein Hahn danach gekräht hätte, wenn er nun aus purem Antisemitismus einen Juden verprügelte. Doch abgesehen von Ausnahmen, die es überall gibt: In der Kristallnacht geschah nichts dergleichen. (Es ist hier nicht der Ort, die von anderen Völkern, etwa von Franzosen und Tschechen, unter vergleichbaren Umständen an wehrlosen Deutschen verübten Greueltaten anzuprangern.)

Und Stauffenberg? Er war zwar wie die meisten Deutschen empört über diese sinnlose Barbarei; doch ließ er sich in seiner Einstellung zu Hitler und zum NS-Regime nicht beirren. Schon wenige Tage nachher, am 20. November, hielt er im Wuppertaler „Concordia" -Klub ein Referat und versuchte, „die noch zögernden Industriellen für den Nationalsozialismus einzunehmen". Diese konkrete Aussage seines Regimentskommandeurs, des Freiherrn v. Loeper, kann man nicht einfach als „einigermaßen unwahrscheinlich" abtun, zumal wenn man – wie Kramarz – den gleichen Offizier an anderer Stelle als Gewährsmann zitiert. Überdies hatten auch andere Zuhörer nach Stauffenbergs Vortrag den Eindruck, „daß hier vor ihnen kein Gegner des Nationalsozialismus sprach". (Es sei aber gern und rühmend erwähnt, daß viele seiner Standesgenossen und viele hohe Offiziere ihren Abscheu über diese Vorgänge furchtlos und offen zum Ausdruck gebracht haben!)

Im März 1939 zog Hitler in Prag ein. Die völkerrechtliche Beurteilung dieses Schrittes sei den hierfür Kompetenten und Berufenen überlas-

sen. Doch auch der Unberufene erkannte: Hier ging es nicht um die Heimführung deutscher Volksgenossen, nicht um die Beseitigung alten Unrechts; hier ging es um Machtpolitik. Mochte diese rauhe Praxis anderswo üblich, bei anderen Akteuren selbstverständlich und wieder anderen grollend zugestanden oder verziehen worden sein – einem Hitler und seinem Großdeutschen Reich wollte man die Praktiken anderer Machtpolitiker nicht verzeihen. Die ganze Welt, die sich vom Münchener Abkommen „peace for our time" erhofft hatte, kochte nun vor Entrüstung.

Stauffenberg blieb gelassen. Von Widerstand ist bei seinen Biographen keine Rede. Oder soll schon als Widerstand gelten, wenn er Hitler nun als „Tapezierer" zu benennen pflegte? Diese billige Verächtlichmachung – warum protestieren die echten, ehrbaren Tapezierer nicht? – steht übrigens im Widerspruch zu diesbezüglichen Feststellungen anderer Autoren. Immerhin soll er die Besetzung der Rumpftschechei als „Ausdruck unerlaubter Hybris" bezeichnet haben. Immerhin! – Auch hier also reagiert er durchaus nicht elitär, sondern wie die breite Masse: mit besorgtem Stirnrunzeln.

September 1939, Polenkrieg. Stauffenberg „hatte den ersten Beweis seines organisatorischen Talents im Ernstfall anzutreten", schreibt Kramarz; und „der Rittmeister war gewillt, nichts anderes als seine Pflicht zu tun", bekundet Bodo Scheurig. Laut Peter Hoffmann und Christian Müller sagte er in diesen Tagen zu seinem Wuppertaler Buchhändler, „das Ausrücken sei doch auch eine Erlösung, der Krieg sei ja schließlich sein Handwerk von Jahrhunderten her". Die typische Begeisterung eines jungen Offiziers, der den „frisch-fröhlichen" Krieg nur aus der Literatur kennt, aus den heroisch-begeisternden Heldenliedern Ernst Jüngers, Hans Zöberleins und anderer; der von den furchtbaren Realitäten des Schlachtfeldes noch nichts aus eigenem Erleben weiß. Für Hitler, der jetzt zurückschießt, kein Wort des Tadels; von Widerstand oder auch nur Kritik keine Spur. Eine vage Andeutung Bodo Scheurigs: „Zum Widerstand fühlte sich Stauffenberg in diesem Vorkrieg weder bereit noch fähig." Wenn da bei Peter Hoffmann geschrieben steht, er habe sich seit 1936 immer mehr Gedanken gemacht, wie ein „Durchbruch" geschehen könne, und er wäre seit Winter 1938/39 entschlossen gewesen, selber dazu beizutragen, so sind diese wohlwollenden Behauptungen längst durch Tatsachen widerlegt. Sie

stehen auch im Gegensatz zu dem, was Kramarz unterstellt: „Hitler werde – nach Ansicht Stauffenbergs – nichts tun, was einen Krieg heraufbeschwören könnte." Genau das dachten damals Millionen Deutsche im Vertrauen auf ihren genialen Führer. Warum nicht auch Stauffenberg, der nun in Polen mit sachlicher Hingabe sein „Handwerk" ausübte? Es lag nicht an Hitler, daß er „trotz aller Friedensliebe von den verantwortungslosen Politikern der Westmächte schließlich doch noch zum Losschlagen gezwungen" worden war!

Die „Weserübung" im April 1940, die Aktion gegen Dänemark und Norwegen, konnte Stauffenberg nicht in Gewissensnot bringen. Warum sollte Hitler treuherzig eine Neutralität respektieren, die vom Feind so rücksichtslos mißachtet wurde? Hatten nicht die Briten neutrales skandinavisches Küstengewässer vermint? Hatte nicht der britische Zerstörer „Cossack" das deutsche Transportschiff „Altmark" in neutralem Hoheitsgebiet angegriffen und gekapert? Standen nicht in norwegischen und dänischen Häfen schon quasi die Empfangskomitees am Kai, um die erwartete britische Invasionsflotte freundlich zu begrüßen? Kein Grund also für einen deutschen Offizier, sich zerknirscht an die Brust zu klopfen und Hitler in den Arm zu fallen, als er auf die Neutralitätsbrüche der Briten mit einem Präventivschlag reagierte.

Bei der Westoffensive im Mai 1940 bricht seine helle Begeisterung durch. Es gibt für ihn, wie Zeller und andere rezitieren, „nichts Schöneres als einen siegreichen Feldzug (zusammen) mit dem Freunde". Es tut der Glaubwürdigkeit dieses Zitates keinen Abbruch, wenn es der Regisseur eines Stauffenberg-Films in den September 1939 vorverlegt. Die Begeisterung wird durch keinerlei moralische Bedenken getrübt. In der Tat: Nur selten in der Menschheitsgeschichte war eine Kampfhandlung so gerechtfertigt – sofern es überhaupt „gerechte" Kriege gibt – wie diese deutsche Offensive gegen Frankreich. War doch erst durch die sinnlose Kriegserklärung Frankreichs und Englands der Angriff Hitlers auf Polen zum Welt-Krieg ausgeweitet worden! Die Unglaubwürdigkeit der Begründung – Hilfe für die Angegriffenen – erwies sich schon wenige Wochen später, als Stalin nach Einverleibung seines polnischen Beuteanteils nun auch die Finnen überfiel. Wo blieb da die Hilfe, zumindest das Hilfsversprechen der Westmächte?

Hatten politische Überlegungen den Ausschlag für ihre Kriegserklärung an Deutschland gegeben? Dann waren ihre Politiker den Anforderungen ihres Metiers eben nicht gewachsen: Für die westlichen Demokratien gab es damals zwei bedrohliche Faktoren, den Kommunismus und den Nationalsozialismus. Wenn nun Hitler zum Angriff nach Osten antrat und zunächst einmal Polen ausschaltete, dann doch sicher in der Absicht, anschließend das bolschewistische Rußland anzugreifen, um seinen ideologischen Todfeind, den Kommunismus, zu zerschlagen. Dieser Krieg der Weltanschauungen würde nicht in einigen Wochen beendet sein; er würde auf Jahre hinaus die ganze Kraft des Großdeutschen Reiches und der Sowjetunion binden. Was aber konnte den Westmächten erwünschter sein, als daß sich Hitler und Stalin, Nationalsozialismus und Bolschewismus in einem langen Kriege erschöpften, so daß auch der Sieger auf absehbare Zeit nicht an einen neuen Krieg, an die Bedrohung des Westens auch nur denken konnte. Warum also ließen die westlichen Staatsmänner diesen – trotz seines momentanen Bündnisses mit Stalin – unversöhnlichen Antikommunisten Hitler nicht ungestört nach Osten marschieren?

Wegen der Polen brauchten sie keine Skrupel zu haben; für moralische Erwägungen ist in der Politik kein Platz. Hatte man nicht vor kurzem erst die Tschechen im Stich gelassen? Damals hatte sich auch Polen an der Leichenfledderei beteiligt und als Nutznießer des Münchener Abkommens das Olsagebiet ergattert. Statt nun aber einen Ausgleich mit den großen Nachbarn Deutschland und Rußland zu suchen, verharrten die Polen in der Konfrontation mit beiden Großmächten, ungeachtet der Gefahr, wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt zu werden. Die Garantieerklärung Englands und Frankreichs vom 31. März 1939 gab ihrem Chauvinismus neuen Auftrieb. Aufgeputscht durch nationalistische Parolen, wollten sie nun die Zerschlagung des deutschen Reiches, wollten sie die Elbe als Westgrenze, wollten sie Hamburg mit seinem Hafen als Tor zur Welt. In stolzer Überheblichkeit nahmen sie die gegebenen Realitäten gar nicht zur Kenntnis. Realitäten – das waren 200 Millionen Russen im Osten, das waren 80 Millionen Deutsche im Westen; das waren die modernen Panzerdivisionen Hitlers und Stalins, denen die polnischen Ulanen mit ihren traditionellen Lanzen entgegenreiten sollten! Nachdem dann die letzten Friedensbemühungen an der

Obstruktion der verblendeten Warschauer Politiker gescheitert waren, kam es zu dem Krieg, den die Polen gewollt hatten. Noch heute beklagt der polnische Schriftsteller Stefan Kisielewski das „totale Unverständnis" Westeuropas für den polnischen Außenminister Beck, „der in einem einsamen diplomatischen Duell mit Hitler selbständig über Ort und Zeit des Kriegsausbruches entschieden hat".
Hitler war entschlossen, den Streit um Danzig und den Korridor ein für allemal aus der Welt zu schaffen, notfalls mit Gewalt. So gab es für Polen nur zwei Alternativen: Annahme der Forderungen Hitlers – oder Bündnis mit Stalin gegen Hitler. Die zweite Alternative entfiel, als Ribbentrop am 23. August 1939 nach Moskau flog und den „Teufelspakt" zwischen den beiden Diktatoren zum Abschluß brachte. Damit war das Ende Polens besiegelt; es hatte nur noch die Wahl zwischen Kapitulation und Untergang. Beck jedoch wollte weder das eine noch das andere; er setzte auf das Eingreifen der Westmächte. Utopie! Die Engländer und Franzosen konnten, selbst wenn sie gewollt hätten, dem weit abgelegenen und eingeschlossenen Polen gar nicht zu Hilfe kommen. Auf eine Entlastungsoffensive gegen den Westwall waren die im Maginot-Komplex verhafteten Franzosen nicht eingestellt. Der Luftweg fiel gleichfalls aus: Da wartete Göring bereits mit den modernsten Flugzeugen auf die überalterten Maschinen der zahlenmäßig weit unterlegenen englisch-französischen Luftstreitkräfte, die nun nicht mehr in der Tschechoslowakei zwischenlanden und auftanken konnten. Jetzt zeigte sich, daß Hitler im März nicht ohne Grund diesen „unsinkbaren Flugzeugträger" gekapert hatte.
Wie stümperhaft-dilettantisch erscheint dagegen die Taktik der westlichen Politiker, die die Polen so leichtfertig zum Widerstand ermutigt hatten, ohne die Folgen zu bedenken. Hätten sie wie verantwortungsbewußte Staatsmänner gehandelt, dann wären sie Hitler bei seinem Vorstoß nach Osten nicht mit ihrer Kriegserklärung vom 3. September 1939 in den Rücken gefallen. Dann gäbe es heute nicht diese unheimliche Bedrohung der freien Welt durch das sowjetische Atom- und Raketenpotential! Doch erst nach dem Kriege ist ihnen bewußt geworden, daß sie auf das falsche Pferd gesetzt haben.
Zurück zum Thema, zurück zu Stauffenberg. Der Krieg gegen Frankreich, die Westoffensive, kann ihn moralisch nicht belasten.

Frankreich hat den Krieg erklärt; der deutsche Angriff ist also völkerrechtlich gesehen eine Verteidigungsmaßnahme.
Wesentlich anders erscheint auf den ersten Blick die Rechtslage – sofern man in der Politik überhaupt ein anderes Recht als das der Macht anerkennt – bezüglich der deutschen Offensive gegen Belgien und die Niederlande. War das ein völkerrechtswidriger Angriff gegen neutrale Staaten? Hier mag sich Stauffenberg die Argumentation eines Goebbels zu eigen gemacht haben: Belgien und Holland sind nicht mehr neutral im Sinne der Genfer Konvention, da sie – nolens oder volens – ihr Territorium den britischen Bombern als Einflugschneise für Angriffe gegen den westdeutschen Raum zur Verfügung stellen. Daß es sich hierbei keineswegs um verlogene Propaganda handelte, das wußte Stauffenberg als Generalstabsoffizier einer in diesem Raum stehenden Division aus eigenem Erleben. Mithin mußte ihm das Übergreifen der Offensive auf Belgien und Holland durchaus gerechtfertigt erscheinen. Vielleicht kannte er auch die Tagebuchnotiz Chamberlains vom 1. 7. 1934: „Wir werden ... notfalls das Ruhrgebiet von Belgien aus bombardieren."
Wenige Tage nach Beginn des Westfeldzuges, etwa Mitte Mai 1940, wird Stauffenberg in die Organisationsabteilung des Generalstabes versetzt. „Hier erlebte er" laut Kramarz „die entscheidenden Jahre des Krieges, die Zeit der Feldzüge auf dem Balkan, in Afrika und das Vordringen der deutschen Truppen nach Rußland, aber auch das Jahr 1942, in dem der Krieg eine für Deutschland katastrophale Wendung nahm." Wenn ein Generalstabsoffizier die in diese Zeit fallenden Ereignisse von der hohen Warte aus miterlebt, dann erfährt er wesentlich mehr von der Gesamtlage als der Soldat an der Front, wesentlich mehr als der schlichte Bürger im Heimatkriegsgebiet. Hat Stauffenberg aus diesem Wissen entsprechende Schlüsse gezogen? Hat er die drohende Niederlage erkannt? Hat er sich – wenn schon nicht aus ethischen, dann doch aus militärischen Gründen – zum Widerstand entschlossen?
Zum Balkanfeldzug erübrigt sich für ihn genau so wie für den Laien jeder Kommentar: In dieses Abenteuer wurde Hitler durch den leichtfertigen Angriff Mussolinis auf Griechenland zwangsläufig hineingezogen. Da blieb ihm keine andere Wahl als mitzumachen, um die Südostflanke zu decken.

Was aber sagt der Generalstäbler Stauffenberg zum Einsatz deutscher Truppen in Afrika? Die einmaligen Leistungen des Afrikakorps können nicht darüber hinwegtäuschen, daß trotz aller taktischen Meisterschaft Rommels dem ganzen Unternehmen die strategische Konzeption fehlte. Dieser Sprung über das Mittelmeer hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn Aussicht bestand, in kürzester Zeit den Suezkanal zu erreichen und durch eine koordinierte Aktion gegen Gibraltar auch die westliche Einfahrt zum Mittelmeer und den Nachschubweg nach Malta zu sperren. Da beides sich als unmöglich erwies, hätte das Unternehmen spätestens nach der Schlacht von El Alamein rasch und radikal abgebrochen werden müssen. Ein schmaler Küstenstreifen Afrikas läßt sich auf die Dauer nicht gegen das Kriegspotential des britischen Weltreiches verteidigen, zumal wenn der Nachschub quer durch die Kraftlinien der überlegenen britischen Flotte geschleust werden muß. Hat der geniale Generalstabsoffizier sich in diesem realistischen Sinne geäußert und eingesetzt? Seine Biographen schweigen sich aus und lassen vermuten, daß er auch hier mit der breiten Masse einer (falschen) Meinung war. Es ist jedoch keine Vermutung, sondern erwiesene Tatsache, daß die Afrika-Episode ihn nicht zur Kritik an Hitler veranlaßt hat.

Das gilt zunächst auch für den Angriff auf die Sowjetunion. Für ihn, der da ganz oben in der Schaltzentrale des Generalstabes fungierte, kam dieser Entschluß Hitlers nicht so überraschend wie für die meisten Deutschen. Im einschlägigen Schrifttum findet sich kein Wort der Kritik, keine Äußerung militärischer Bedenken und erst recht keine moralische Verurteilung. Anscheinend war auch er, der Fachmann, nach den gigantischen Kesselschlachten und den riesigen Gefangenenzahlen vom Endsieg und vom baldigen Zusammenbruch Rußlands so überzeugt wie viele andere, weniger Informierte, auch.

Immerhin, trotz aller Siegeszuversicht äußerte Stauffenberg schon bald einige Bedenken: Die Kriegsspitzengliederung erschien ihm – so Kramarz – „noch blöder, als die befähigsten Generalstabsoffiziere sie erfinden könnten, wenn sie den Auftrag bekämen, die unsinnigste Kriegsspitzengliederung zu erfinden". Wohlgemerkt, seine Kritik richtet sich nicht gegen den Krieg oder gegen Hitler. Nein, er kritisiert nicht den Führer, sondern das Führungsschema. Er sieht den Sieg der deutschen Waffen gefährdet bei diesem Durch- und Gegeneinander

der verschiedenen Kompetenzen. Er atmet wieder auf, als Hitler auf dem Höhepunkt der Winterkrise 1941/42 persönlich den Oberbefehl übernimmt. War das etwa die von ihm angestrebte, die richtige Kriegsspitzengliederung? Der Frühsommer 1942 scheint ihm und seinem neuen Oberbefehlshaber recht zu geben: Manstein erobert die Krim; Sewastopol wird genommen; die 6. Armee stößt bei Stalingrad bis an die Wolga vor; deutsche Gebirgsjäger hissen auf dem Elbrus die Hakenkreuzfahne!

Hat Stauffenberg zu diesem Zeitpunkt, im Zenit der deutschen Siege, die Strategie Hitlers kritisiert, die folgenschwere Zersplitterung der Kräfte auf zwei so divergierende Stoßrichtungen? Nein, ihn bedrükken andere Sorgen: Er beschäftigt sich eingehend mit dem Problem der Ostfreiwilligen. Er will durch Anwerbung und Einsatz antibolschewistisch gesinnter Russen eine Stärkung der deutschen Wehrmacht herbeiführen; er will mit allen Mitteln dafür sorgen, daß der Krieg gewonnen wird, letzten Endes also, daß Hitler gegen die Bedenken einiger Generale recht behält.

Vom Standpunkt des Widerstandes aus gesehen eine merkwürdige, wenn nicht absurde Bestrebung: In den Jahren zuvor warteten die Frondeure – Beck, Oster, Halder und viele andere – geradezu auf eine Schlappe Hitlers, um im Volke die nötige Resonanz für einen Staatsstreich zu finden. Oster verrät zu diesem Zwecke, wenn auch vergeblich, den deutschen Angriffstermin im Mai 1940; Stauffenberg selbst soll im Jahre 1941 gesagt haben: „Noch siegt er zu sehr." Und nun, da die Siege knapper werden, da bemüht sich der gleiche Stauffenberg um letzte Reserven, um „ihm" weiter siegen zu helfen! Erst als Hitler sich „in unqualifizierbaren Äußerungen gegen Generäle ergangen hatte", bricht er, in seiner Offiziersehre gekränkt, laut Kramarz in die Worte aus: „Findet sich denn kein Offizier, der das Schwein mit der Pistole umlegt?" Und im Herbst 1942 soll er sogar gesagt haben: „Es kommt darauf an, ihn (Hitler) umzubringen, und ich bin bereit dazu."

In diese Zeit fällt auch sein – laut Kramarz freilich nicht zu belegender – Versuch, die Armeeführer zum Putsch zu animieren. Für das oft zitierte Gespräch mit Manstein gibt es keinen Dritten als Zeugen. Es besteht jedoch kein Anlaß, die Darstellung des Generalfeldmarschalls anzuzweifeln. Demnach hatte diese Unterredung jedoch keinen

politischen Hintergrund! Doch könnte sich hierbei eine für Stauffenberg wichtige Folge ergeben haben: Manstein rät dem „Bürooffizier", sich mal an eine Front-Generalstabsstelle versetzen zu lassen, und vielleicht hat er sich in diesem Sinne für den tatendurstigen Major verwendet. Jedenfalls erfolgte kurz darauf die Versetzung Stauffenbergs nach Tunis, in eine „Frontgeneralstabsstelle". Hierbei schwingen einige schwer definierbare Untertöne mit: Da heißt es, er habe sich mit seinen kritischen Äußerungen zu weit vorgewagt und es sei „Zeit, zu verschwinden". Demnach wäre also die Versetzung auf seinen Wunsch erfolgt, was wiederum von anderer Seite bestritten wird. Kramarz erklärt den Stellungswechsel mit einem Zitat des damaligen Generalstabschefs Zeitzler: „Um ihn (zu einem guten Korps- und Armeechef) vorzubereiten, wollte ich ihn zunächst als Front-Generalstabsoffizier (Div. Ia) und Truppenführer einsetzen."
Doch diese Bekundung löst erst recht Zweifel und Fragen aus: Für das Afrikakorps würden schon bald keine Truppenführer mehr vonnöten sein, da der Krieg in Afrika dem Ende entgegenging. Warum also wird Stauffenberg ausgerechnet nach Tunis geschickt, auf einen Kriegsschauplatz, dessen Besonderheiten in Europa, also in Rußland oder an einer zu erwartenden Invasionsfront in Frankreich nicht gegeben waren? Warum schickt Zeitzler den Kandidaten nicht an die Ostfront, wo er sich tatsächlich verwertbare Erfahrungen aneignen könnte? Warum setzt man diesen so wertvollen Offizier, „einen unserer Allerbesten, weit über dem Durchschnitt stehend", der Gefahr aus, bei dem nicht mehr aufzuhaltenden baldigen Untergang des Afrikakorps in Gefangenschaft zu geraten?
Wie man diese Versetzung auch betrachtet – es ist kein rechter Sinn dahinter zu entdecken. War es vielleicht doch, wie oben angedeutet, eine Flucht? Für diese These spricht ein von Kramarz angeführtes Gespräch zwischen Stauffenberg und einem Oberleutnant seiner Division: „Was meinen Sie wohl, zu welchem Zweck Sie jetzt noch nach Tunis gekommen sind?" fragt Stauffenberg. Antwort des Oberleutnants: „Doch wohl zur Gefangennahme." Daraufhin Stauffenberg lachend: „Ja, dann haben wir Glück; für uns ist der Krieg zu Ende."
Es kommt anders. Am 7. April 1943 wird Stauffenberg durch Verwundung außer Gefecht gesetzt. Mit einem der letzten Transporte kehrt er über Italien nach Deutschland zurück. Sein Fronteinsatz ist

zu Ende. Noch nicht zu Ende ist aber seine Treue zum Führer! Seit zehn Jahren ist er ihm gefolgt, vom Fackelzug nach der Machtergreifung bis zum Untergang der 6. Armee in Stalingrad. Er will ihm nun auch weiterhin folgen und meldet sich – kaum genesen – zu erneuter Frontverwendung. Noch ist er kein Widerstandskämpfer!

## DIE CHANCE

Die Klärung der Frage, ob Stauffenberg im Kampf gegen Hitler seine Chancen genutzt hat, wird Gegenstand einer späteren Analyse sein. Hier jedoch soll untersucht werden, wie er in die einflußreiche Position als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres hineingelangt ist. Es läßt sich nicht vermeiden, zu diesem Zweck etwas weiter auszuholen.

Chronisten und Biographen sind sich einig darüber, daß Stauffenberg nach dem Abitur entschlossen zu sein schien, Architekt zu werden, daß er dann aber zur allgemeinen Überraschung die Offizierslaufbahn gewählt hat. Nun kommt es nicht gerade selten vor, daß ein junger Mann im entscheidenden Augenblick seine Zukunftspläne ändert; das ist ein ganz normaler, auf vernünftigen Überlegungen beruhender Vorgang. Anscheinend sehen sich aber die Biographen Stauffenbergs verpflichtet, schon der Berufswahl ihres Helden einen exquisiten Grund zu unterlegen, und so muß das erzieherische Vorbild des Dichters Stefan George als Motiv dienen: „Sein Ethos der Tat und ... Hoffen auf ein neues Deutschland könnten Stauffenberg beeinflußt haben, sich einem Beruf zuzuwenden, bei dem er alle seine Neigungen vereinigen konnte: Exakte Planungsarbeit, Menschenerziehung, Verantwortung und Dienst an der Allgemeinheit." Der Autor Joachim Kramarz hätte sich nicht so viel Mühe machen sollen. Er hätte wie jedermann diese Dinge etwas nüchterner und realistischer betrachten sollen:

Was hatte Stauffenberg im Berufsleben als Architekt zu erwarten? Am Reißbrett geht es neben der künstlerischen Begabung um trockene Realitäten, und die Zeichnungen des Architekten erfordern weniger

Genialität als vielmehr einen ansehnlichen Aufwand an Fleiß, Sorgfalt und Geduld. Der zweifellos unentbehrliche Ideenreichtum des Künstlers muß sich immer wieder mit harten, prosaischen Alltäglichkeiten auseinandersetzen bei seinem Ringen mit den Vorstellungen des Bauherrn und den Zwängen des Finanzierungsplanes. Dazu kommt dann noch der dauernde Kampf mit der Konkurrenz und – zumal in Krisenzeiten – die mühsame Jagd nach neuen Aufträgen. Und wenn dann die Pläne vom Reißbrett aus den Weg über die grünen Tische der Behörden genommen haben und endlich in Stein und Beton umgesetzt werden sollen, dann endet auch der letzte Rest von Romantik im aufreibenden Alltag des Baustellenbetriebes. Was schert es da den Polier oder Maurermeister, ob der Architekt einem uralten Adelsgeschlecht entstammt! Auch die Grafenkrone im Firmenstempel kann falsche Maßangaben und technische Mängel der Konstruktionszeichnungen nicht verdecken. Berücksichtigt man zudem noch die sozialen und politischen Spannungen auf den Arbeitsplätzen der zwanziger Jahre, dann mußte ein hochadliger und daher als Reaktionär abgestempelter Architekt auch noch mit der Feindseligkeit und Aggressivität sozialdemokratischer oder kommunistischer Gewerkschaftsfunktionäre rechnen.

Das alles und noch vieles mehr mag dem jungen Grafen aufgegangen sein, als er sich mit der Berufswahl konfrontiert sah. Da bedurfte es keines Ethos der Tat à la George, um ihn zu veranlassen, seine Knabenträume aufzugeben; um ihn zu veranlassen, Reichswehroffizier zu werden.

Exakte Planungsarbeit, Verantwortung im Dienst der Allgemeinheit und – wenn auch in kleinerem Rahmen – Menschenerziehung, das alles konnte er auch als Architekt praktizieren; dafür brauchte er nicht erst Soldat zu werden. Aber all das, was ihm bei der Architektenlaufbahn beschwerlich oder hinderlich erscheinen mußte, das hatte er als Berufssoldat, als Offizier der Reichswehr nicht zu befürchten. Da gab es keine zermürbenden Konkurrenzkämpfe, keine wirtschaftlichen Sorgen. Da war der Tisch stets gut gedeckt, wenn auch nicht so reichlich wie bei manchem Prominenten unter den vielen schlichten Allerweltsbaumeistern. Der hochadlige Name aber, der ihn als Architekten benachteiligt hätte, der gab ihm als Offizier unbestreitbare Vorteile gegenüber seinen bürgerlichen Kameraden.

War der Graf am Reißbrett und auf der Baustelle ein widerwillig geduldeter weißer Rabe, so konnte er, der Ururenkel Gneisenaus, zudem noch verwandt mit dem legendären Feldmarschall Yorck v. Wartenburg, im Reichswehrmilieu des Respektes seiner Untergebenen und des Wohlwollens seiner – zumeist adligen – Vorgesetzten sicher sein. – Der Schweizer Autor Christian Müller steht im Schrifttum ziemlich allein mit seiner Meinung, der Offiziersberuf habe unter den Standesgenossen Stauffenbergs als „nicht ganz selbstverständlich, wenn nicht leicht suspekt" gegolten. Das Gegenteil ist richtig: Der Adel, im Offizierskorps der Kaiserzeit dominierend vertreten, hatte gerade unter den höheren Offizieren der Reichswehr seinen überragenden Einfluß behalten, da die adligen Leutnants von 1914/18 mittlerweile zu Stabsoffizieren und Generalen avanciert waren. So liest sich denn auch die Liste der am 19. Juli 1940 von Hitler ernannten Marschälle schon fast wie ein Auszug aus dem „Gotha": v. Brauchitsch, v. Kluge, v. Reichenau, v. Witzleben . . .

Der junge Graf Stauffenberg ging also bei der Berufswahl den Weg des geringsten Widerstandes; wer kann ihm das verübeln? Schon vom Start weg ist seine Traditionsverbundenheit zu erkennen. Er wird nicht Soldat schlechthin, er wird Kavallerist. Es hatte sich zwar schon längst erwiesen, daß die Zeit der Zietenhusaren und Seydlitzkürassiere, der Dragoner und Ulanen vorbei war. Die ruhmreichen Attacken von Vionville und Gravelotte, der „Totenritt von Balaklawa" und viele andere Bravourleistungen der traditionsreichen Kavallerieregimenter aller Nationen gehörten der Vergangenheit an. Wenige Wochen des Ersten Weltkrieges hatten gereicht, um die stolzen Lanzenreiter aus dem Sattel zu heben; die Geschoßgarben der Maschinengewehre setzten aller Reiterromantik ein Ende. Kein Wunder, daß so zahlreiche Asse der sich nun entwickelnden neuen Waffe, der Fliegerei, aus den feudalen Kürassier- und Ulanenregimentern kamen, bestrebt, um jeden Preis dem Schützengrabendasein des gewöhnlichen Infanterieoffiziers zu entgehen.

Sollte Stauffenberg diese kriegsgeschichtliche Entwicklung nicht erkannt haben? Jedenfalls zog er keine Konsequenzen daraus. Anscheinend war ihm nicht klargeworden, mit welch raffinierter Berechnung die Urheber des Versailler Vertrages den immer noch gefürchteten Deutschen für ihre kleine Reichswehr ein solch relativ großes

Kavalleriekontingent zudiktiert hatten: Während die Weimarer Regierungen Millionenbeträge ihres knappen Wehr-Etats für die überholte Reiterei vergeuden mußten, konnten alle Nachbarn und potentiellen Kriegsgegner ihre Armeen mit den modernsten Waffen ausrüsten und das zahlenmäßig schon erdrückende Übergewicht auch qualitativ noch steigern. Selbstverständlich hatte ein Rekrut keinerlei Möglichkeiten, dieser den deutschen Streitkräften aufgezwungenen Rückständigkeit abzuhelfen. Aber Stauffenberg war nicht irgendein gewöhnlicher Rekrut; er war – wie beflissene Literaten zu schreiben nicht müde werden – „ein Genie mit großer Begabung". Wie konnte sich dieser „geniale, leidenschaftliche Soldat" unter den gegebenen Umständen für solch eine veraltete, kriegsuntaugliche Waffengattung entscheiden?

Mehr noch: Nach Ablauf einer ihm zuzubilligenden Sturm- und Drangperiode, nach jahrelanger praktischer Erfahrung bemühte er sich sogar, dieser Manöver- und Paradewaffe noch mehr Geltung zu verschaffen. In grotesker Verkennung militärischer Realitäten verfaßte er die vielgenannte Heereskavallerie-Studie! Die wohlwollende Aufnahme seiner Abhandlung über Fallschirmtruppen mochte in ihm den Ehrgeiz entfacht haben, nun erneut als Militärschriftsteller an die Rampe zu treten. Das ist ihm jedoch nicht gelungen. Trotz „großer Akribie und stilistischer Sorgfalt" wurde seine Stilübung „in der Kriegsakademie . . . als Versuch einer unzeitgemäßen Aufwertung der Reiterei kritisiert" und abgelehnt. Diesem Urteil der Fachleute stellt Christian Müller zwar die Auslegung entgegen, Stauffenberg habe nicht der eigentlichen Reiterei das Wort geredet, sondern für eine Kombination von Pferd und Motor plädiert; doch dabei liefert der junge Eidgenosse mit seinen mühsamen Wortklaubereien nur neue Argumente für die These, daß Stauffenberg tatsächlich eine Lanze für die echte „Pferde"-Kavallerie brechen wollte. Zudem hat er den realen Wert seiner umfangreichen Studie erheblich beeinträchtigt durch romanhaften Schwulst, vor allem im Kapitel „Der Kavallerieführer". Man kann diese Kritik kaum treffender formulieren als mit den Worten Müllers, es sei ihm „mit einer bei Stefan George geschulten Sprache eine bemerkenswerte Verbindung von militärischer Aussage und fast dichterischem Ausdruck gelungen". Dichtung und Wahrheit – wie bei Detlev v. Liliencron?

Bei der Wahl der Waffengattung wird auch die schwache Konstitution Stauffenbergs eine wesentliche Rolle gespielt haben; den physischen Anforderungen des Infanteriedienstes wäre er wohl kaum gewachsen gewesen. „Auf einem guten Gaul zwölf Stunden lang durchs Gelände reiten, das kann jeder Fatzke. Aber mit schwerem Gepäck auf staubiger Straße in glühender Sonne ein Fußmarsch von fünfzig, sechzig Kilometern, und dann noch ein Sturmangriff über ein paar hundert Meter Sturzacker – das ist eine großartige Leistung." Solcherart läßt der ehemalige Reiteroffizier Georg Freiherr v. Ompteda dem bornierten Ulanenleutnant „Domani II" eine Abfuhr erteilen, ausgerechnet durch den „kleinen Zwett", den besten Reiter der Schwadron. Die Qual der endlosen Märsche ist denn auch das oft wiederkehrende Motiv in den Werken der Schriftsteller, die den Ersten Weltkrieg als Infanterieoffiziere mitgemacht haben.

Auch andere rationale Erwägungen können nicht ausgeschlossen werden: „Er wählte . . . das Reiterregiment 17, weil . . . in diesem Regiment ein Bekannter seiner Familie war, der sich nötigenfalls einzusetzen versprach", schreibt Christian Müller. Wenn er dann aber behauptet, diese „Beziehungshilfe" sei nicht in Anspruch genommen worden, dann muß er schon einige Beweise bringen, um den Kenner militärischer Verhältnisse zu überzeugen. Einleuchtender erscheint schon sein Hinweis auf die Aussage des damaligen Rittmeisters Geyr v. Schweppenburg, daß das RR 17 – im Gegensatz zu dem süddeutsch-demokratischen Zug des RR 18 – einen viel „aristokratischeren Leutnantstypus" hervorbrachte.

Konnte Stauffenberg sich ein angenehmeres „Betriebsklima" wünschen? Wenn schon der Adel überall einen hohen Anteil des Offizierskorps stellte – in den Kasinos der Reiterregimenter, wie im konservativen RR 17, war „man" schon fast unter sich. Hier garantierte der Korpsgeist der Nobilität dem adligen Fahnenjunker einen glatten Start; hier würde er, erst einmal Offizier geworden, als Graf nur selten von einem Prinzen aus fürstlichem Hause überschattet, der höchste Repräsentant des Adels sein. So war schon auf Grund dieser gesellschaftlichen Vorrangstellung der stetige Verlauf seiner militärischen Karriere gesichert. – Mithin dürften Protektion und Adelsrang die Regimentswahl Stauffenbergs enscheidend beeinflußt haben.

Doch im Endeffekt ist es unerheblich, aus welchen Gründen er sich für die Offizierslaufbahn, für die Kavallerie und für das RR 17 entschieden hat. Es gab so viele rationale Argumente im Sinne der von ihm getroffenen Entscheidung, daß man die Hinweise auf den unbestimmten Einfluß Stefan Georges nicht ernst zu nehmen braucht. Was aber auch immer ihn bewogen haben mag, seine Architektenpläne aufzugeben – er tritt Mitte 1926 als Fahnenjunker in das Bamberger Reiterregiment 17 ein.

Seine ersten Soldatenjahre liegen im dunkeln; anscheinend gibt es da nichts Außergewöhnliches zu berichten. Er diente ein Jahr bei seinem Regiment in Bamberg, ein weiteres Jahr an der Infanterieschule Dresden und absolvierte dann den obligatorischen Lehrgang an der Kavallerieschule Hannover. Zum RR 17 zurückversetzt, wurde er am 1. Januar 1930 zum Leutnant befördert. Jetzt war er Reichswehroffizier. Die Karriere konnte beginnen.

Sie beginnt mit einer Besonderheit: Als Zugführer des Minenwerferzuges kommt der Kavallerieoffizier Stauffenberg nun intensiv mit der Artillerie in Kontakt. Neue, technische Begriffe erweitern seinen militärischen Horizont: Ballistik, Richtverfahren, optische Geräte, Munition, Spreng- und Schießstoffe. Erstmals hat er auch Gelegenheit, als Vorgesetzter seine Befähigung in der Kunst der Menschenführung zu beweisen. Insgesamt also ein bedeutsamer Abschnitt seines Lebens. Es ist erstaunlich, daß die meisten Autoren sich hier mit lakonischen Hinweisen begnügen.

Wenn Christian Müller von dieser Enthaltsamkeit abweicht und berichtet, Stauffenberg habe seinen Soldaten das „Schießen ohne Tabelle" beigebracht, er habe sie gelehrt, die benötigten Zahlenwerte selbst zu errechnen, dann sollte der Autor noch ein übriges tun und angeben, um welche Tabelle es sich hierbei gehandelt hat. Andernfalls sieht sich der fachkundige Leser, der Artillerist, nicht in der Lage, diese Leistung angemessen zu würdigen. So kann man wohl jedem Sekundaner zumuten, anhand der Feuerstellungs- und Zielkoordinaten die Schußentfernung zu ermitteln; doch für die Berechnung der „Erhöhung", also des Winkels zwischen der Seelenachse und der Mündungswaagerechten, bedarf es besonderer Kenntnisse und eines erheblichen Rechenaufwandes. Offensichtlich aber – ob Entfernung, ob Erhöhung – hat Stauffenberg sich nicht auf das Übliche

beschränkt, sondern seine Rekruten zu dem anerkennenden Ausspruch veranlaßt: „Der Herr Leutnant hat die Mathematik im Bauche!" Warum hat er zehn Jahre später, bei der Vorbereitung seines Attentates, auf mathematische Denkweise und Logik verzichtet?
Am 1. Mai 1933 oder 1934 – die Literaten sind sich hierin nicht einig – erfolgte seine Beförderung zum Oberleutnant. Unklar und widersprüchlich hinsichtlich des Datums sind auch die Berichte über die Dauer seiner Zugführertätigkeit: Laut Kramarz ging er im Jahre 1933, laut Scheurig erst 1934, zum zweitenmal an die Kavallerieschule Hannover, und Müller erwähnt ein Photo vom Sommer 1934, auf dem er anläßlich einer Parade „vor seinem Minenwerferzug zu sehen ist". Wenn nun schon nicht das Datum, so steht doch die neue Aufgabe Stauffenbergs fest: Er wird Bereiteroffizier.
Da ist er in jugendlichem Idealismus Soldat geworden, um „exakte Planungsarbeit" zu leisten, „Menschen zu formen", „Verantwortung im Dienste der Allgemeinheit zu tragen", und nun sieht er sich vor die Aufgabe gestellt, „täglich vier Pferde zu reiten", also eine prosaische Tätigkeit zu verrichten, wie sie gemeinhin den Reitknechten der Gestüte und Rennställe zufällt. Doch mit derlei Erwägungen scheint er sich nicht belastet zu haben. Er tut – wie Scheurig schreibt – „hingebungsvoll zwei Jahre Dienst". Dabei gilt laut Kramarz „seine Neigung besonders der Dressur", und Christian Müller ergänzt, seine „Reiterbegabung" habe sich in Hannover zu einer „eigentlichen kavalleristischen Virtuosität" entwickelt. Über diese Gemeinplätze hinaus sind aus dieser Zeit keine Besonderheiten zu berichten. Im Sinne des Widerstandes – und auch der Generalstabsausbildung – waren es ein paar verlorene Jahre, in denen der Sport eine beherrschende Rolle spielte.
Bei einer Sportveranstaltung, der obligatorischen Military im Jahre 1935, konkurrierte er erfolgreich mit den Reitern der Olympia-Equipe, und da müßte es zu einer schicksalhaften Begegnung gekommen sein: Zu dieser Equipe gehörte auch der Leutnant Heinz Brandt, der am 20. Juli 1944 – inzwischen Oberst geworden – durch die Bombe seines Kameraden Stauffenberg tödlich verletzt wurde. Zunächst aber trennten sich ihre Wege; Brandt fuhr zur glanzvollen Olympiade nach Berlin und holte sich nach hervorragenden Leistungen die Goldmedaille, während Stauffenberg sich auf die Wehrkreisprüfung vorbereiten mußte.

Zwecks Ermittlung geeigneter Bewerber für die Generalstabslaufbahn hatte sich damals jeder Offizier nach etwa zehn Dienstjahren der Wehrkreisprüfung zu unterziehen. Im Jahre 1936 war nun auch Stauffenberg an der Reihe. Er bestand die Prüfung und wurde zum 1. Oktober 1936 an die Kriegsakademie nach Berlin kommandiert. Damit vollzog sich die entscheidende Wendung in seiner Laufbahn, die einerseits den Weg ins spätere Führerhauptquartier – und damit zur Attentatsgelegenheit – bahnte, andererseits aber auch die Erkenntnisse verstellte für die technischen Grundlagen eines Sprengstoffanschlages.

Der rasche Ausbau der Wehrmacht nach 1933 hatte auch einen erhöhten Bedarf an Generalstabsoffizieren zur Folge, so daß die Ausbildungszeit von drei auf zwei Jahre herabgesetzt werden mußte. Da außerdem die qualitativen Anforderungen reduziert wurden, sank zwangsläufig das vordem weltberühmte Leistungsniveau. Vielleicht liegen hierin schon die tiefsten Wurzeln für das Mißlingen des Attentats am 20. Juli und für das Scheitern des Staatsstreiches.

Über die Qualifikation Stauffenbergs als Absolvent der Kriegsakademie schweigen sich seine Biographen weitgehend aus. Sie begnügen sich durchweg mit der Feststellung, daß er, am 1. Januar 1937 zum Rittmeister befördert (Scheurig verlegt dieses Ereignis in das Jahr 1938), nach Beendigung der Ausbildung im Sommer 1938 zur 1. leichten Division nach Wuppertal versetzt wurde, und zwar als Ib, als „zweiter Generalstabsoffizier". Offenbar hatte er die Befähigung für die Position des „ersten Generalstabsoffiziers (Ia) nicht überzeugend nachgewiesen.

Wohlwollende Literaten versuchen zwar, die zweitklassige Verwendung dieses „erstklassigen" Offiziers noch als Auszeichnung darzustellen. Doch eindeutige Passagen aus vorliegenden Dokumenten lassen den wahren Sachverhalt erkennen. Wenn auch Eberhard Finkh ausgesagt hat, auf der Akademie sei Stauffenberg Hörsaalprimus gewesen und von Kameraden im Scherz „der neue Schlieffen" genannt worden, dann äußern sich seine Vorgesetzten weniger positiv. So findet Christian Müller in einer vom März 1938 datierten Kritik einer Arbeit Stauffenbergs folgende Anmerkungen des korrigierenden Generalstabsoffiziers: „Ich kann die (von Stauffenberg ausgearbeitete) Lage nicht als brauchbar bezeichnen . . . Auch die 2. Übungslage ist

nicht brauchbar . . . Die gesamte Anlage macht den Eindruck der Flüchtigkeit. Die Gliederung ist unzweckmäßig . . . " Das ist nach den im deutschen Offizierskorps gültigen Begriffen und Maßstäben eine geradezu deklassierende Beurteilung! Wenn aber Müller sogar hier noch eine Bestätigung für Stauffenbergs „hohe Begabung" herausliest, dann läßt sich dieser Meliorationsversuch nur dadurch erklären, daß der eidgenössische Autor über derartige Interna der deutschen Wehrmacht unzureichend informiert ist. Er kann jedoch internationaler Zustimmung sicher sein, wenn er darauf hinweist, daß Stauffenberg sich damals allzusehr „mit seiner privaten Studie über die Heereskavallerie beschäftigt und dabei wahrscheinlich den dienstlichen Belangen nicht die nötige Aufmerksamkeit gewidmet hat". Diese Zersplitterung der Kräfte beweist, daß ihm die grundlegenden Prinzipien generalstabsmäßiger Arbeit noch nicht geläufig waren – vielleicht infolge der verkürzten Ausbildungszeit.

Immerhin, er hat es geschafft; er hat das Klassenziel der Kriegsakademie erreicht. Nun geht er nach Wuppertal an die Arbeit. Die unbeschwerte Reiterzeit, seine „goldgelbe Periode" ist zu Ende.

Nach Abschluß der „Lehre" muß Stauffenberg sich noch einige Jahre als „Geselle" bewähren, ehe er als „Meister" in den Generalstab versetzt werden kann. Nach übereinstimmenden Bekundungen seiner Vorgesetzten und Kameraden hat er sich der neuen Aufgaben in glänzender Weise entledigt. „Er war ein guter Ib." Das ist der Tenor aller Berichte über seine Dienstzeit bei der 1. leichten Division, sei es in der Friedensgarnison Wuppertal, sei es bei der ersten Bewährungsprobe im Sudetenland, sei es bei Kriegseinsätzen in Polen und Frankreich.

Doch die Position des Ia, des Primus inter pares, blieb ihm versagt, auch dann noch, als diese Stelle im Februar 1940 frei wurde und jedermann in der Division mit seinem Aufrücken rechnete. Im Sinne des Widerstandes eine glückliche Fügung; denn als Ia wäre er wohl auf absehbare Zeit bei der Truppe geblieben, wäre ihm der Vorstoß in die höchste Sphäre der militärischen Hierarchie nicht gelungen. Es sei dahingestellt, ob er an höherer Stelle bereits damals für eine andere Verwendung vorgemerkt war; jedenfalls erfolgte im Mai 1940 seine Versetzung in die Organisationsabteilung des Generalstabes, dem er nun endgültig angehörte. Er war „Meister" geworden. Dafür mußte er

– nunmehr Hauptmann i. G. – auf die exklusive Rangbezeichnung „Rittmeister" verzichten. Er verzichtete auch – in Umkehrung eines stolzen Römerwortes – auf den ersten Platz in „Mantua" und begnügte sich mit der Rolle des Zweiten in „Rom".
Dieses Rom, der Generalstab, das ist die Schaltstelle der Wehrmachtführung, das Zentrum des deutschen Kriegspotentials. Hier fallen naturgemäß weit bedeutendere Entscheidungen als in den Stabsquartieren der Frontdivisionen und Armeekorps. – Wohl ist Stauffenberg hier nur einer unter vielen Gleichgestellten; wohl hat er keine Befugnis, selbst die Schalthebel zu betätigen. Doch hier hat er Gelegenheit, zahlreiche Persönlichkeiten von hohem militärischem Rang kennenzulernen. Seine Position gegenüber diesen Gesprächs- und Verhandlungspartnern verbessert sich nicht unwesentlich, als er im April 1941 zum Major befördert wird und in die Rangklasse der Stabsoffiziere aufsteigt. Bald reichen seine dienstlichen Pflichten weit hinaus über die Reichsgrenzen bis ins Hinterland der Front, wo er mit den Stäben und den Befehlshabern persönlich Kontakt aufnehmen kann – im Sinne des Widerstandes eine überaus wichtige Tatsache, die sich im Falle eines Staatsstreiches günstig auswirken müßte.
Noch ist es nicht soweit. Aus welchen Gründen auch immer – im Februar 1943 wird Stauffenberg kurz nach seiner Beförderung zum Oberstleutnant nach Nordafrika versetzt, als Ia einer Frontdivision. Kein Gedanke mehr an Widerstand, Staatsstreich und Attentat – falls er je dergleichen ernsthaft in Erwägung gezogen haben sollte. Denn von hier, aus dem Kampfgebiet um Tunis, führt kein Weg nach Rastenburg ins Führerhauptquartier, eher schon nach Texas oder Kanada in die PoW-Camps der Anglo-Amerikaner. Doch Stauffenberg gerät nicht in Gefangenschaft; er gerät in die Geschoßgarben alliierter Jäger und kehrt als Schwerverwundeter wieder nach Deutschland zurück. Aus strittigen Gründen stellt er dann selbst seine Widerstands-Chancen noch einmal in Frage, als er sich – wenn auch vergeblich – um erneute Frontverwendung bemüht. Doch danach gibt es kein Hindernis mehr: Sein Ruf als brillanter Generalstabsoffizier und die in den letzten Jahren geknüpften Beziehungen verschaffen ihm die Position bei Olbricht im Allgemeinen Heeresamt und schließlich die Ernennung zum Chef des Stabes bei Generaloberst Fromm. Nach knapp zwei Wochen Einarbeitung durch seinen

Vorgänger übernimmt er unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst am 1. Juli 1944 offiziell sein Amt. Nun hat er Zutritt zu Hitlers Lagebesprechnungen und damit die Chance zum Vollzug eines Attentates!

Eine alte und oft bestätigte Lebensweisheit besagt, daß verpaßte Gelegenheiten nicht wiederkehren. Im Falle Stauffenberg ist eine Ausnahme von dieser Regel festzustellen: Sobald er die erste Chance ausgelassen hat, bietet sich ihm schon bald und ohne sein Zutun die nächste an, bis er sich endlich zuzugreifen, zu handeln traut.

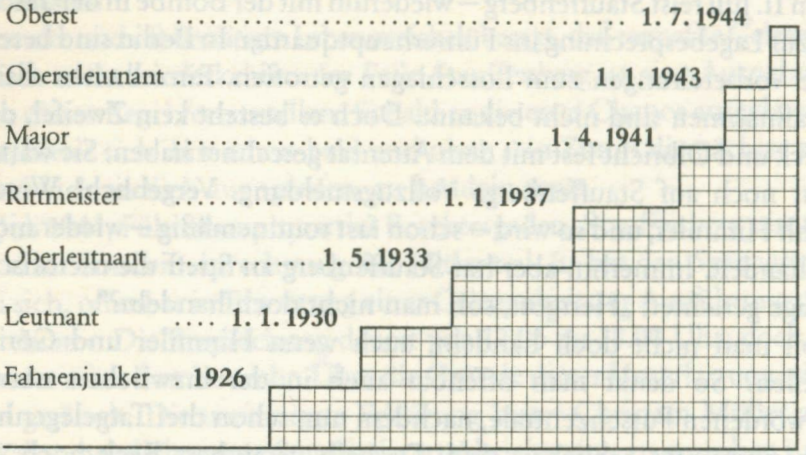
6. Juli 1944, Führerhauptquartier Berchtesgaden. Stauffenberg nimmt an einer Sonderbesprechnung mit Hitler teil. Er hat den Sprengstoff bei sich, offenbar in Erwartung einer Gelegenheit zur Ausführung des Attentates. Die Besprechung dauert von 17.05 bis 18.00 Uhr; doch er zündet seine Bombe nicht. Über die Gründe dieser Unterlassung wird viel gerätselt. Die unsinnigste Erklärung bietet Christian Müller an: „Wahrscheinlich war es Stauffenbergs Absicht, sich zu erproben und . . . die Gegebenheiten genau zu rekognoszieren." Nonsens! Kein vernünftiger Mensch hätte in diesem Falle den Sprengstoff mitgenommen und sich dadurch der Gefahr der Entlarvung ausgesetzt.

Dann wird auch Berthold Stauffenberg zitiert: „Am liebsten hätte mein Bruder das Attentat bei einer Lagebesprechung ausgeführt, bei der auch der Reichsführer-SS und der Reichsmarschall zugegen wären." Am 6. Juli waren aber Himmler und Göring nicht dabei. Doch auch diese Erklärung ist unglaubwürdig: Bei keinem der früheren Attentatsversuche ist je die Rede davon gewesen, daß diese beiden Paladine gleichzeitig mit ihrem Führer exekutiert werden müßten – weder bei Erich Kordt im November 1939 noch bei Schlabrendorff-Tresckow am 13. März 1943, noch bei Breitenbuch am 11. März 1944. Auch Bussche und Kleist, die ja anläßlich der Uniformvorführung Hitler bis zur Detonation ihrer Bombe „umarmen" wollten, hatten die Anwesenheit Görings und Himmlers nicht zur Bedingung gemacht. So bleibt nur eine akzeptable Erklärung übrig: Stauffenberg hatte wohl geplant, am 6. Juli die Bombe auszulösen, konnte sich aber trotz günstiger Voraussetzungen im entscheidenden Augenblick nicht zur Tat entschließen, da ihm das persönliche Risiko zu hoch erschien.

Kaum ist diese Chance verpaßt, da bietet sich schon die nächste Tatgelegenheit: Sechs Stunden später findet eine zweite Sonderbespre-

chung statt. Doch auch diesmal unterläßt Stauffenberg die Zündung, und auch diesmal findet sich keine plausible Erklärung für seine Passivität. War es wieder eine psychische Hemmung?
Am 11. Juli reist Stauffenberg – wiederum mit der Bombe in der Tasche – zur Lagebesprechung ins Führerhauptquartier. In Berlin sind bereits die Vorbereitungen zum Losschlagen getroffen. Einzelheiten dieser Maßnahmen sind nicht bekannt. Doch es besteht kein Zweifel, daß Beck und Olbricht fest mit dem Attentat gerechnet haben. Sie warten nur noch auf Stauffenbergs Vollzugsmeldung. Vergeblich! Wieder fehlt Himmler, und so wird – schon fast routinemäßig – wieder nicht gehandelt. Immerhin aber hat Stauffenberg an Stieff die rhetorische Frage gerichtet: „Herrgott, soll man nicht doch handeln?"
Soll man nicht doch handeln, auch wenn Himmler und Göring fehlen? So denkt man offenbar auch in der inzwischen nervös gewordenen Putschzentrale, nachdem nun schon drei Tatgelegenheiten ungenutzt geblieben sind. Deshalb vereinbart Beck noch am selben Abend mit Stauffenberg, „daß der nächste Versuch ohne Rücksicht auf Himmlers (und Görings) Abwesenheit gemacht werden müßte". – Als Stauffenberg am 15. Juli wieder eine Chance erhält und zum inzwischen nach Rastenburg verlegten FHQ fährt, da weiß er, daß Olbricht um 11.00 Uhr die Walküre-Einheiten alarmieren und nach Berlin, gegen Hitler, in Marsch setzen wird, im festen Vertrauen darauf, daß er, Stauffenberg, diesen Hitler während der Lagebesprechung töten wird. Olbricht handelt genau nach Absprache; doch Stauffenberg kann sich auch diesmal nicht zum Vollzug entschließen, angeblich wegen unzumutbarer Gefährdung seiner Person, da er, wie sein Bruder Berthold später aussagte, „selbst habe Vortrag halten müssen". Die Fadenscheinigkeit dieser Ausrede wird bewiesen durch die Tatsache, daß er während der anschließenden Sonderbesprechung ebenfalls untätig geblieben ist. – Wieder ein Tag mit zwei nutzlos vertanen Chancen! Doch das Schicksal läßt sich nicht entmutigen; es gibt dem Zauderer schon fünf Tage später Gelegenheit, das immer wieder Versäumte nun endlich nachzuholen.
Am historisch so bedeutsamen 20. Juli 1944 fliegt der Oberst Claus Graf Schenk v. Stauffenberg wieder nach Rastenburg. Es ist die letzte Etappe seines langen Weges in die Chance. Heute wird er das Attentat ausführen, koste es, was es wolle!

## Stauffenberg: Laufbahn




| | |
|---|---|
| 1926 | Eintritt als Fahnenjunker ins RR 17 Bamberg |
| 1927–1928 | Infanterieschule Dresden |
| 1928–1929 | Kavallerieschule Hannover |
| Ende 1929 | zurück zum RR 17 Bamberg |
| Nov. 1930–Febr. 1931 | Geschützführer-Lehrgang Döberitz |
| März 1931 | Zugführer des Minenwerferzuges RR 17 |
| 1933 | Kavallerieschule Hannover, Bereiteroffizier |
| September 1936 | Englandreise |
| 1. 10. 1936 | Versetzung zur Kriegsakademie |
| 15.–24. 6. 1938 | Abschlußreise der Kriegsakademie |
| Sommer 1938 | Ib bei der 1. Leichten Division Wuppertal |
| 4. 10. 1938 | Einsatz im Sudetenland beginnt |
| 16. 10. 1938 | zurück nach Wuppertal |
| September 1939 | Einsatz in Polen beginnt |
| Januar 1940 | Aufnahme in den Generalstab; „Hauptmann i. G." |
| 10. 5. 1940 | Einsatz in Frankreich beginnt |
| Ende Mai 1940 | Versetzung in den Generalstab, Org. Abteilung |
| Februar 1943 | Versetzung zum Afrikakorps |
| 7. 4. 1943 | Verwundung bei Tiefffliegerangriff |
| 1. 10. 1943 | Versetzung zum AHA (Olbricht) |
| 1. 7. 1944 | Ernennung zum Chef des Stabes bei Fromm (BdE) |

Gegen 12.30 Uhr ist es soweit. Er hat seine psychische Ladehemmung überwunden – die eigentliche Ursache seines bisherigen Versagens – und zerdrückt die Säureampulle des Zünders. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Er geht zur Lagebaracke und stellt die Aktentasche mit der Bombe unter den Kartentisch: er entfernt sich unter einem Vorwand; er wartet draußen die Detonation ab; er besteigt das bereitstehende Auto; er passiert mit Hilfe glücklicher Zufälle die Torwachen; er fährt zum Flugplatz; er startet um 13.15 Uhr nach Berlin, nicht ahnend, daß Hitler den Anschlag überstanden hat und nun schon die ersten Maßnahmen befiehlt, die auch den nur zaghaft anlaufenden Staatsstreich nach wenigen Stunden scheitern lassen.
Diese wenigen, nüchternen Tatsachen bilden den Kern der umfangreichen, zum Heldenepos hochstilisierten Stauffenberg-Literatur. Chronisten, Historiker und Biographen sollten sich mehr als bisher unvoreingenommen mit der Frage befassen, aus welchen Gründen der Weg Stauffenbergs trotz aller ihm in geradezu verschwenderischer Fülle gebotenen Chancen schließlich in eine vernichtende Katastrophe führte – in den totalen Untergang des Widerstandes.

## DER UMFALL
### Stauffenbergs Hinwendung zum Widerstand

Entschluß und Gelegenheit sind die beiden unabdingbaren Voraussetzungen für jede Tat, auch für ein Attentat. Es ist bereits an anderer Stelle dargelegt worden, daß der Oberst Graf Stauffenberg auf Grund seiner dienstlichen Position hinreichend Gelegenheit zum Handeln hatte. Wie aber ist es zum Entschluß gekommen?
Wie Millionen andere Deutsche hatte zunächst auch ihn die nationale Begeisterung mitgerissen. Doch seine Sympathie für das Neue ließ in der Folgezeit schon recht bald nach. Seinen Aussprüchen nach zu urteilen, machte er bereits vor dem Sommer 1943 zahlreiche Anläufe zum Opponieren; doch genau so wie seine Sympathie blieb auch diese Antipathie nicht konstant. Er konnte sich nie entschließen, seinen Worten die entsprechenden Taten folgen zu lassen.

Schon „sehr bald nach der Machtergreifung" lehnte er als „Aristokrat die plebejische Komponente der nationalsozialistischen Revolution deutlich und in sehr prononcierter Weise ab", meint Christian Müller und stellt einschränkend fest, daß diese Ablehnung auf einem „ästhetischen, nicht prinzipiellen Argument" basierte.
Als Anfang 1934 das NS-Hoheitsabzeichen von der Reichswehr als Uniformattribut übernommen wurde, da soll er „sehr ernst" die Frage aufgeworfen haben, „ob dieser Maßnahme nicht schlimme Dinge folgen könnten".
Am 30. Juni 1934 folgte tatsächlich ein „schlimmes Ding", und Joachim Kramarz registriert einerseits Stauffenbergs augenblickliche „Befriedigung" über die Klärung der Lage, anderseits aber auch die Vorahnung einer „unheilvollen Entwicklung". Pro und Contra halten sich noch die Waage. Nicht für lange: Sein Eskadronschef berichtet, daß er in den Tagen nach der Röhmaffäre mit Stauffenberg die „Möglichkeit einer gewaltsamen Beseitigung des NS-Systems erörtert" habe. Und laut Christian Müller vermochte die „Bartholomäusnacht" vom 30. Juni bei ihm „das Aufflackern eines Widerstandsgeistes zu bewirken".
Nach dem Tode Hindenburgs wurde die Reichswehr wieder – wie vor der Revolution – „auf die Person des militärischen Dienstherrn" vereidigt. Dies war aber keineswegs eine Erfindung Hitlers, sondern die Fortsetzung der vom Weimarer Provisorium unterbrochenen Tradition. Offenbar in Unkenntnis dieser historischen Zusammenhänge reagierte Stauffenberg jedoch negativ; er soll „ärgerlich auf den Boden gestampft" und gesagt haben: „Auch das noch!" Immerhin eine Unmutsäußerung, wenn auch kein Beweis für aufflackernden Widerstandsgeist!
Doch dann wird es ernster: Seit 1936 – so schreibt Peter Hoffmann – befaßte er sich immer mehr mit dem Gedanken, „wie und wo ein Durchbruch geschehen könnte", und Anfang 1939 sprach er „gegenüber einem Freund zum ernstenmal offen von Umsturzplänen und -möglichkeiten". Es war ein schnell verflackerndes Strohfeuer: Im Spätherbst des gleichen Jahres lehnte er ein Eingreifen gegen das Regime mit der Begründung ab, „daß er noch nicht soweit sei".
Über seine Geisteshaltung im Winter 1939/40 verzeichnet der Chronist keinerlei Besonderheiten bezüglich etwaiger Widerstands-

tendenzen, obwohl gerade damals der Widerstand gegen die geplante Westoffensive die Diskussion der deutschen Militärs beherrschte. Der Verlauf dieser Offensive im Mai und Juni 1940 entfachte seine Begeisterung und erstickte jeden Gedanken an Widerstand – nicht nur bei Stauffenberg.

Für die vagen und weltfremden Umsturzpläne der Gruppe um Moltke und Yorck hatte er nichts übrig. „Zuerst müssen wir den Krieg gewinnen." Das war im Februar 1942 und klingt schon wie drohendes Murren. Etwa zur gleichen Zeit antwortet er auf die Frage, was geschehen könne, um die Maßlosigkeit Hitlers einzudämmen: „Es gibt nur eine Lösung. Sie heißt töten." Hat er sich nun endgültig zum Kampf gegen Hitler entschlossen?

Kramarz läßt daran keinen Zweifel mehr: „Während der zweiten Hälfte 1942 rang sich Stauffenberg zu der Überzeugung durch, daß die politische und militärische Lage Deutschlands nur durch ein rücksichtsloses Vorgehen gegen Hitler selbst geändert werden könne." Was aber verstand er damals unter „rücksichtslosem Vorgehen"? Erst im Herbst 1942 drückte er sich ganz klar und eindeutig aus: „Es kommt nicht darauf an, ihm die Wahrheit zu sagen, sondern es kommt darauf an, ihn umzubringen, und ich bin dazu bereit." Dieses theatralisch-dramatische Bekenntnis wird von vielen Autoren zitiert und dürfte authentisch sein. Doch mit seiner Glaubwürdigkeit sieht es schlecht aus.

Wenn es mehr gewesen wäre als ein impulsiver Zornausbruch, dann hätte Stauffenberg jetzt unverzüglich mit der Planung und Vorbereitung des angekündigten Attentates begonnen. Doch statt dessen hat er versucht, oder soll er versucht haben, die Generalität zu einer „Erhebung zu überreden". Wer denkt da nicht an den Hannemann, der wieder einmal vorangehen soll! Sein Biograph Christian Müller freilich argumentiert ganz anders: „Nichts wäre sinnloser . . . gewesen als ein isoliertes Attentat." Ein durchsichtiger Exkulpationsversuch ohne logische Substanz! Stauffenberg hatte sich bereit erklärt, Hitler „umzubringen". Dazu aber bedurfte es gründlicher Vorbereitungen. Warum sollte er diese aufschieben, bis die Generale zum Revoltieren bereit waren? Was – außer Mangel an Tatbereitschaft – hinderte ihn daran, schon jetzt eine Tatgelegenheit zu erkunden, die Ladungsmenge der Bombe zu ermitteln, den Sprengstoff und die Zünder zu

beschaffen, auch wenn er ein „isoliertes" Attentat für sinnlos hielt? (Übrigens hielten andere Frondeure dies durchaus nicht für sinnlos. Weder Gerstenmaier und Schulenburg mit ihrer Offizierskompanie, noch Rittmeister Graf Waldersee, Hauptmann Graf Schwerin und Major v. Voß hatten die von ihnen geplante Ermordung Hitlers mit Putschplänen kombiniert.)

Stauffenberg hat also durch Unterlassung jeglicher Vorbereitungen den Beweis erbracht, daß er im Herbst 1942 nicht zum persönlichen Einsatz bereit war!

Die Versetzung nach Afrika im Februar 1943 müßte eigentlich allen Widerstandsgedanken ein Ende gemacht haben. Doch da gibt es eine vielsagende Bekundung seines Divisionskommandeurs: „Schon damals tauchte bei Stauffenberg der Gedanke einer gewaltsamen Änderung der Machtverhältnisse auf." Angesichts ihres utopischen Charakters kann man solchen Worten keine praktische Bedeutung zumessen. Es handelte sich dabei um reine Konversation zweier Offiziere, die nur noch Gefangenschaft oder Soldatentod zu erwarten hatten. Denn die Tage des ruhmreichen Afrikakorps waren gezählt.

Doch Stauffenberg hatte Glück im Sinne des Widerstandes: Da er infolge schwerer Verwundung nach Deutschland verlegt wurde und so der Gefangenschaft entging, erhielt er die Chance, den Kampf gegen Hitler tatsächlich aufzunehmen – falls er dazu entschlossen gewesen wäre. Gerade dies aber ist zu bezweifeln! Andernfalls hätte er, dem Rat der Grafen Üxküll und Schulenburg folgend, den Versuch gemacht, in eine einflußreiche Position zu gelangen, statt sich um erneute Frontverwendung zu bewerben! Man mag dieses Gesuch als heroisch-pathetische Geste abtun; man mag es – wie General Zeitzler – ernst nehmen; man muß es als Tatsache akzeptieren: Stauffenberg hat auf die Gelegenheit zu effektiver Widerstandstätigkeit verzichtet! Dieser Verzicht wird nur dann begreiflich, wenn man unterstellt, daß er noch nichts gesehen, nichts gehört, nichts erlebt hatte, was ihn, abgesehen von der militärischen Situation, auch moralisch zum Widerstand veranlassen konnte.

Andere Mitglieder der Verschwörung sollen mehr gehört, mehr gesehen, mehr erlebt haben: Der spätere General Stieff gibt seine Erlebnisse und Beobachtungen 1939 in Polen als Grund an für seine Wandlung vom Nationalsozialisten zum Widerständler; Oberst Graf

Strachwitz nennt das drakonische Durchgreifen der Einsatzgruppen in Rußland, und Hauptmann Axel v. d. Bussche eine Massenerschießung ukrainischer Juden in Dubno als Widerstandsmotiv. In diesen wie auch in vielen anderen Fällen nehmen die Frondeure ganz bestimmte Vorkommnisse zum Anlaß, um sich den Bindungen des Fahneneides zu entziehen, um sich dem Widerstand gegen Hitler anzuschließen.

In der Stauffenberg-Literatur fehlen derart konkrete Angaben. Auschwitz und Endlösung der Judenfrage, heutzutage nicht nur dem NS-Regime, sondern – ohne jede Berechtigung – dem ganzen deutschen Volk zur Last gelegt, werden nicht einmal am Rande erwähnt und können nicht den Ausschlag gegeben haben, als Stauffenberg sich irgendwann zwischen Mai und Oktober 1943 vom Saulus zum Paulus wandelte. Es muß aber für diesen Damaskus-Effekt einen auslösenden Faktor gegeben haben.

Die Hinweise seiner Biographen auf ethische Beweggründe vermögen nicht zu überzeugen: Aus katholisch-konfessionell geprägter Moral wird man nicht zum Bombenleger. (Hierüber mehr in einer Erörterung an anderer Stelle.)

Auch der oft zitierte „Ruf des Gewissens" scheidet als Motivation aus. Denn bei vielen früheren Anlässen hat sich das Gewissen Stauffenbergs nicht geregt. Unter bewußtem Verzicht auf andere Beweise sei hier nur daran erinnert, mit welcher Gewissenlosigkeit er sich um den Kriegseinsatz russischer Hilfstruppen an der Ostfront bemüht hat. Gerade ihm muß der völkerrechtlich bedenkliche Status der in deutschen Diensten kämpfenden Turk- und Kosaken-Einheiten bekannt gewesen sein; war doch sein Bruder Berthold auf dem Gebiet des Kriegs- und Völkerrechts ausgebildet und tätig! Hat er nie an das Los dieser Ostfreiwilligen im Falle einer deutschen Niederlage gedacht? Hat er nie daran gedacht, daß sie dann als Landesverräter und Deserteure behandelt, erschossen, erschlagen, erhängt würden? Hätte er in Anbetracht des bolschewistischen Fanatismus nicht voraussehen müssen, was dann nach Kriegsende tatsächlich geschehen ist? Da wurden Tausende dieser Kosaken mitsamt ihren Frauen und Kindern von britischen Soldaten unter brutalen Mißhandlungen zusammengetrieben, an die Rote Armee ausgeliefert und liquidiert. Ihr Kommandeur, General Helmuth v. Pannwitz, ist bei diesem Massaker ebenfalls ermordet worden.

Ob Stauffenberg nun in Unkenntnis handelte oder ob er dieses völkerrechtliche Problem bagatellisierte – er konnte sich nicht auf höheren Befehl berufen: Hitler selbst hatte die Aufstellung solcher Kampfverbände zunächst verboten, später, auf Druck der Frontkommandeure, nur widerwillig geduldet, so daß Stauffenberg und andere gleichgesinnte Offiziere gewisse Tricks anwenden mußten, als sie die Anwerbung und Einstellung von russischen Freiwilligen auch weiterhin betreiben wollten, um die Kampfkraft der Wehrmacht zu stärken. Hierfür gibt es also keine ethischen, sondern nur militärische Rechtfertigungsgründe. Stauffenbergs Sekundanten könnten allenfalls auf das verhängnisvolle Eingeständnis des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg im August 1914 verweisen: „Wir taten Unrecht, aber Not kennt kein Gebot." Sie kennt auch kein Gewissen!
Wenn also nicht das Gewissen – was hat ihn dann tatsächlich zum Widerstand gegen seinen bisher bedingungslos respektierten obersten Kriegsherrn veranlaßt? Historiker und Stauffenbergs Sympathisanten tun sich recht schwer, wenn sie mit dieser Frage konfrontiert werden. Kramarz zieht sich aus der Affäre, indem er die Frage einfach umgeht: „Olbricht stellte ihn vor die Entscheidung, ob er sich für die bereits in Gang befindlichen Staatsstreichpläne ... zur Verfügung stellen wollte. Stauffenberg sagte zu."
Auch Scheurig verzichtet auf Angabe von Gründen: „Wenn jetzt der Widerstand etwas brauchte, so nichts dringlicher als neuen Auftrieb. Stauffenberg war entschlossen, ihm diesen Auftrieb zu geben."
Sogar der fleißige Peter Hoffmann begnügt sich mit der lapidaren Feststellung: „Er fuhr anschließend an seinen zweiten Besuch (August 1943) in Bamberg wieder nach Lautlingen, wo er sich mit seinem Bruder Berthold und mit Professor Fahrner besprach. Nun wurde Stauffenberg zum hauptsächlichen Motor der Attentatsversuche vom Herbst 1943 bis zum 20. Juli 1944." Punktum!
Kaum mehr trägt schließlich Christian Müller zur Aufklärung bei: Stauffenberg sei vom Grafen Üxküll für die Konspiration gewonnen worden und Mitte August mit Olbricht zusammengetroffen. „Olbricht bat ihn um seine Teilnahme an der Konspiration. Stauffenberg sagte sofort zu; denn die Verbrechen und die Sinnlosigkeit von Hitlers Kriegsführung waren nicht weiter zu tolerieren." Hier findet sich zwar die Andeutung eines Motivs, keineswegs aber eine präzise Antwort auf

die Kardinalfrage. Stauffenberg hat doch wohl nicht erst im Sommer 1943, also nach seinem Gesuch auf erneute Frontverwendung, die „Sinnlosigkeit von Hitlers Kriegsführung" erkannt. Oder ist in der Zeit zwischen seinem Gesuch und seinem Widerstandsentschluß etwas Besonderes vorgefallen? Ist ihm da etwas bekannt geworden, was ihn veranlaßte, seine Frontpläne aufzugeben und der Fronde beizutreten?

Da aus der Literatur kein einleuchtender Grund zu ersehen ist, muß man sich zur Ermittlung des auslösenden Faktors mit Kombinieren behelfen:

Stauffenberg ist mittlerweile 35 Jahre alt geworden; er hat dreizehn Jahre Offiziersdienst hinter sich und hinreichend Anlaß, eine Zwischenbilanz zu ziehen. Es sieht da gar nicht nach Glanz und Gloria aus, wenn er an die Zukunft denkt. Was hat er denn zu erwarten?

Als Oberstleutnant i. G. ist er nur einer unter vielen Gleichrangigen, ein Rädchen im großen Räderwerk, wenn auch ein sehr wichtiges Rädchen als Stabschef im Allgemeinen Heeresamt. Zudem hat er – nicht zuletzt infolge guter Beziehungen – einige Aussicht auf weiteres Avancement. So weit, so gut! Doch derlei Erwägungen werden überschattet vom Zeitgeschehen, von der Kriegslage, die er besser zu beurteilen vermag als Millionen andere, die immer noch auf den Endsieg hoffen. Er aber weiß, daß es bestenfalls gelingen kann, einen passablen Verhandlungsfrieden und den Fortbestand des Deutschen Reiches zu erkämpfen. Kein Gedanke mehr an die Zerschlagung oder auch nur Zurückdrängung der Sowjetunion, an eine zukunftsträchtige Ausweitung nach Osten. Mithin wird es künftig hierzulande viel bescheidener zugehen – nicht nur in der Außenpolitik, sondern auch auf dem militärischen Sektor. Was aber wird dann aus ihm, dem schwerversehrten Offizier?

In den hohen oder gar höchsten Regionen der militärischen Hierarchie gibt es dann schwerlich einen Platz für ihn. Denn bei der Umstellung der Wehrmacht auf Friedensstärke kommen zunächst einmal die berühmten Generale der ersten Garnitur zum Zuge, wie Manstein, Guderian; dann auch die vielen hochdekorierten Frontoffiziere, die Eichenlaub- und Schwerterträger. Wie steht er dann da mit seinen vierzehn Tagen Ib-Dienst im Westfeldzug und mit den kümmerlichen zwei Monaten als Divisions-Ia in Afrika? Wird man

ihn dann nicht mit amtlich bescheinigtem „Dank des Vaterlandes" nach Hause schicken und mit wirtschaftlicher Versorgung – Pension oder Rente – im wahrsten Sinne des Wortes „abspeisen"? Soll er, der geniale Nachkomme Gneisenaus, der doch nach Ansicht der Biographen „ein würdiger Nachfolger der Feldmarschälle Moltke und Schlieffen zu werden versprach", künftig in dumpfer Mittelmäßigkeit als „Pfründner" dahinleben? Ein unerträglicher Gedanke!

„Seit seiner frühen Jugend hatte er das Gefühl der Bestimmung zu etwas Außerordentlichem", berichtet außer anderen auch Peter Hoffmann; „Er fühlte sich einer Elite zugehörig", und anscheinend haben seine Erzieher versäumt, den jungen Grafen zu belehren, daß zu solcher Überheblichkeit kein Grund vorliege. Im Gegenteil: Wenn der Dichter Rainer Maria Rilke die Brüder Stauffenberg als „vielfach künftige Knaben" pries, dann mußte ihnen das gekünstelte Bla-Bla dieses berühmten Mannes doch als Bestätigung ihrer außerordentlichen Qualität erscheinen.

Nach seiner Verwundung und Genesung tritt dieses Elitebewußtsein noch stärker hervor: Jetzt hat er das Gefühl, „er müsse etwas tun, um das Reich zu retten". Was soll man wohl denken, wenn ein junger, politisch völlig unerfahrener Offizier solch hochtrabende Worte von sich gibt? „Ein Stück dämonischen Machtwillens", meint der gut informierte Gerhard Ritter. Andere Bekannte hielten seinen „verzehrenden Tatendrang" gewiß nicht ohne Grund für Ehrgeiz. War es vielleicht krankhafter Ehrgeiz? Aus welchem Grunde verweist Peter Hoffmann gerade in diesem Zusammenhang auf die Aussage Sauerbruchs, Stauffenberg habe seit seiner Verwundung ein Geschoß im Hinterkopf gehabt? War das Absicht des Autors oder nur Zufall?

Angesichts dieser und vieler anderer Indizien für eine mehr oder minder stark ausgeprägte Profilneurose Stauffenbergs bietet sich eine durchaus akzeptable Schlußfolgerung an:

Im Frühsommer 1943 gelangte Stauffenberg zu der bitteren Erkenntnis, daß er gewissermaßen am Ende sei. Er sah keine Chance mehr, seine Talente zu entfalten, seine ehrgeizigen Pläne zu realisieren, um durch überragende Taten seinen Namen ins Geschichtsbuch einzutragen, sei es als schlachtenlenkender Feldherr, sei es als Staatsmann. (Es wird in einer besonderen Abhandlung dargelegt, wie weit sein Ehrgeiz auch in dieser Richtung tatsächlich ging.) Statt dessen mußte er dem

Schicksal noch dankbar sein, daß er im Allgemeinen Heeresamt ein neues Arbeitsfeld fand, wenn auch nur als „Büro-Offizier". Ohne sonderliche Begeisterung, mehr wohl mit Verdrossenheit, meldete er sich bei seinem neuen Chef, bei General Olbricht, und der bot ihm nun aus heiterem Himmel die langersehnte große Chance seines Lebens an!

Denn hier fand er einen Kreis von Männern, die seit Jahren schon etwas „Besonderes" planten, die schon weitgehend einen Staatsstreich vorbereitet hatten, die nur auf die Gelegenheit zum Losschlagen warteten, jetzt aber durch das Ausscheiden des Generalmajors Oster in Schwierigkeiten geraten waren: Sie brauchten einen Mann, der den einfallsreichen, energischen und gewandten Oster ersetzen konnte; sie glaubten in Stauffenberg einen solchen Mann gefunden zu haben.

Es waren keine „Pfründner und Teppichleger", wie Stauffenberg einmal voll Erbitterung die Generale aus der Umgebung Hitlers genannt hatte; es waren angesehene Persönlichkeiten von einigem Gewicht: sein früherer Divisionskommandeur Generaloberst Hoepner; sein Hörsaalkamerad von der Kriegsakademie, Oberst Mertz v. Quirnheim; der Feldmarschall v. Witzleben; der ehemalige Generalstabschef Generaloberst Beck; der Chef des AHA, General Olbricht – lauter Namen mit gutem Klang. Wenn er sich diesem Kreis anschloß, dann konnte er seiner Meinung nach „etwas tun, um das Reich zu retten". Dann konnte er zu beweisen versuchen, daß dieser ihm zugeschriebene Ausspruch nicht nur eine utopische Phrase war, sondern ein realistisches Aktionsprogramm.

Und noch etwas sprach ihn an: Er würde hier nicht irgendeiner unter vielen anderen sein; er würde vielmehr eine entscheidende Rolle spielen! Er sollte ja die Aufgaben übernehmen, die der nach Dresden verbannte Generalmajor Oster, bisher die treibende Kraft der Gruppe Beck-Olbricht, nun nicht mehr wahrnehmen konnte. Mithin würde er, Stauffenberg, selbstverständlich auch nach dem Gelingen des Staatsstreiches weiterhin an führender Stelle fungieren; er würde maßgeblich – als Minister oder Staatssekretär – an der neu gebildeten Regierung des Deutschen Reiches beteiligt sein. Unter diesem Aspekt erscheint es durchaus glaubwürdig, wenn da berichtet wird, er habe sich am 20. Juli bei einigen Telefongesprächen im Vorgriff auf die erwartete Beförderung als „General Stauffenberg" gemeldet.

So bedarf es keiner weiteren Erklärung; so ist es eigentlich ganz selbstverständlich, daß Stauffenberg nach jahrelangem Pendeln nun endlich eine klare Entscheidung trifft und das Angebot Olbrichts akzeptiert. Diesmal ist es kein schnell verflackerndes Strohfeuer; diesmal kann er nicht mehr zurück. Er hat die Schiffe hinter sich verbrannt!
Mit diesen Darlegungen wurde der Versuch unternommen, die definitive Hinwendung Stauffenbergs zum Widerstand logisch zu erklären, obwohl dieser Vorgang eigentlich unerklärlich ist. Beim biblischen Saulus bewirkte ein Lichtstrahl, ein Blitz vom Himmel, daß es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen fiel. Doch bei Stauffenberg sucht man vergebens nach dem auslösenden Faktor für seine Kehrtwendung, für seine Hinwendung zum Widerstand.

## DER GESCHÄFTSFÜHRER

Im Frühjahr 1943 mußten die Frondeure einen schweren Schlag hinnehmen: Der Generalmajor Oster wurde kaltgestellt und entging nur mit einigem Glück der Verhaftung und Aburteilung. Den Anlaß für diesen Zugriff der Justiz lieferte sein Mitverschwörer und dienstlicher Untergebener Hans v. Dohnanyi, der sich in unbegreiflichem Leichtsinn auf illegale Finanzmanipulationen eingelassen hatte. Es ging dabei um bedeutende Devisenbeträge, die verbotswidrig in die Schweiz verbracht wurden.
Wenn Dohnanyi seine Position als Sonderführer im Auslandsamt der Abwehr ausgenutzt hätte, um KZ-Häftlinge zu befreien oder Verurteilte vom Galgen loszukaufen, dann wäre das ein tapferer Akt menschlicher Hilfsbereitschaft gewesen. Es wird jedoch berichtet, daß er die abgezweigten Gelder als illegale Wiedergutmachung an einige enteignete Juden überwiesen hat. Somit handelte es sich um einen eklatanten Verstoß gegen die Grundregel jeglicher Untergrundtätigkeit, daß ein Beteiligter sich nicht der Gefahr aussetzen darf, wegen einer Nebensächlichkeit mit der Justiz in Konflikt zu geraten. Oder sind derartige Geldgeschäfte keine Nebensächlichkeit, gemessen an

den weitgreifenden Staatsstreich- und Attentatsplänen der Verschwörer? Hier liegt wieder eine dieser vernunftwidrigen Fehlleistungen dilettantischer Konspirateure vor, ein Beispiel wahrhaft schizophrener Denkweise: Einerseits will der Frondeur Oster in unbarmherziger Konsequenz 40000 deutsche Soldaten den Zielen der Fronde opfern – andererseits bringt es der Frondeur Dohnanyi nicht übers Herz, einige jüdische Geschäftsleute noch länger auf ihr Geld warten zu lassen. Gisevius findet hierzu – wenn auch in anderem Zusammenhang – die trefflichste Formulierung: „Wer einer mörderischen Tyrannei etwas im großen abringen will, muß sich den Luxus versagen, gleichzeitig im kleinen Caritas zu üben. Eines scheitert dann am anderen."

Eindeutige Textstellen der Widerstandsliteratur lassen zudem erkennen, daß Dohnanyi sich bei diesen Transaktionen nicht nur von menschenfreundlichen Motiven leiten ließ. Bisher unwidersprochen schreibt da Heinz Höhne („Wir werden am Galgen enden", Spiegel Nr. 25/69, Seite 134): „Dohnanyi hatte wiederholt mit seiner Frau Dienstreisen ins Ausland unternommen . . . und dabei Devisen in Anspruch genommen, die ihm nicht zustanden." Demnach also während des Krieges Familienausflüge eines Staatsdieners zu Lasten der Staatskasse! Und weiter: „Die Firma [Jauch & Hübener] arbeitete gelegentlich für die Abwehr . . . [und so konnte] der Sonderführer [Dohnanyi] den Kaufmann [Hübener] bitten . . . , ihm für den Ankauf einer Villa . . . ein Darlehen zu gewähren. Hübener gab ihm 40000 RM." Bei dieser Sachlage steht der mit der Untersuchung beauftragte Oberstkriegsgerichtsrat Roeder wohl nicht allein mit der Ansicht, daß es sich hier nicht um ein politisches Delikt, sondern um einen ganz ordinären Korruptionsfall gehandelt hat, zumal „Dohnanyi nach der Auszahlung des Darlehns . . . die Firma [J + H] juristisch beriet."

Im April 1943 kam es dann so, wie es kommen mußte: Dohnanyi fiel auf, und sein Chef Oster, der ihn decken wollte, wurde in den Fall verstrickt, zu seinem Glück aber nur nach Dresden „verbannt". Mit ihm verlor die Widerstandsgruppe um Beck und Olbricht gerade den Mann, der als einziger befähigt schien, die Probleme der Putschplanung zu meistern.

So standen die Dinge, als Stauffenberg auf den Plan trat. Infolge Osters Ausscheiden brauchte er nicht – wie sonst bei Novizen üblich – mit einem subalternen Rang anzufangen: Er übernahm sofort

neben dem eigentlich nur repräsentierenden Beck effektiv die Hauptrolle als „technischer Direktor", als „Geschäftsführer".
In jedem normalen Betrieb ist es selbstverständliche Aufgabe des Geschäftsführers, den Zweck des Unternehmens zu fördern. Im Gegensatz zu Kreisau und anderen Konventikeln, wo nur über die nach Hitlers Abgang zu erwartenden bzw. angestrebten Verhältnisse debattiert wurde, gab es im Widerstandskreis Beck-Olbricht einen exakt definierten Auftrag: Beseitigung Hitlers und seines Regimes. Doch bislang war man auch hier noch im Stadium der Resolutionen und Denkschriften steckengeblieben. Die bereits konzipierten Walküre-Zusatzbefehle trugen noch den Stempel des schreibfreudigen Philosophie-Generals Beck, dessen umständliche, ermüdende Akribie in der Turbulenz des Staatsstreichs nicht gerade mitreißende Wirkungen erhoffen ließ. Es war also für einen dynamischen jungen Offizier Gelegenheit genug, frischen Wind zu entfachen und dem fast eingeschlafenen Widerstand neuen Auftrieb, neuen Schwung zu geben. War der Oberstleutnant Stauffenberg in dieser Situation der richtige Mann?
Als Generalstäbler zu kritischer Lagebeurteilung erzogen, muß er erkannt haben, daß das Endziel der Fronde, die totale Veränderung der Machtverhältnisse und die revolutionäre Neuordnung des Staates nur in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Etappen zu erreichen war:
1. Ausschaltung Hitlers durch ein Attentat;
2. Beseitigung des NS-Regimes durch einen Putsch.

Der ehemalige Geschäftsführer Oster hatte mit Attentaten nichts im Sinn gehabt. An seiner Passivität war im November 1939 das Vorhaben Erich Kordts gescheitert, und in den folgenden Jahren geschah seinerseits nichts, um neue Versuche zur Exekution Hitlers anzuregen oder zu unterstützen. Die Anschläge Schlabrendorffs und Gersdorffs im März 1943 wurden ohne seine Mitwirkung vorbereitet; und als Gersdorff ihn am Vorabend des geplanten Attentates um Beschaffung eines Zünders bat, machte er nicht den geringsten Versuch, dieser Bitte nachzukommen. Es sei dahingestellt, ob er den Zünder bei einigem Bemühen hätte beschaffen können. Er hat es aber nicht einmal versucht. Er hat auch nachher nichts unternommen, um für ähnliche Fälle in Zukunft vorzusorgen.
So konnte Stauffenberg hinsichtlich der Attentatsvorbereitungen von seinem Vorgänger nicht viel übernehmen. Desto weiter aber waren

dessen Vorarbeiten für den Staatsstreich, für die zweite Etappe der Machtübernahme gediehen. Er hatte nicht nur die Walküre-Befehle für die Zwecke der Fronde sinnvoll ergänzt; er hatte auch zusammen mit Olbricht alle sonstigen Maßnahmen so weit vorangetrieben, daß sein Nachfolger Stauffenberg nur wenige Wochen brauchte, um das noch Fehlende zu ergänzen.

„Anfang November 1943 waren vom Blickpunkt Stauffenbergs die Dinge so weit gediehen und vorbereitet", schreibt Christian Müller, „daß es nur noch der Ausführung des Attentates . . . bedurfte, um die Umsturzaktion auszulösen." (In grotesker Verkennung der Proportionen schreibt er tatsächlich „nur"!) Die Richtigkeit dieser optimistischen Annahme sei einstweilen dahingestellt. Jedenfalls steht fest, daß Stauffenberg in diesem Sinne handelte und einen Attentäter zu engagieren versuchte. Eigentlich hätte es ihm gelingen müssen, einen geeigneten Offizier zu überreden. Denn „seine Stellung, die ihm eigene Rednergabe, die Kompromißlosigkeit seiner Überzeugung schlugen alle jene in seinen Bann, denen er sich offenbarte." So schwärmt Joachim Kramarz.

Seinem ersten Kandidaten, dem General Stieff, hat er sich offenbar nicht ganz offenbart; denn der ließ sich nicht in den Bann schlagen und sagte ab. Seine Motive stehen hier nicht zur Debatte; die Weigerung, einen – wenn auch politischen – Mord zu vollziehen, entspricht den sittlichen, religiösen und juristischen Grundsätzen zivilisierter Menschen und bedarf keiner zusätzlichen Motivation; sie bedarf erst recht keiner Entschuldigung. Wenn aber der vorgenannte Autor in diesem Zusammenhang mit deutlich erkennbarer Tendenz die „nackte Angst" als mögliches Motiv für das Verhalten Stieffs und der anderen Attentatsverweigerer anführt, dann sollte er auch der naheliegenden Frage nachgehen, ob eventuell Stauffenberg nur aus nackter Angst in der Zeit vom 6. bis 15. Juli 1944 mindestens fünfmal das Attentat verschoben hat.

Nach der Absage Stieffs versuchte Stauffenberg den Obersten Meichßner zu gewinnen, und als seine Offenbarungen auch hier wirkungslos verhallten, griff er wie die Rekrutenwerber des 18. Jahrhunderts zur Flasche: „Jetzt werden wir uns mal mit Meichßner unterhalten", soll er nach einem Bericht des Rittmeisters van Husen gesagt haben; nachdem er zwei Flaschen Burgunder bereitgestellt hatte, eröffnete er die

Unterredung mit Meichßner, der sich damals „mit Alkohol und anderen Reizmitteln anzustacheln pflegte", also für einen guten Tropfen durchaus empfänglich war. Trotzdem blieb auch diese unfaire Attacke Stauffenbergs erfolglos. Welchen Wert hätte übrigens eine unter Alkoholeinfluß abgelistete Zusage gehabt? Würde der überrumpelte Meichßner nicht schon am nächsten Morgen, bei klarem Kopf, die Arglist des Werbers durchschauen und erst recht nein sagen? Nun, er hat gar nicht erst ja gesagt.

Stauffenberg soll noch andere „geeignete Offiziere" zu engagieren versucht haben, und Christian Müller versäumt nicht darauf hinzuweisen, „welche Mühe, Ausdauer und Vorsicht es kostete, einen Attentäter zu suchen". Doch alle Mühe blieb vergeblich; für den Preis des eigenen Lebens fand sich niemand zur Ermordung Hitlers bereit. Nur Cäsar v. Hofacker stellte sich zur Verfügung, und es gehört zu den ungelösten Rätseln der Widerstandsgeschichte, daß Stauffenberg auf dieses Angebot seines Vetters nicht einging.

In den Reihen der Fronde brauchte Stauffenberg eigentlich gar nicht erst zu suchen. Gerade in diesen Kreisen war man zu sehr daran interessiert, das „Nachher" zu erleben. Dort drehten sich alle Debatten um den einen Pol: Was machen wir, wenn Hitler einmal weg ist? Kaum jemals wurde da ernsthaft gefragt: Wie schaffen wir ihn uns vom Halse?

General Halder vertrat nicht als einziger die Ansicht, daß diese „schmutzige Arbeit einem hohen Funktionär des Staates nicht zuzumuten" sei und daß man in anderen Ländern „damit eine Privatperson oder einen Desperado" zu beauftragen pflege. Kein Wunder, daß Stauffenbergs Werben angesichts dieser Mentalität erfolglos geblieben ist.

Einige Offiziere kamen ohne sein Zutun zu dem Entschluß, für die Ausschaltung Hitlers ihr Leben einzusetzen, so der Rittmeister Eberhard v. Breitenbuch, so der Hauptmann Axel v. d. Bussche, so der Oberleutnant Ewald Heinrich v. Kleist.

Gerade im Falle Bussche-Kleist tritt die Unfähigkeit des Geschäftsführers Stauffenberg besonders krass zutage: Obwohl er sich seit Monaten um die Anwerbung eines Todeskandidaten bemüht, hält er es nicht für notwendig, irgendwelche technischen Vorbereitungen zu treffen, um den Vollzug des Attentates zu ermöglichen! Da gab es nichts weiter als die beiden Pakete Hexogen oder Hexonit, die ohne Zutun Stauffen-

bergs im Verlauf einer abenteuerlichen Odyssee von Hand zu Hand gegangen waren, außerdem einige britische Sabotagezünder. Weiter nichts, absolut nichts, weder Vorbereitungen noch Material! Der Geschäftsführer wollte wohl keine „Firmen"-Mittel zwecks Materialbeschaffung investieren und keine Gedanken verschwenden, bevor die Personalfrage geklärt war, im zivilen Kaufmanns-Milieu ein wirtschaftlich motivierter, vernünftiger Entschluß, hier aber, vom Standpunkt der Verschwörer her gesehen, ein skandalöser, strafwürdiger Exzeß!
Es war nicht das einzige Versäumnis Stauffenbergs: Bekanntlich sollte das Attentat Bussche–Kleist anläßlich einer Uniformvorführung stattfinden; es fiel aber zunächst einmal aus, weil die Uniformstücke während eines Luftangriffes verbrannt waren. Ein praktisch veranlagter Geschäftsführer hätte jetzt einen fixen Schneider engagiert, etwa den von Gisevius genannten Meister Eugen Hohensee, um in fliegender Eile Ersatzstücke anzufertigen, so daß die Vorführung und das Attentat planmäßig hätten verlaufen können. Doch so geschäftstüchtig war der Geschäftsführer nicht. Er resignierte.
Wenn er also dafür verantwortlich zu machen ist, daß in den langen Monaten seit seinem Dienstantritt im Oktober 1943 bis zu seinem Attentatsentschluß im Juni 1944 keinerlei materielle Vorleistungen für das Attentat erbracht worden sind, so erscheint er durch sein Verhalten in der Personalfrage weniger von Schuld belastet. Denn hier stieß er naturgemäß an die Grenzen des Möglichen, an eine unüberwindliche Mauer. Sein Werben wurde wohl immer mit der gleichen Frage gekontert: „Warum machen Sie es nicht selbst?" Und dann konnte er immer nur die stereotype Antwort geben: „Ich bin nicht der Mann, der andere zu Attentätern machen will, ohne grundsätzlich auch selbst dazu bereit zu sein. Doch leider komme ich nicht an den Kerl heran." Er hatte es nämlich auch nicht fertiggebracht, für eventuelle Attentäter einen Vorwand zu konstruieren, der ihnen Zugang zu den Lagebesprechungen oder anderen Kontaktmöglichkeiten verschaffte.
Und dann fiel ihm die Gelegenheit ganz von selbst zu: Er wurde zum Chef des Stabes bei Fromm ernannt und erhielt in dieser Eigenschaft automatisch Zutritt zur „Lage" im Führerhauptquartier! Nun konnten die vordem von ihm so hartnäckig bedrängten Kandidaten Stieff und Meichßner und alle anderen den Spieß umdrehen: „So, Stauffenberg, jetzt haben Sie Ihre Chance! Jetzt können Sie selbst ausführen, was Sie

uns zugemutet haben. Jetzt beweisen Sie uns mal, daß Ihre Sprüche von Pflicht und Gewissen und Rettung des Vaterlandes kein leeres Gerede waren. Oder haben Sie Angst?" Damit war der Point d'honneur erreicht; Stauffenberg konnte nicht mehr zurück. Er war gezwungen, die einzige Konsequenz zu ziehen, die einem Ehrenmann in dieser Situation noch verblieb: Er übernahm selbst die Rolle des Attentäters. Da er sich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit den Problemen eines solchen Unternehmens beschäftigt hatte, konnte er auch nicht wissen, welche Schwierigkeiten er dabei zu erwarten hatte und welche Gefahren ihm dabei drohten. Diese Unkenntnis dürfte ihm seinen Entschluß erleichtert haben. Denn „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", sagte schon Goethe. Nur mit dieser Ahnungslosigkeit kann man seine erstaunliche Nonchalance in dieser kritischen Phase erklären: Statt sich nun mit all seinen Kräften und Fähigkeiten auf das Wagnis vorzubereiten, statt jede freie Minute diesem Ziel zu widmen, statt alle irgendwie erreichbaren Informationen zu sammeln, statt sich mit den Grundelementen der Sprengtechnik und des Pionierwesens vertraut zu machen, läßt er die Dinge mit stoischer Gelassenheit auf sich zukommen.

Nicht einer von all den Widerstandsautoren erwähnte auch nur mit einem Wort irgendeine diesbezügliche Aktivität Stauffenbergs, eine Umstellung seines normalen Tagesablaufs, eine Abweichung von seinen Gewohnheiten, eine Terminabsage oder eine Terminverschiebung. So läßt sich mangels jeglicher Indizien nicht einmal der genaue Zeitpunkt seines Attentatsentschlusses feststellen. Er bleibt nach außen hin der vielbeschäftigte Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres; er bleibt hinter den Kulissen der nicht minder stark beschäftigte Geschäftsführer der Fronde.

Gerade das aber war ein Kardinalfehler. Da er auf die führende Rolle beim Staatsstreich nicht verzichten wollte, glaubte er, bei Planung und Vollzug des Attentats auf seine Fluchtchancen Rücksicht nehmen zu müssen. Hat er nicht gewußt, daß jeder Gedanke des Attentäters an die eigene Sicherheit die Erfolgsaussichten des Attentates mindert? Den Beweis für diese These hätte ihm das Geschichtsbuch unter dem Stichwort Tyrannenmord liefern können. Gisevius schreibt zu einer vergleichbaren Situation: „Jeder Bruchteil jeder Sekunde, den sie . . . darauf verwenden festzustellen, wann die nächste Zugverbindung in

die Freiheit geht, ist ein Ferment der Dekomposition." Klarer hätte man die Prioritäten nicht markieren können. Stauffenberg hätte damals von allen anderen Funktionen innerhalb der Verschwörung zurücktreten müssen, um unbelastet von den Zwängen des Staatsstreiches mit höchster Konzentration das Attentat ausführen zu können. Nun, er ist nicht zurückgetreten!

Der Geschäftsführer Stauffenberg hat den ersten Teil des ihm von seiner „Firma" zugewiesenen Auftrages, das Attentat, die physische Ausschaltung Hitlers, nicht mit angemessener und zumutbarer Aktivität gefördert. Es ist zu fragen, ob er diese Unterlassung durch vermehrten Einsatz für den zweiten Teil seines Auftrages, für den Staatsstreich, ausgeglichen und kompensiert hat.

Die Putschvorbereitungen waren schon mehrmals soweit fertiggestellt, daß unverzüglich die Auslösung, die Initialzündung, das Attentat hätte erfolgen können. Da dieses jedoch ausblieb, mußten die schriftlichen Unterlagen – die Befehle, die Aufrufe, die Namenslisten – immer wieder den neuen Gegebenheiten angepaßt werden. Es gab ja immer wieder sachliche und personelle Veränderungen, und es gehörte zu Stauffenbergs Aufgaben, alle Akten Zug um Zug auf dem laufenden zu halten. Einige verhängnisvolle Pannen im Verlauf des 20. Juli beweisen, daß ihm dies nicht mit ausreichender Effektivität gelungen ist. Doch man muß ihm zubilligen, daß er im „Papierkrieg" sehr fleißig gearbeitet hat; hier war er ganz in seinem Element.

Seine „Sekretärinnen" – Fräulein v. Oven, Frau v. Tresckow, Gräfin v. d. Schulenburg – hatten so viel zu schreiben, daß die unauffällige Beseitigung der Konzepte und der überholten Entwürfe zu einem Problem wurde, dem der Geschäftsführer nicht gewachsen war. Mit derlei Bagatellen hatte er dienstlich noch nie zu tun gehabt; in den Dienststellen des Generalstabes steckte man geheime Akten, die vernichtet werden mußten, einfach in den Reißwolf. Die Verschwörer hingegen, in bürotechnischer Hinsicht weniger gut ausgestattet, waren gezwungen, die gefährlichen Abfälle zu verbrennen. Wo aber gab es in den zentral beheizten Bürogebäuden noch ein offenes Feuer? Auf den naheliegenden Gedanken, hierfür den Kochherd in der Küche einer befreundeten und eingeweihten Familie zu benutzen, war der Geschäftsführer nicht gekommen. Statt dessen entschied er sich für eine andere, äußerst riskante Lösung des Problems: „Am 29. Oktober 1943 nahm

Nina Gräfin von Stauffenberg einen ganzen Rucksack voll Konzepte zur Verbrennung von Berlin mit nach Bamberg", berichtet der aus erster Hand informierte Peter Hoffmann.
Das war unter den gegebenen Umständen schon mehr als Leichtsinn; das war mit der menschlichen Vernunft einfach unvereinbar: Wie leicht konnte die Gräfin mit dem Rucksack auffallen; wie leicht konnte sie in eine Routinekontrolle geraten; wie leicht konnte der Rucksack mitsamt dem brisanten Inhalt gestohlen werden oder beim Durcheinander eines Luftangriffes verlorengehen! Dann aber wäre es unweigerlich zur Aufdeckung der Verschwörung und zur Entlarvung der Verschwörer gekommen. Und wie dachte sich Stauffenberg den weiteren Verlauf der Vernichtungsaktion, wenn seine Frau unbehelligt in Bamberg angekommen wäre? Wo anders als im Küchenherd sollte sie die Papiere wohl verbrennen? Zu diesem Zweck aber hätte sie die Zufälle der langen Eisenbahnfahrt nicht zu riskieren brauchen. Oder lagen triftige Gründe vor, den Herd in der Babelsberger Wohnung der Schwester Tresckows nicht zu benutzen? Überdies: Hat der Ehemann Stauffenberg gar nicht daran gedacht, wie sehr er seine Ehefrau, die Mutter seiner Kinder, mit einem solch heiklen Auftrag in Gefahr brachte? Es lief jedoch alles nach Plan. Die Rucksack-Episode hat keine nachteiligen Folgen gehabt. Der Zufall war den Verschwörern wieder einmal günstig, so daß die gefährlichen Schriftstücke in Bamberg unauffällig vernichtet werden konnten.
Es würde zu weit führen, alle Versäumnisse und Fehlleistungen des Geschäftsführers aufzuzählen; deshalb soll dieser Komplex mit einem exemplarischen Fall abgeschlossen werden, mit der Übermittlung der Walküre-Befehle an die Wehrkreisbefehlshaber nach Auslösung des Staatsstreiches am 20. Juli 1944. Hierbei war es von entscheidender Bedeutung, daß die Maßnahmen gegen die Parteifunktionäre – Verhaftung der Gauleiter und anderer Hoheitsträger – schlagartig und gleichzeitig im ganzen Reich eingeleitet wurden. Denn andernfalls wäre mit erheblichem Widerstand der durch die Ereignisse im Nachbarbezirk alarmierten NS-Prominenz zu rechnen gewesen. Ergo: Die Walküre-Befehle mußten bei allen Wehrkreisen zum gleichen Zeitpunkt eintreffen!
Nun hatte zwar der Geschäftsführer Stauffenberg im Verlauf der letzten Monate und in Zusammenarbeit mit Olbricht diese Start-

Befehle ausgearbeitet, formuliert und im Panzerschrank bereitgelegt. Er hatte sich jedoch keine Gedanken über die nachrichtentechnischen Vorgänge gemacht. So kam es denn bereits in der ersten Minute nach dem Start zur ersten folgenschweren Panne, die Peter Hoffmann sehr anschaulich schildert:

„Hauptmann Klausing . . . erhielt von Oberst Mertz den Befehl, die Durchgabe der Fernschreiben an die Wehrkreise zu veranlassen. Gegen 16.30 Uhr eilte er . . . in das Büro des [Nachrichtenoffiziers] Leutnant Röhrig, warf den Fernschreibentwurf auf den Tisch und sagte dazu: ‚Sofort absetzen!' . . . aber es waren . . . weder Geheimhaltungsgrad noch die Dringlichkeitsstufe darauf angegeben . . . Röhrig . . . fragte, ob denn da nicht die höchste Geheimhaltungs- und Dringlichkeitsstufe erforderlich sei. Klausing antwortete sehr barsch, ja, ja, Röhrig solle es nur so machen. Röhrig vermerkte also auf seinem Exemplar . . . die höchste Dringlichkeits- . . . und Geheimhaltungsstufe [FFR und gKdos] . . . Mit dem Absetzen wurde sogleich begonnen. Der Absetzvorgang war langwierig, weil jedes Schreiben einzeln abgesetzt werden mußte . . . Ein weniger geheimes Schreiben hätte man auf dem Wege einer Konferenzschaltung an alle zwanzig Empfänger zugleich befördern können . . . [Dann] hätte das Absetzen etwa 20 bis 30 Minuten gedauert, weil es aber an jeden Empfänger neu geschrieben werden mußte, mindestens drei Stunden." – Soweit P. Hoffmann.

Bekanntlich kam es infolge der kleckerweisen Benachrichtigung der Wehrkreise immer wieder zu Rückfragen bei den Nachbarn, beim OKW in der Bendlerstraße und sogar bei Feldmarschall Keitel im Führerhauptquartier. So kam es im Endeffekt zur Passivität der meisten Wehrkreisbefehlshaber! Das aber hätte ein vorausschauend planender und sachkundiger Generalstabsoffizier verhindern können, verhindern müssen. Nun war Stauffenberg eben nicht sachkundig. Er hätte also diese Fragen mit dem General Fellgiebel besprechen müssen. Hatte er das vergessen? Er hat ja erwiesenermaßen auch vergessen, die Nachrichtenzentrale einem zuverlässigen Mitverschwörer zu unterstellen, statt die Weitergabe der nicht gerade alltäglichen Walküre-Befehle dem ahnungslosen Leutnant Röhrig zu überlassen.

Im wirtschaftlichen Bereich des bürgerlichen Lebens kann ein Unternehmen durch die Unfähigkeit seines Geschäftsführers in Zahlungs-

schwierigkeiten und schließlich in den Bankrott geraten. Im politischen und militärischen Bereich können die Folgen bedeutend schwerwiegender sein. Bei einer Verschwörung aber muß die Unfähigkeit des Geschäftsführers sich tödlich auswirken. Am 20. Juli 1944 hat sie tödliche Folgen gehabt – nicht nur für den Geschäftsführer Stauffenberg, sondern auch für viele seiner Kameraden.

## ATTENTAT

Am 21. Februar 1919 wurde der bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner inmitten seiner bewaffneten Leibwache von dem damals 22jährigen Leutnant Graf Arco erschossen.
Der Anschlag konnte nur deshalb gelingen, weil der Täter zum bedingungslosen Einsatz seines Lebens bereit war.
Doch unter den Gegnern Hitlers ist kein zweiter Graf Arco zu finden.
Daher stehen nun die beiden peinlichsten Fragen der Widerstandsgeschichte unbeantwortet im Raum:
Warum hat Stauffenberg die Ausschaltung Hitlers nicht mit der Schußwaffe zu vollziehen versucht?
Welche Umstände haben zum Scheitern des Bomben-Attentates geführt?

## DER 15. JULI 1944

Am 15. Juli 1944 ist es soweit: Die Verschwörer haben sich mit einer Art Rütlischwur zum Losschlagen verpflichtet. Der Mann, in dessen Händen die Entscheidung liegt, der Oberst Graf Stauffenberg, soll gegen 13 Uhr im Führerhauptquartier seine Bombe zünden. Im Vertrauen auf die Wirkung dieser Bombe wird General Olbricht schon zwei Stunden vorher das Stichwort „Walküre“ ausgeben. So ist gewährleistet, daß die zur Durchführung des Staatsstreichs aufgebotenen Truppen in den vorgesehenen Einsatzräumen bereitstehen, wenn die Meldung vom Tode Hitlers in der Putschzentrale eintrifft.

Im Führerhauptquartier versammeln sich die zur Morgenlage befohlenen Offiziere. Hitler erscheint; man geht hinein in den Besprechungsraum, in die sogenannte Lagebaracke. Jetzt ist für den Attentäter der Augenblick des Handelns gekommen; jetzt muß er sich unauffällig entfernen und in einem erkundeten „Zündraum" den Zünder auslösen. Er muß. Denn in Berlin ist der Umsturz schon seit zwei Stunden in vollem Gange. Da rollen die Panzer, marschieren die Truppen, starrt Olbricht in Erwartung der Attentatsmeldung auf den Telefonapparat. Doch trotz seines Wissens um dieses Geschehen in Berlin, trotz seiner festen Zusage an Olbricht kann Stauffenberg sich nicht zur Tat aufraffen. Er verpaßt den entscheidenden Augenblick und gibt seinen Attentatsplan auf! Automatisch folgt er den anderen Offizieren in die Lagebaracke.

Wie läßt sich sein Aufgeben erklären? Höchst unwahrscheinlich, daß er – wie sein Bruder Berthold aussagte – den Vollzug des Attentats unterlassen hat, weil er selbst Vortrag halten mußte; einen derartigen Befehl hätte Hitler wohl kaum draußen vor der Tür erteilt. Hat Gisevius nicht doch recht, wenn er auf „Kopflosigkeit" und „psychische Ladehemmung" schließt? Denn im Moment einer solch schwerwiegenden Entscheidung kann der Rubikon, geographisch ein harmloser Bach, durchaus zum reißenden Strom anschwellen.

Wenn Stauffenberg nun nachträglich seinen verhängnisvollen Fehler korrigieren will, wenn er jetzt wieder hinausgeht, um das Versäumte nachzuholen, dann muß er damit rechnen, daß die Explosion seiner Bombe zu spät erfolgt: Inzwischen hat die Besprechnung schon einige Minuten gedauert; einige weitere Minuten benötigt er zum Aufsuchen des Zündraumes, wo er ungestört an seiner Bombe manipulieren kann; und dann erst beginnen die 15 Minuten der Zünderlaufzeit, alles in allem demnach fast eine halbe Stunde bis zur Detonation, und in dieser Zeit könnte die Besprechung bereits zu Ende gegangen sein. Dieses Risiko erscheint dem sowieso nicht gerade draufgängerisch veranlagten Stauffenberg untragbar; er geht zum Telefon und teilt den Kameraden in der Bendlerstraße mit, daß er die Bombe nicht gezündet habe. Selbstverständlich beschwört ihn Olbricht, energisch assistiert von Oberleutnant v. Haeften, sein Wort zu halten und verabredungsgemäß zu handeln, da durch die bereits angelaufenen Truppenbewegungen der Staatsstreich aufgedeckt sei und nicht mehr abgeblasen wer-

den könne. Der nun wieder umgestimmte Stauffenberg verspricht „zu tun, was möglich sei". Aber als er zur Lagebaracke zurückgeht, kommen ihm die Offiziere schon entgegen; die Besprechung ist zu Ende, die Chance vertan. Es bleibt ihm nur noch die Pflicht, diese niederschmetternde Feststellung nach Berlin zu melden.
Aber dann gibt das Schicksal ihm noch eine Gelegenheit zur Tat: Es folgt eine Sonderbesprechung über Stellungsbau und Auffangorganisation, die sich bis 14.20 Uhr hinzieht. Doch Stauffenberg hat resigniert; er unternimmt keinen Versuch, die neue, unverhoffte Chance zu nutzen.
So scheitert die vielversprechende und – zumindest bezüglich der Truppenbewegungen – sorgfältig vorbereitete Aktion der Verschwörer am 15. Juli 1944 an der Unentschlossenheit Stauffenbergs.
Im Rückblick erscheint diese Unentschlossenheit als typische Eigenschaft Stauffenbergs. So schwankt er als Abiturient bei der ersten wichtigen Entscheidung seines Lebens zwischen dem unkonventionellen Architektenberuf mit seinen wirtschaftlichen Risiken und der problemlosen Laufbahn eines Offiziers der Reichswehr. – So schwankt er seit dem 30. Januar 1933 zwischen Begeisterung für die neuen Ideen und der Ablehnung „plebejischer Komponenten" des Nationalsozialismus. – So verurteilt er Hitlers Kriegspläne („Der Narr macht Krieg") und setzt sich dann doch mit aller Kraft für die Stärkung des deutschen militärischen Potentials ein, auch schon vor dem Kriege! – So lehnt er einen Aufstand gegen Hitler ab, als seine Armeen im Vormarsch sind („Noch siegt er zuviel"); nachdem aber die von ihm und den anderen Frondeuren herbeigesehnten Rückschläge an allen Fronten eingetreten sind, meldet er sich freiwillig zur weiteren Frontverwendung. – So nennt er Hitler geringschätzig den „Tapezierer", verwahrt sich dann aber gegen jegliche Verächtlichmachung seines Führers, den er nun als „gleichwertigen Gegner" respektiert wissen will!
Angesichts dieser unbestreitbaren Labilität meint ein wohlwollender Literat: „Er war innerlich frei und paßte in kein Schema." Und an anderer Stelle: „Auf eine Ideologie ließ er sich nie festlegen." Das heißt im Klartext: Er kann oder will keinen vorbehaltlosen Entschluß fassen.
Zumindest e i n e r der vielen Gründe für Stauffenbergs Unentschlossenheit wird wohl in seiner Herkunft zu suchen sein:

Wie ungekrönte Könige residierten da auf ihren angestammten Besitzungen – ob Rittergut, ob kümmerliche Klitsche – seit Generationen die selbstbewußten Junker des Landadels. Sie waren „Herren" in des Wortes ureigenster Bedeutung, von Kindheit an gewohnt und konsequent dazu erzogen, als Herren aufzutreten und als Herren respektiert zu werden. In ihren Umgangsformen unterwarfen sie sich zwar der höfischen Etikette; doch war dies ein ausgewogenes Geben und Nehmen. Der adlige Gutsherr gab dem Landesherrn die Ehre, die ihm gebührte; doch die gleiche Ehrerbietung erwartete und forderte er von seinen Dienstleuten, vom akademisch gebildeten Herrn Administrator genauso wie vom jüngsten Pferdeburschen. Wenn er mit seinem Souverän korrespondierte als „Euer Majestät in Demut ersterbender alleruntertänigster Diener", so empfand er diese und ähnliche Floskeln nur als selbstverständliche Respektierung einer gottgewollten Rangordnung. Im übrigen galt für ihn, den freien Herrn auf eigener Scholle, der König nur als der Primus inter pares, als der Wortführer seines adligen Standes.

Völlig anders lagen die Verhältnisse bei den Edelleuten, die, wie die Stauffenbergs, als Diplomaten oder Hofbeamte unmittelbar und ausschließlich ihrem Fürsten dienten. Denn hier, an den Stufen des Thrones, war das Herrenbewußtsein weitgehend verlorengegangen – eine von Frankreichs Louis XIV. konsequent herbeigeführte und von deutschen Duodezfürsten beflissen kopierte Entwicklung. Der klug berechnende Franzosenkönig gab den Aristokraten zwar hochtrabende Titel und Ehrenämter bei Hofe, isolierte sie aber gerade dadurch von ihrem Grundbesitz, der Basis ihres Selbstbewußtseins. Er machte sie systematisch zu willfährigen, von seiner Gnade abhängigen „Höflingen", zu devoten Dienern ihres Herrn, dessen Gottesgnadentum die unantastbare Maxime ihres Lebens und Handelns darstellte, in dessen Nähe zu weilen ihr höchstes Ziel war. Dort aber, zu Füßen Seiner Allerkatholischsten Majestät, galt es keine Entschlüsse zu fassen, keine Entscheidungen zu treffen, keine Befehle zu erteilen – es sei denn, um Höchstdero Wünschen Nachdruck zu verschaffen.

Heutzutage, da selbst der „plebejische" Alimentenprozeß eines Kaiserenkels keiner Schlagzeile mehr gewürdigt wird, scheint diese Ära in grauer Vorzeit zu liegen. Damals aber, in der Jugendzeit des Grafensohnes Claus v. Stauffenberg, wenige Jahre nach dem Fürstensturz von

1918, hatte die in Generationen gewachsene Mentalität des „treuen Fürstendieners" noch kaum an Wirksamkeit verloren; sie beeinflußte auch weiterhin die Erziehungsgrundsätze in vielen Adelshäusern. So auch bei den Stauffenbergs, wo es bezeichnenderweise zu Auseinandersetzungen kam, weil vor allem „der Vater auf überlieferten Anschauungen beharrte . . . [und zum Beispiel] in seiner konservativen Haltung so weit [ging], daß er das ehemalige Hoftheater, das in den Besitz der republikanischen Regierung übergegangen war, nicht mehr betrat". So Joachim Kramarz. Kann es für den künftigen Attentäter ein weniger günstiges Milieu geben?

Es kommt – im Sinne des Geschehens am 15. Juli 1944 – noch ungünstiger. Stauffenberg, als Sohn eines königlichen Oberhofmarschalls in streng konservativer, von Etikette geprägter Umgebung aufgewachsen und somit nicht gerade exemplarisch zu Risikobereitschaft, zu Entschlußfreudigkeit angeregt, weicht, wie bereits erwähnt, bei der ersten Konfrontation mit dem Ernst des Lebens auf einen Weg ohne Hindernisse aus: Er wird Berufssoldat, Offizier.

Offizier sein, das heißt befehlen und gehorchen. Zunächst bleibt es für den jungen Reitersmann beim Gehorchen. Mag sein, daß ihm das Adelsprädikat eine gewisse Schonung verschaffte. Wenn nicht, dann hat er in den ersten Soldatenjahren erlebt, wie der menschliche Wille systematisch zur Unterordnung, zur Subordination gezwungen wird. Wer später befehlen will, muß zuerst den absoluten Gehorsam erlernen!

Mußte auch er, der erlauchte Grafensohn, wie die anderen Rekruten Stallwache schieben, den Pferdemist mit bloßen Händen wegräumen, die damals noch recht einfachen Latrinen säubern, ganze Stunden und halbe Tage – auch Sonntage – mit scheinbar sinnloser Pflege des Pferdes und des Sattelzeugs verbringen? Möglich. Es dürfte ihm nicht geschadet haben. Doch findet sich hier im Pferdestall keine Spur von Förderung der Entschlußkraft, die man am 15. Juli vergeblich von ihm fordern wird.

Dann ist die erste Sprosse der Leiter geschafft: Mit der Beförderung zum Leutnant bekommt er auch die erste Befehls- und Führungsbefugnis; er erhält das Kommando über den Minenwerferzug. Da heißt es Entschlüsse fassen, schnell und präzis; Entschlüsse freilich, die seinen Vorgesetzten richtig erscheinen. Es heißt also, in ihren Mienen lesen,

ihre Gedanken erraten, zu tun schließlich, was sie von ihm erwarten. Da ist ja in der Reichswehr der frühen dreißiger Jahre auf jedem Truppenübungsplatz Deutschlands jede nur irgend mögliche Gefechtslage schon dutzendmal durchgespielt worden; da ist den alten Hasen – nicht nur den Offizieren – die ideale Lösung, die zweckmäßigste Entscheidung längst bekannt; da gibt es für den regen Geist eines jungen Zugführers nichts Neues zu erdenken, zu erfinden. Da gibt es nur die Barras-Parole: Nur nicht auffallen, sonst fällt man unangenehm auf – und durch! Keine Chancen also beim Minenwerferzug für die Entwicklung der Entschlußfreudigkeit. Wartet nur, bis ich erst Rittmeister bin, Schwadronschef! Dann kann ich selbständig entscheiden, eigene Gefechtslagen erdenken, eigene Lösungen, eigene Ideen entwickeln, eigene Entschlüsse fassen! Dann wird er Rittmeister, doch eine Schwadron bekommt er nicht. Er hat inzwischen die Kriegsakademie absolviert; er hat sich für den Generalstab qualifiziert und geht als Ib zur Division des Generals Hoepner. Die Weichen für das Desaster vom 15. Juli 1944 sind damit endgültig gestellt.

Ohne Generalstab ist eine moderne Streitmacht absolut undenkbar. Der Generalstab schafft die fundamentalen Voraussetzungen für den erfolgreichen Verlauf einer Aktion, sei es Offensive oder Rückzug; er legt nach gründlicher Vorarbeit den fertigen Operationsplan auf den Tisch. Doch damit ist auch die Grenze seiner Leistungsfähigkeit und seiner Befugnisse erreicht: Die Entscheidung, der Entschluß zum Handeln, der auslösende Befehl ist nicht dem Chef des Generalstabes, sondern dem Truppenführer vorbehalten. Es ist auch der Truppenführer, der die Verantwortung trägt, nicht nur für den Erfolg, sondern auch für die Niederlage.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich wieder der gedankliche Anschluß an die Situation Stauffenbergs im Juli 1944. Als Generalstabsoffizier mag er gelernt haben, einen Aktionsplan zu erstellen und bis zur Ausführungsreife vorzubereiten. Nie aber wurde ihm abverlangt, eine echte verantwortungsbeladene Entscheidung zu treffen, einen definitiven Befehl zu erteilen, der nicht etwa die Heranführung des Nachschubs, sondern die Auslösung einer Kampfhandlung bewirken sollte. Dieser Bereich des Soldatentums war für ihn eine fremde Welt, in der ihm jeder Frontoffizier, jeder Zug- und Gruppenführer weitgehend überlegen war.

Zwar muß auch der Generalstabsoffizier die zu erwartenden Reaktionen der Truppe und ihrer Führer bei seinen Planungen mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeitsquote einkalkulieren. Doch aus eigenem Erleben kann er das Wissen um diese psychologischen Fakten nicht schöpfen. Hat etwa Stauffenberg jemals die Nervenbelastung der letzten Minuten vor dem Angriff erlebt, das Vorrücken des Uhrzeigers verfolgt, um dann in der entscheidenden Sekunde als erster aufzuspringen und seine Soldaten mitzureißen, aus der Deckung heraus in das feindliche Abwehrfeuer?

In solchen Augenblicken, da niemand an Heldentum und Ritterkreuz denkt, da ganz gemeine Todesangst den Menschen packt – wer das bestreitet, hat noch keinen Sturmangriff mitgemacht! –, da gibt es kein Abwägen, kein Überlegen; da gibt es keine Rückfrage am Telefon; da gibt es nur den rauschhaften Entschluß: Auf, marsch, marsch! Ran an den Feind! Diesen Sprung über den unsichtbaren Graben hat Stauffenberg nie erlebt; diese letzte Charakterprobe des Soldaten ist ihm zeitlebens erspart geblieben. Er hat das „Weiße im Auge des Feindes" nie gesehen. So sind nach Abstammung, Erziehung und Ausbildung alle Voraussetzungen für das Versagen Stauffenbergs in den kritischen Minuten des 15. Juli 1944 gegeben. Hätte ihm da ein General oder auch nur ein energischer Unteroffizier befohlen, den Zünder auszulösen, dann hätte er diesen Befehl wohl ohne Zögern ausgeführt; das Gehorchen hatte er ja in nunmehr achtzehn Dienstjahren gelernt!

Dies mag sein Adjutant, der Oberleutnant v. Haeften, vorausgesetzt haben, als er sich zur Empörung der anwesenden älteren Offiziere erkühnte, dem als Oberst wesentlich ranghöheren Stauffenberg am Telefon „Weisungen zu erteilen". Und es ist diesem Oberleutnant durchaus zuzutrauen, daß er fünf Tage später, am 20. Juli, dem unentschlossenen Attentäter durch einen physischen Rippenstoß geholfen hat, die psychische „Ladehemmung" zu überwinden.

Heute aber, am 15. Juli, steht Stauffenberg – wohl zum ersten Mal in seinem Leben – vor der Notwendigkeit, vor dem unausweichlichen Zwang, in kritischer Lage eine Entscheidung zu treffen und selbständig zu handeln, sofort, aus eigenem Entschluß. Doch damit ist er überfordert. Er reagiert nicht wie ein erfahrener Frontsoldat; er reagiert so, wie es seiner Funktion als „Geschäftsführer des Widerstandes" entspricht: Er telefoniert!

## WORTGEFECHT AM 15. JULI 1944

Es gibt keine Zeugen für die erste Begegnung Stauffenbergs mit Beck und Olbricht nach dem mißglückten Umsturzversuch am 15. 7. 1944. In Anbetracht der überlieferten Mentalität der Kontrahenten müßte diese Aussprache vom begreiflichen Zorn Olbrichts geprägt worden sein und könnte demnach den hier geschilderten frei erfundenen Verlauf genommen haben.

*Olbricht* (mit wütendem Sarkasmus): Herr Oberst Graf Stauffenberg! Wenn ich mich recht entsinne, dann hatten Sie die bedingungslose Zusage gemacht, heute einen gewissen Adolf Hitler zu ermorden . . .

*Beck* (korrigierend): . . . zu töten!

*Olbricht:* Auch gut, also zu töten. Wir erwarten Ihre Erklärung, aus welchem Grunde Sie diese feste Zusage nicht eingehalten haben. Verschonen Sie uns aber gefälligst mit dem Hinweis, Himmler und Göring hätten wieder mal gefehlt. Denn beim Rütlischwur heute morgen waren wir uns doch einig darüber, daß es auch ohne diese beiden Herren unwiderruflich losgehen sollte.

*Stauffenberg:* Nun, ich halte zwar die Ausschaltung Himmlers und Görings keineswegs für unwichtig. Doch der Grund für den Aufschub des Attentats ergab sich aus der Tatsache, daß ich selbst Vortrag halten mußte.

*Olbricht:* Ach nee! Nun erzählen Sie uns bloß noch, das hätten Sie vorher nicht gewußt! Zu welch anderem Zweck sollte man Sie denn ins Hauptquartier befohlen haben?

*Stauffenberg:* Ich hatte erwartet, als Zweiter oder Dritter an die Reihe zu kommen. Doch zufällig wollte Hitler mich zuerst hören. So mußte ich das Attentat unterlassen, da Generaloberst Beck doch jedes Selbstopfer verboten hatte.

*Olbricht* (grob): Quatsch! Wer spricht denn hier von Selbstopfer?

*Stauffenberg:* Dann erlaube ich mir die Frage, wie Herr General sich unter diesen Umständen die Ausführung eines Sprengstoffanschlages vorstellen.

*Olbricht:* Diese Frage hätten Sie sich selbst stellen und beantworten müssen, aber nicht erst heute morgen.

*Beck:* Lieber Olbricht, da muß ich Stauffenberg beipflichten. Ohne Selbstopfer wäre diese Situation nicht zu meistern gewesen.

*Olbricht:* Im Gegenteil, Herr Generaloberst! Gerade durch den Vortrag erhält unser Graf die einfach ideale Gelegenheit, unmittelbar an Hitler heranzukommen. Er stellt ihm die Aktentasche vor die Füße und beginnt schwungvoll zu reden. Im gegebenen Moment preßt er sich plötzlich die Hand auf den Bauch, und mit den Worten „Pardon, mein Führer, ich muß mal ganz schnell abprotzen" läuft er hinaus, bevor Adolf auch nur Piep sagen kann. Alles lacht noch über diesen Rückzug, da explodiert die Bombe, und der Fall ist erledigt.
*Beck:* Ich muß schon sagen, Olbricht, Ihr Lösungsvorschlag ist zumindest originell.
*Stauffenberg:* Originell, aber wirklichkeitsfremd. Denn in der Praxis sieht es ganz anders aus. Da heißt es wie an der Börse: „Zum Aussteigen wird nicht geklingelt." Wenn ich den richtigen Moment verpasse, fliege ich mit in die Luft. Breche ich meinen Vortrag zu früh ab, dann geht die Besprechung vielleicht schon zu Ende, bevor die Bombe detoniert, und Hitler käme wieder einmal davon.
*Beck:* In der Tat; das ist ein schwieriges Problem.
*Olbricht:* Gar kein Problem, meine Herren. Da haben doch Tresckow, Gersdorff und Schlabrendorff mit ihren Sprengversuchen die genaue Laufzeit der Zünder festgestellt. Oder war das etwa nur Gerede?
*Beck:* Keineswegs. Schlabrendorff schwört Stein und Bein, daß man anhand der Tabellen Tresckows den Zeitpunkt der Zündung exakt vorausbestimmen kann.
*Olbricht:* Na also! Was wollen wir denn noch mehr? Oder haben Sie nun noch andere Bedenken, Stauffenberg?
*Stauffenberg:* Ich zitiere: Vom sichern Port läßt's sich gemächlich raten.
*Beck:* Das ist aber keine sonderlich informative Antwort, Graf Stauffenberg.
*Olbricht:* Das ist vielmehr, gelinde gesagt, eine Ungehörigkeit, Herr Oberst, und überdies noch das Eingeständnis Ihrer Ignoranz! Da Sie vom sichern Port reden, scheinen Sie nicht zu wissen, was heute hier los war. Während Sie mal wieder telefonierten, habe ich im Vertrauen auf das Wort eines Edelmannes die Tarnung abgeworfen und Walküre ausgelöst. Begreifen Sie nicht, was das bedeutet? Durch Ihr Zaudern, durch Ihre Telefonmanie, durch Ihre Unzuverlässigkeit . . .
*Beck* (beschwichtigend): Bitte, meine Herren, keine Emotionen!

*Olbricht:* Verzeihen Sie, Herr Generaloberst, daß ich Ihre Gelassenheit nicht aufzubringen vermag. Ich stehe quasi unter dem Galgen, habe den Kopf schon in der Schlinge. Wenn die Gestapo den wahren Grund unseres heutigen Alarms wittert, dann läßt Fromm mich kaltblütig fallen, und den Rest besorgt Roland Freisler.
*Beck:* Ich bitte Sie, Olbricht, beruhigen Sie sich. Wenn Himmler mißtrauisch geworden wäre, dann hätte man Sie schon längst verhaftet.
*Olbricht:* Ein dünner Trost! Vielleicht springe ich dem Henker doch noch von der Leiter. Aber wir kommen vom Thema ab: Stauffenberg, Sie haben doch hier angerufen und erfahren, daß der Putsch angelaufen sei. Warum haben Sie denn n a c h Ihrem Vortrag die Bombe nicht ausgelöst? Die anschließende Sonderbesprechung hat doch noch eine geschlagene halbe Stunde gedauert!
*Stauffenberg:* Das hätte neue Verwirrung gegeben, nachdem ich gerade darum ersucht hatte, die Aktion für heute abzublasen.
*Beck* (zitiert): Ordre – Contreordre – Désordre!
*Olbricht:* Ach was, ein bißchen Durcheinander wäre durch die Nachricht vom jähen Tod unseres geliebten Führers reichlich aufgewogen worden. Der Einwand Stauffenbergs ist doch nur eine billige Ausrede . . .
*Stauffenberg* (empört): Herr General . . .
*Olbricht:* Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, Herr Oberst! Ich habe um eine Erklärung für Ihre Passivität ersucht und verbitte mir leere Ausflüchte. Ich will Ihnen mal sagen, wie es wirklich war: Als es ernst wurde, da hatten Sie einfach Bammel; da hatten Sie nicht mehr den Mut, Ihre Höllenmaschine in Gang zu setzen, und so verpaßten Sie Ihre Chance. Reine Nervensache.
*Stauffenberg:* Gestatten Herr General, daß ich widerspreche. Ich habe diese kritische Situation schon mehrmals durchgestanden und dabei nicht die Nerven verloren, weder auf dem Berghof, noch in der Wolfsschanze.
*Olbricht:* Richtig! Sie haben uns ja schon mehrmals draufgesetzt, am 6. Juli gleich zweimal.
*Beck:* Olbricht, Sie tun unserem Freund Stauffenberg unrecht. Sein Verhalten am 6. Juli ist voll und ganz zu billigen. Vor dem Einsatz mußte er sich doch erst einmal über die örtlichen Gegebenheiten informieren.

*Olbricht:* Diese Auslegung kann ich nicht akzeptieren. Denn welcher vernünftige Mensch reist zu Erkundungszwecken mit einer Aktentasche voll Sprengstoff durch die Lande und riskiert dabei, daß das Zeug bei einer Routinekontrolle entdeckt wird?
*Stauffenberg:* Ich wollte die Erkundung unter möglichst realistischen Begleitumständen vornehmen; ich wollte dieselben Voraussetzungen schaffen wie im Ernstfalle.
*Olbricht:* Dabei brauchten Sie doch keinen echten Sprengstoff mitzunehmen. Wenn Sie nur die Lage peilen wollten, dann hätten Sie sich eine harmlose Attrappe in die Tasche gesteckt, oder ein Bündel Akten, oder . . .
*Beck:* oder ein Buch.
*Olbricht:* Ja, ein großes Buch, etwa ein Wälzer Ihres Meisters Stefan George. Damit wären Sie bestimmt nicht aufgefallen. Nee, Stauffenberg, Sie wollten nicht nur ein bißchen Spähtrupp spielen; Sie wollten eigentlich schon am 6. Juli den großen Knall auslösen. Doch dann kam Ihnen eine psychische Ladehemmung dazwischen.
*Stauffenberg:* Nein, nein! Ich wollte . . .
*Olbricht:* Ich bin noch nicht fertig, Herr Oberst! Haben Sie uns nicht ein paar Tage später, am 11. Juli, das gleiche Trauerspiel geboten? Da warteten wir alle vergeblich auf den von Ihnen angekündigten Startschuß.
*Beck:* Aber, Olbricht. Sie wissen doch, daß Himmler und Göring wider Erwarten nicht erschienen waren.
*Olbricht:* Ja, ich hörte davon. Doch seit wann ist Stauffenberg so blutdürstig? Bisher hatten wir nie von einer solchen Massenhinrichtung gesprochen. Wir wären mit den Exitus Hitlers allein schon zufrieden gewesen.
*Stauffenberg:* Wir müssen damit rechnen, daß Himmler und Göring uns nach dem Tode Hitlers ganz erhebliche Schwierigkeiten machen werden. Denken Sie nur an die Popularität gerade des „eisernen Hermann"!
*Olbricht:* Dieser Einwand ist im Prinzip richtig, aber überholt. Wir hatten uns darauf geeinigt, daß heute ohne Rücksicht auf derartige Überlegungen gehandelt werden sollte. Es ist mir absolut unbegreiflich, daß Sie trotzdem auch diesmal wieder gepaßt haben, obwohl hier im Vertrauen auf Ihre Zusage schon 20000 Mann zum Marsch auf Berlin angetreten waren.

*Stauffenberg:* Ich habe Ihnen vorhin doch die Gründe dargelegt.
*Olbricht:* Das haben Sie eben n i c h t! Sie versprechen uns das Blaue vom Himmel herunter und lassen eine Gelegenheit nach der anderen verstreichen. Herrgottnochmal, Mann, wann wollen Sie denn endlich Ernst machen mit Ihrer Attentäterei?
*Beck:* Nun hören Sie mal zu, Olbricht: Es hat keinen Sinn, sich wegen überholter Ereignisse zu ereifern. Nach all diesen Fehlschlägen müssen wir eben einen neuen Versuch machen.
*Olbricht:* Einen neuen Versuch? Ja, Herr Generaloberst, glauben Sie nach dem heutigen Debakel denn immer noch, Stauffenberg würde bei der nächsten Gelegenheit handeln? Ein Pferd, das zweimal die Hürde verweigert, wird auch beim dritten Mal nicht springen. So sagt man doch in Ihren Reiterkreisen, Stauffenberg. Ich bin überzeugt, daß Sie beim nächsten Anlauf wieder ein Haar in der Suppe finden und uns eine neue Ausrede servieren werden.
*Stauffenberg:* Herr General, ich muß doch ergebenst bitten, an meinem Wort nicht zu zweifeln.
*Olbricht:* Ach was, Wort, Ehrenwort, großes Ehrenwort! Wenn ich das schon höre . . .
*Beck* (nachdrücklich): General Olbricht, ich ersuche Sie, das Wort eines deutschen Offiziers zu respektieren.
*Olbricht* (ironisch): Hochzuverehrender Herr Generaloberst, ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß dieser deutsche Offizier da (auf Stauffenberg weisend) gegen seinen Obersten Kriegsherrn konspiriert, obwohl er einem anderen deutschen Offizier per Ehrenwort das Gegenteil versichert hat.
*Stauffenberg* (erregt): Im Interesse unserer Sache konnte ich damals nicht anders handeln. Generaloberst Fromm hatte mich überrumpelt, und deshalb fühle ich mich nicht an dieses erzwungene Versprechen gebunden.
*Olbricht:* Na, sehen Sie! So ein Ehrenwort ist doch eine famose Sache. Wenn es hart auf hart geht, kann man sich sogar davon entbinden lassen. Meine Herren, ich schlage vor, diesen delikaten Komplex auszuklammern. Wir haben es mit einem gefährlichen Gegner zu tun, und da können wir uns keine Kavaliersmätzchen leisten. Statt dessen sollten wir uns nach dem Ehrenkodex der Unterwelt richten. Denn in diesem Milieu kann jeder sich auf seine Komplizen verlassen, wenn ein Ding gedreht wird.

*Stauffenberg:* Ich protestiere gegen solche Vergleiche. Wir wollen kein Ding drehen; wir wollen unser deutsches Volk und Vaterland vor dem Untergang bewahren.
*Olbricht:* Gut gebrüllt, Löwe! „Die Stadt vom Tyrannen befrei'n", wie Schiller sagt. Meine Herren, machen wir uns doch nichts vor: Hochverrat und politischer Mord gelten in aller Welt als Verbrechen, wenigstens so lange, bis die Umsturzpartei gewonnen hat. Ergo, wir planen ein Verbrechen und können nichts Klügeres tun, als uns an die probaten Regeln der Verbrecher zu halten.
*Beck:* Nochmals, Olbricht: Nichts gegen drastische Formulierungen. Aber ich muß Sie ersuchen, uns nicht mit Verbrechern auf eine Stufe zu stellen.
*Stauffenberg:* Ich für meine Person . . .
*Olbricht:* Jaaa, Sie, Stauffenberg! Sie für Ihre Person haben heute weiß Gott nicht wie ein kaltblütiger Killer reagiert. Ihnen fehlt einfach das Format zum Tyrannenmörder. Sie sind der ideale Mann am grünen Tisch. Da können Sie den brillanten Generalstäbler mimen, den genialen Urenkel Gneisenaus, den würdigen Nachfolger Moltkes, den neuen Schlieffen. Wenn es aber gilt, Ihre erhabenen, geistvollen Gedanken in simple Taten umzusetzen, dann fehlt Ihnen der Mumm. Dann halten Sie sich am Telefonhörer fest, statt zu handeln. So war es bisher, und so wird es auch beim nächsten oder übernächsten Mal sein, bis Himmler uns endlich auf die Schliche kommt. Nee, Stauffenberg, Ihr gutes Gemüt und Ihre Attentatsmotive in Ehren, aber auf Ihre Entschlußkraft kann man sich einfach nicht verlassen. So, das mußte einmal gesagt werden.
*Beck:* Sie sehen zu schwarz, Olbricht. Ich bin überzeugt, daß unser Stauffenberg es bei nächster Gelegenheit schafft.
*Olbricht:* Nein, Herr Generaloberst, der nicht! Der traut sich nicht, im entscheidenden Moment sein Herz über die Hürde zu werfen, trotz all seiner Reiterpassion. Wir sollten die Sache abblasen und den Dingen ihren Lauf lassen. Es kann sowieso nicht mehr lange dauern.
*Beck:* Und inzwischen werden immer mehr unserer Freunde verhaftet und vom Volksgerichtshof gnadenlos abgeurteilt. Denken Sie an Moltke, Dohnanyi und Bonhoeffer, an Reichwein und Leber . . .
*Olbricht:* Da, Stauffenberg, das gilt Ihnen! Denken Sie an Ihren Freund Leber! Haben Sie nicht noch vor wenigen Tagen so vollmundig gesagt „Ich hole ihn raus, und ich hole ihn raus"?

*Stauffenberg* (steht auf): Herr Generaloberst, ich kann nur nochmals versichern, daß ich heute ganz konkrete Gründe hatte, den Sprung zu verweigern, wie General Olbricht sich ausdrückte. Auch ich weiß, daß wir bald handeln müssen, und ich verpflichte mich, die nächste Chance wahrzunehmen, die Bombe zu zünden, ohne Rücksicht auf alle anderen Erwägungen. (wendet sich Olbricht zu): Ihnen aber, Herr General, werde ich Gelegenheit geben, Ihr Urteil über mich zu revidieren.
*Olbricht:* Das walte Gott und Alfred Nobel!
(Staufenberg geht ab).
*Olbricht:* Da geht er hin und würgt seine Wut herunter.
*Beck:* Unser Glück! Was hätten wir machen sollen, wenn er jetzt abgesprungen wäre? Sie haben ihm ja hart genug zugesetzt.
*Olbricht:* Das ist ja gerade das Verzweifelte! Ohne Attentat wäre ein Staatsstreich aussichtslos. Einen anderen Attentäter finden wir so bald nicht, und morgen schon kann es zu spät sein. Da mußte ich unserem erlauchten Freund doch bis zur Weißglut einheizen. Wenn er jetzt nicht spurt, dann macht er sich auf ewig lächerlich. Das weiß er, und darum wird er bei nächster Gelegenheit nicht erst noch telefonieren, sondern handeln.
*Beck:* Gott gebe, daß Sie recht haben, Olbricht! Ich wage es kaum noch zu hoffen. Ob wir wohl jemals wieder eine solch gute Chance bekommen wie heute? Hier lief alles so glänzend an . . .
*Olbricht:* . . . und dann stand ich allein auf weiter Flur mit meinen motorisierten Walküren! Himmelherrgottsakrament, am liebsten möchte ich diesem Versager noch nachlaufen, um ihm den verdienten Tritt in den Hintern zu geben.
*Beck:* Ein Glück für unsere Sache, daß er schon gegangen ist! Sonst käme es wohl doch noch zum Bruch zwischen Euch beiden Hitzköpfen. Vergessen Sie Ihren Zorn, Olbricht. Ich bitte Sie.
*Olbricht:* Ist ja schon gut, Herr Generaloberst, war nicht so krass gemeint. Aber das sage ich Ihnen bei allem Respekt: Beim nächsten Mal rühre ich keinen Finger, bevor die Vollzugsmeldung aus Rastenburg vor mir auf dem Tisch liegt.
*Beck:* Ich begreife Ihre Erregung und Ihre Vorsicht. Bedenken Sie aber, daß das uns mindestens zwei bis drei verlorene Stunden kostet!
*Olbricht:* Bedauere, aber ich werde nicht nochmals den ersten Zug tun. Ich lasse mich nicht mehr so aufs Kreuz legen wie heute. Mir hat

dieser eine Sprung ins Ungewisse genügt. Das war ein Schreck, der bei mir noch lange nachwirken wird.
*Beck:* Ja, es wird höchste Zeit, daß die Sache zu Ende geht. Wir sind eben alle mit den Nerven fertig, kein Wunder nach den vielen Enttäuschungen und Fehlschlägen seit nunmehr sechs Jahren. Ich jedenfalls bin einfach erledigt, völlig ausgebrannt. Schon manches Mal habe ich daran gedacht, mit eigener Hand Schluß zu machen, und wenn Stauffenberg nun auch die nächste Chance verpaßt . . .
*Olbricht:* Nein, diesmal nicht! Diesmal wird er nicht passen. Da habe ich vorgesorgt. Beim nächsten Mal wird ihn statt des bedächtigen Klausing der Oberleutnant v. Haeften begleiten. Der hat noch den unbekümmerten Schneid des typischen Leutnants, keine Angst vor großen Tieren.
*Beck:* Das scheint mir auch so. Der Polizeipräsident erzählte eben, wie dieser kleine Leutnant am Telefon seinen Oberst Graf Stauffenberg abgefertigt hat. Helldorf war baff.
*Olbricht:* Ja, und wir anderen nicht minder. Aber dann habe ich mir den kessen Jungen vorgeknöpft und für seine neue Rolle präpariert. Den habe ich so richtig scharf gemacht. Der weiß jetzt, worauf es ankommt.
*Beck:* Schön und gut, daß der Oberleutnant v. Haeften nun weiß, worauf es ankommt. Aber was hilft uns das? Er kommt doch gar nicht an Hitler heran.
*Olbricht:* Das zwar nicht. Aber er wird im gegebenen Moment ohne Zögern die Bombe auslösen und dem Stauffenberg in die Tasche stecken. „So, Chef, in zehn Minuten explodiert das Ding. Sehen Sie zu, daß Sie es schleunigst loswerden, sonst fliegen Sie selbst in die Luft." Und dann . . .
*Beck* (begreift): . . . dann hat Stauffenberg keine Wahl mehr. Dann kann er nicht mehr zurückzoppen.
*Olbricht:* Genau das! Nach dem großen Knall aber, wenn Hitler nach Walhall aufgefahren ist, dann bin ich bereit, unserem eingeschnappten Grafen jede Genugtuung zu leisten und ihm, falls er Wert darauf legt, sogar den Wunsch des Ritters Götz v. Berlichingen zu erfüllen.
*Beck:* Ein großes Wort, Olbricht!
*Olbricht:* Großes Ehrenwort, Herr Generaloberst!

Als Geschäftsführer der Fronde muß Stauffenberg erkannt haben, daß ein Staatsstreich zu Lebzeiten Hitlers einfach undenkbar und aussichtslos gewesen wäre. Mithin konnte es seit seinem „Engagement" im Oktober 1943 für ihn keine wichtigere Arbeit geben als die Vorbereitung eines Attentates, das zum Tode Hitlers führte.
Was hat er unternommen, um das Gelingen eines solchen Anschlages zu gewährleisten, um den Erfolg sicherzustellen, um den Täter von den Vorbereitungsarbeiten zu entlasten, um ihm eine Chance zu geben, nicht nur zum Handeln, sondern auch – wenn irgend möglich – zum Überleben?
Hat er – wie generalstabsüblich – für diese schwierige und für den Umsturz entscheidende Operation einen „Kalender" ausgearbeitet, um alle Gegebenheiten zu erfassen, einzuordnen und zweckdienlich auszuwerten? Wenn ein solcher Kalender, ein Operationsplan, ein „Drehbuch" existiert, wenn auch nur ein Bruchteil davon erhalten geblieben ist, dann sollte man ihn baldigst veröffentlichen, um Stauffenberg von dem Vorwurf zu befreien, er habe sich nicht die geringste Mühe gegeben, um den Vollzug des Attentates zu ermöglichen oder zu erleichtern – zumindest nicht während der Zeit vom Oktober 1943 bis zum Juni 1944, als er so intensiv nach opferwilligen Offizieren suchte, die in der Rolle des Todeskandidaten die „schmutzige Arbeit", die gewaltsame Beseitigung Hitlers, übernehmen sollten.
Was hätte er einem solchen Winkelried in die Hand gegeben, in die Hand geben können, um das Attentat auszuführen? Allenfalls ein Paket Sprengstoff und einige britische Zeitzünder, die sich bei früheren Anschlägen als ungeeignet erwiesen hatten. Mehr konnte er, der zuständige Geschäftsführer, nicht bieten!
Dann kam im Juni 1944 sein Entschluß, die Ausführung des Attentates selbst zu übernehmen. Jetzt ging es um seinen ganz persönlichen Einsatz, um seine persönliche Gefährdung, und da sollte man annehmen, daß er auch die Vorbereitungen persönlich betrieben hat – unter Aufbietung all seiner Kräfte und Fähigkeiten, vor allem aber unter Beachtung aller Regeln und Lehren, die ihm während der Ausbildung

zum Generalstabsdienst zuteil geworden waren und deren Zweckmäßigkeit er während seiner jahrelangen Tätigkeit im Generalstab erkannt haben mußte. Doch kein Mensch kann mehr geben, als er hat, und so wird die Vorbereitung des Attentats für Stauffenberg auch zum Prüfstein seiner Fähigkeiten als Generalstäbler.
Die Hauptschwierigkeit generalstabsmäßiger Planung, die Erkundung der „Feindlage", bleibt ihm erspart. Denn infolge seiner dienstlichen Position ist er genauestens über alles Wichtige im „Feindlager", im Führerhauptquartier, informiert. Welcher Generalstabsoffizier in aller Welt hat jemals unter derart günstigen Umständen eine Operation vorbereiten können!
Wie mühsam und im Endeffekt dennoch unvollkommen muß der „Ic", der für die Aufklärung zuständige Generalstabsoffizier, aus Spähtruppmeldungen, Luftaufnahmen, Gefangenenaussagen, angezapften Telefonleitungen, abgehörten Feind-Funksprüchen, aus Presseberichten und Feindpropaganda, auf Umwegen über Diplomaten in neutralen Ländern zahllose Mosaiksteinchen zusammensetzen, um wenigstens das Wesentlichste über den Feind, seine Stärke, Bewaffnung, Ausrüstung, Nachschub, Verpflegung, Munitionsausstattung, Kampfmoral der Truppe, Absichten und Taktik der Führung und so vieles andere mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, damit der „Ia", der „Erste Generalstabsoffizier", seinen Operationsplan auf einer verläßlichen Basis aufbauen kann!
Diese ganze mühsame Arbeit blieb Stauffenberg bei der Vorbereitung des Attentates erspart. Schon zu Beginn der Planung kannte er alle Feinddaten mit absoluter Zuverlässigkeit und konnte seine eigenen Maßnahmen danach ausrichten – für jeden Generalstabsoffizier eine wahrhafte Traumsituation!
Nach derart optimaler Klärung der Feindlage hatte er nun die erste definitive Entscheidung zu treffen: Welche Waffe sollte er verwenden? Gift und Dolch, seit Jahrhunderten die klassischen Waffen der Tyrannenmörder, kamen nicht in Frage. Da er auch die Schußwaffe ablehnte, blieb ihm nur noch die Bombe, der Sprengstoff – bei zweckmäßiger Anwendung das wirkungsvollste Vernichtungsmittel überhaupt.
Für den Modus operandi standen zwei Alternativen zur Wahl: der selbstmörderische Einsatz der eigenen Person oder die perfekte Auswertung aller verfügbaren technischen Gegebenheiten und Erkenntnisse.

Kein Zweifel, daß die erste Variante die höchste Sicherheit des Gelingens garantierte, dafür aber auch den höchsten Preis forderte. Diesen Preis zu zahlen waren jedoch nur Idealisten und Fanatiker bereit, die in der physischen Vernichtung eines Tyrannen ihren Lebenszweck erfüllt sahen, die das „Nachher" zu erleben nur als Geschenk des Zufalles erhofften, ohne es zu fordern oder auch nur zu erwarten. Doch von dieser Art war Stauffenberg nicht. Er wollte das Nachher noch erleben; er wollte als dominierende Hauptperson den Staatsstreich leiten; er wollte als Politiker in die Arena treten; er wollte „als Feldherr zu Feldherr" sogar mit Eisenhower auf gleicher Ebene verhandeln. Kurzum: Er wollte eine bedeutsame Rolle spielen, auch und gerade „nachher"! Er wollte Hitler nicht nur töten; er wollte ihn überleben! Nach kongruenten Bekundungen aller Autoren der Widerstandsliteratur hat er seine eigene Sicherheit für wichtiger gehalten als die Ausschaltung Hitlers. Die Gründe für diese vom Egoismus diktierte Verlagerung der Priorität stehen hier nicht zur Debatte; hier wird lediglich die Tatsache als solche registriert.

Es bleibt also nunmehr zu untersuchen, ob Stauffenberg nach Ablehnung der ersten Alternative – Opferung der eigenen Person – die zweite, die technische Perfektion, gewählt und konsequent praktiziert hat. Der Fehlschlag am 20. Juli läßt vermuten, daß er die Besonderheiten der zweiten Alternative infolge erheblicher Wissenslücken auf technischem Gebiet überhaupt nicht erkannt hat. Dementsprechend fiel sein Rezept allzu simpel aus: Man nehme eine Zeitbombe, stelle sie während der Lagebesprechung im Führerhauptquartier unter den Kartentisch, verlasse den Raum und warte die Detonation ab, bei der alle Anwesenden mitsamt ihrem Führer den Tod finden.

Nun, so einfach liegen diese Dinge nicht. Man muß schon etwas tiefer in die Materie einsteigen; man muß vor allem einige Kardinalfragen klären.

Zunächst: Wieviel Sprengstoff ist erforderlich, um Hitler unter den gegebenen Umständen mit Sicherheit zu töten? Bei Verwendung einer reinen Sprengladung ohne Metallumhüllung ist dieses Resultat nur dann gewährleistet, wenn die Detonation in unmittelbarer Nähe Hitlers erfolgt, sofern die Ladung der Bombe nicht stark genug bemessen ist, um im gesamten Besprechungsraum einen tödlichen Druckanstieg herbeizuführen.

Die erstgenannte Voraussetzung – Plazierung unmittelbar neben Hitler – war in Anbetracht der Situation von Leistungen abhängig, die zu erbringen Stauffenberg weder befähigt noch bereit war. Die Alternative aber, die Erzeugung einer tödlichen Druckwelle im ganzen Raum, hätte auch den Experten vor unlösbare Probleme gestellt. Der militärische Fachmann, der Pionier, hat zwar gelernt, die Bemessung der Ladung ganz exakt zu berechnen, sofern es sich um die Sprengung von Fels, Stein, Beton, von Mauerwerk, Stahl oder Holz handelt. Kein Pionier aber, ob Korporal oder General, fand damals in der vielzitierten „HDv" irgendwelche Formeln oder Anleitungen, um die physiologische Wirkung einer Sprengstoffdetonation zu berechnen. Mit dieser Frage wurde er gar nicht konfrontiert. Denn zur Bekämpfung lebender Ziele bediente er sich der eigens hierfür konstruierten Minen.
Als wirkungsvollste von ihnen sei die sog. „S-Mine" genannt: Nach Auslösung des Druckzünders – durch Darauftreten – wird die von einem Mantel aus Stahlkugeln umgebene Sprengladung von einer Schwarzpulver-Treibladung hochgeschleudert; erst in etwa einem Meter Höhe detoniert die Sprengladung im Inneren des Kugelmantels, so daß sich eine schrapnellartige Wirkung ergibt.
Das wäre auch für Attentäter die geeignetste Waffe gewesen: Zwei dieser Minen – natürlich ohne den hier überflüssigen Mechanismus zum Hochschleudern – in die Aktentasche gepackt, englische Bleistiftzünder in die Zündkanäle gesteckt, beide Minen mit Knallzündschnur verbunden, um das gleichzeitige Detonieren sicherzustellen, die Aktentasche nach dem Auslösen der Zünder hinter Hitlers Rücken auf einen Stuhl gestellt: Wenn dann die Detonation erfolgte, wenn einige hundert Stahlkugeln mit Geschoßgeschwindigkeit horizontal in den Raum hineinprasselten – dann mußte schon ein echtes Wunder geschehen, um Hitler wieder einmal davonkommen zu lassen! Doch höchstwahrscheinlich hat der passionierte Reitersmann Stauffenberg die jedem Pionier wohlvertraute S-Mine nicht einmal dem Namen nach gekannt; und so blieb er bei seinem Plan, nur reinen Sprengstoff zu verwenden. Als Generalstäbler an exaktes Planen gewöhnt, hätte er sich nun sorgfältig informieren müssen, welches Quantum für den vorgesehenen Zweck erforderlich war. Doch – wie bereits erwähnt – konnten ihm hierbei auch die Experten nicht mit zuverlässigen Berechnungen dienen.

Wenn der Wissenschaftler einen gesuchten Wert mit den herkömmlichen Formeln und Methoden nicht ermitteln kann, dann bleibt ihm noch das Experiment, die Versuchsreihe. Das aber heißt im vorliegenden Falle: Menschenversuche! Selbstverständlich wird auch der fanatischste Forscher bei diesem Preis auf anderweitig nicht zu beschaffendes Wissensgut verzichten.
Wird er auch verzichten, wenn es um die Vernichtung Hitlers geht? Stauffenberg, dieser „tief in der Verantwortung vor Gott verwurzelte gläubige Katholik", der „aus sittlicher Überzeugung zum Kämpfer gegen Hitler geworden war", der sich „vor Gott und seinem Gewissen geprüft hatte" – so lauten die Elogen seiner Biographen –, war psychisch robust genug, bei seinen Attentatsplänen den Tod zahlreicher Unbeteiligter in Kauf zu nehmen. Mehr noch: Dieser fürchterliche Blutzoll machte auf ihn so wenig Eindruck, daß er noch am Vorabend des 20. Juli die „gleiche strahlende Heiterkeit" zeigte wie an normalen Tagen auch. Doch trotz dieser offensichtlichen Gefühlskälte wäre er wohl nicht imstande gewesen, wehr- und ahnungslose Menschen einer Versuchssprengung auszusetzen, um dann kühl die Wirkung zu registrieren. Schon analoge Tierversuche wären ihm wohl noch zu barbarisch erschienen. Außerdem ist grundlegend festzustellen, daß die Durchführung praktischer, systematischer Versuche gar nicht seiner Art entsprach. Eine gegenteilige Behauptung seines Bruders Alexander wurde offenbar als Rechtfertigungsversuch aufgestellt und kann nicht ernst genommen werden; sogar Peter Hoffmann bezeichnet sie mit nachsichtiger Zurückhaltung als „abenteuerliche Variante". Oder läßt sich faktisch beweisen, „die Verschwörer hätten den Betonbunker [für die Lagebesprechungen] vorsorglich nachgebaut und darin Sprengversuche mit eindeutigem Erfolg angestellt"? Wahrscheinlich hat Alexander Stauffenberg in verständlicher Gutgläubigkeit ein Gerücht aufgegriffen und zur Entlastung seines Bruders Claus als Tatsache weitergegeben. Denn er war kein Architekt, kein Maurermeister oder Polier und konnte nicht wissen, was alles bei einem solchen Bunkerbau zu bedenken, zu beschaffen und zu leisten war – damals, 1943/44! Selbst wenn man in verwegenem Optimismus annimmt, es sei den Frondeuren gelungen, das damals streng rationierte Material zu „organisieren" (gemäß Berechnung Seite 244) etwa 16000 kg Zement, 600 kg Baustahl, 200 qm Schalbretter, ferner

## Der Bunker des Grafen Alexander Stauffenberg

Für die Materialberechnung dieses imaginären Bauwerkes werden folgende Dimensionen und Belastungen angenommen: Bodenfläche 5 x 10 m; lichte Höhe 2,50 m; Außenmauern 30 cm dick aus Stampfbeton; Stahlbetondecke 22 cm dick. Verkehrslast auf der Decke maximal 150 kg/m².

**Statische Berechnung** (nach damaligen Normen):

| | | |
|---|---|---|
| Stützweite der Decke: | 5,00 x 1,05 | = 5,25 m |
| Eigengewicht der Decke: | 0,22 x 2400 = g = 528 kg/m² | |
| Verkehrslast (s. o.): | p = 150 kg/m² | |
| Gesamtlast: | q = 678 kg/m² | |
| | $M_{max}$ = 678 x 5,25² x 0,125 = 2350 kg/m | = 235000 kg/cm |
| Betongüte: | $\sigma_b$ = 40 kg/cm²; Baustahl: $\sigma_e$ = 1200 kg/cm² | |
| Tabellenwerte (nach Wendehorst): | r = 0,411; $\gamma$ = 0,00556 | |
| | $h_{erf}$ = 0,411 x $\sqrt{235000 : 100}$ = 19,9 | = 22 - (1,5 + 0,6) |
| | $f_e$ = 0,00556 x 100 x 19,9 = 11,07 cm² | |
| | gewählt: 10 ⌀ 12 mit 11,30 cm² | = 8,88 kg/m² |
| | Verteiler: 3 ⌀ 7 mit 1,15 cm² | = 0,91 kg/m² |
| Stahlbedarf: | 10,6 x 5,6 x (8,88 + 0,91) | = 581 kg |
| Betonvolumen: | Fundamente 2 x 15,6 x 0,8 x 0,5 | = 12,48 m³ |
| | Fußboden 5,0 x 10,0 x 0,10 | = 5,00 m³ |
| | Außenmauern 2 x (5,6 + 10,0) x 2,5 x 0,3 | = 23,40 m³ |
| | Decke 5,6 x 10,6 x 0,22 | = 13,05 m³ |
| | Gesamtvolumen des Betons | = 53,93 m³ |
| Kiesbedarf für 54 m³ Beton: | 54 x 1,33 = 72 m³ | |
| Zementbedarf: | 54 x 300 = 16200 kg | |
| Sonstiges Material: | Schalbretter, Kanthölzer, Stützpfosten, Nägel u. a. m. | |
| Arbeitsleistungen: | Räumen und Planieren des Baugeländes; Ausheben der Fundamentgräben; Herstellen und Einbringen des Betons für Fundamente und Boden; Einschalen der Wände; Herstellen und Einbringen des Betons für die Wände; Einschalen der Decke; Zuschneiden, Biegen und Verlegen der Bewehrung; Herstellen und Einbringen des Betons der Decke. Nach 28 Tagen Abbindezeit Ausbauen der Schalung. | |

Kanthölzer, Betonstützen, Nägel, Kleineisenzeug etc.), es sei ihnen tatsächlich gelungen, den Bunker unter einem plausiblen Vorwand fertigzustellen, dann bleibt immer noch die Frage, in welcher Weise die „erfolgreichen Sprengversuche" ausgeführt worden sind. Hat man etwa russische Kriegsgefangene oder Partisanen als Versuchsobjekte verwendet? Es mußten doch Menschen sein, die dabei geopfert wurden; sonst wäre der Erfolg ja nicht – wie ausdrücklich betont wird – „eindeutig" gewesen!

Weniger abenteuerlich klingen die Berichte über die „zahlreichen Sprengversuche . . . , die Tresckow, Schlabrendorff und Gersdorff [1942] auf den Dnjepr-Wiesen bei Smolensk veranstalteten". Weniger abenteuerlich, dafür aber auch ohne Nutzeffekt im Sinne der Attentatsvorbereitungen: Im Verlaufe dieser Versuche wird eine Eisenbahnschiene „von einer kleinen Menge englischen Plastiksprengstoffes . . . glatt durchsprengt". Was ist eine kleine Menge? Da wird der Turm eines Panzers „mit etwa 200 bis 500 Gramm des Stoffes . . . abgesprengt und etwa 20 Meter weit weggeschleudert". Wieviel „Stoff" war es denn nun, 200 oder 500 Gramm? Sollte Stauffenberg sich vielleicht durch solch dilettantische und unzuverlässige Informationen zu der fatalen Überschätzung seiner Bombe verleiten lassen haben?

In sachlicher Hinsicht waren derartige Experimente für den Attentäter völlig wertlos. Er wollte ja keine Eisenbahnschienen und Panzer sprengen; er wollte Menschen töten, zumindest jenen einen Menschen! Hat Tresckow auch in dieser Hinsicht praktische Versuche gemacht? Nein. Man muß dem Wortlaut der diesbezüglichen Berichte vielmehr entnehmen, daß es ihm hauptsächlich um die Prüfung der Zünderlaufzeiten ging. Denn „Tresckow verließ sich nicht auf die vorhandenen Tabellen, sondern er stellte bei seinen Versuchen selbst solche Tabellen auf". Der verblüffte Fachmann fragt sich nun, wozu denn Sprengungen veranstaltet werden mußten! Die Zünder hätte Tresckow doch ohne Verschwendung des mühsam beschafften Sprengstoffes ausprobieren können.

Noch ein Wort zu Tresckows Tabellen: Wenn sie praktisch verwendbar sein sollten, dann mußten sie für jedes der geprüften Zündermodelle innerhalb vernünftiger Grenzwerte, z. B. von Null bis 25 Grad, für Temperatursprünge von je fünf Grad die tatsächliche Laufzeit ange-

ben. Frage: Wie wurden diese unterschiedlichen Temperaturen damals erzeugt, nicht im Labor, sondern im Freien, auf den vielgenannten Dnjepr-Wiesen? Es mußten schon exakte Werte sein; sonst hätte die Prüfaktion ja keinen Sinn gehabt. Es bedurfte also ganz spezieller Fachkenntnisse und zudem eines erheblichen Aufwandes. Wenn den Verschwörern aber ein Mann zur Verfügung stand, der solche Versuche durchzuführen imstande war – warum wurde dieser fähige Kopf, dieser weiße Rabe unter all den hilflos unpraktischen, unbeholfenen Dilettanten nicht auch für die zahlreichen anderen technischen Probleme der Attentatsplanung eingesetzt?

Soviel zu den Versuchen Tresckows. Sie hatten für Stauffenberg keinen brauchbaren Effekt, da es ihm ja ausschließlich auf die physiologische Wirkung einer Sprengstoffexplosion ankam. Doch es gab einen anderen Weg, sich hierüber zu informieren: Warum hat er sich nicht die tausendfachen Erfahrungen der Frontsoldaten zunutze gemacht?

Die Truppe wurde laufend zur Abgabe aller möglichen Erfahrungsberichte ersucht. Man denke nur an Stauffenbergs eigene Fragebogenaktion nach dem Polenfeldzug 1939. Jetzt, vier Jahre später in eine gehobene Dienststellung gelangt – Chef des Stabes im AHA, dann beim BdE –, konnte er sich ganz unverfänglich Erfahrungsberichte über physiologische Wirkungen von Explosionen beschaffen. Vielleicht wäre ihm dann auch die folgende oder eine vergleichbare Episode bekannt geworden:

„Trotz strikten Verbotes und eingehender Belehrung", so meldet ein Pionieroffizier, „versuchte der mit fünf Pionieren zum Räumen einer Minensperre eingesetzte Unteroffizier N. N., eine T-Mine 43 (Pilz) zu entschärfen. Bei der hierdurch ausgelösten Detonation fanden der Gruppenführer und drei seiner Leute den Tod; ein weiterer kam mit geringfügigen Verletzungen davon, da er im kritischen Moment zufällig etwa zwei Meter entfernt hinter seinen Kameraden am Boden gehockt hatte. Nur der letzte Mann der Gruppe blieb unversehrt; er ging gerade weg und befand sich schon in sicherer Entfernung, als die Mine detonierte. Er alarmierte sofort den Sanitäter und meldete mir dann den Vorfall. Der leichtverletzte Pionier bestätigte und ergänzte später die Unfallmeldung." (Der sinnlose Tod der vier Soldaten führte nach dem Kriege zu einem Prozeß vor dem für zuständig erklärten

Oberlandesgericht, so daß alle Einzelheiten des Unglücks durch Akteneinsicht nachgeprüft werden können.)
Fazit für Stauffenberg nach Auswertung solcher Berichte: Die Druckwelle der Explosion wird bei zwei Meter Abstand durch einen menschlichen Körper zwischen Bombe und Zielperson fast vollständig unwirksam gemacht. Beim Attentat darf demnach niemand zwischen Hitler und der Bombe stehen! Über die Auswirkungen einer Detonation im geschlossenen Raum vermag ein solcher Vorfall keine Aufschlüsse zu geben.
Wenn Stauffenberg also keine Berichte über Detonationen in Bunkern und Häusern zur Hand hatte, dann blieb er auf die mehr oder weniger zuverlässigen Schätzungen von Fachleuten angewiesen. Die Frage müßte dann folgendermaßen formuliert werden: „Welche Sprengstoffmenge ist erforderlich, um in einem Raum von 10 x 6 x 3 m Größe alle Anwesenden zu töten?"
Wahrscheinlich wird jeder Fachmann antworten: „Dieses Quantum kann nicht mit exakten Zahlen angegeben werden. Auf Grund meiner Feststellungen nach einschlägigen Vorkommnissen würde ich 50 kg TNT für ausreichend halten. Der Tod aller Anwesenden wäre jedoch keineswegs absolut sicher, wenn es sich nicht um einen allseitig geschlossenen Betonbunker handelt, sondern um einen Raum normaler Bauart mit großen Fenster- und Türöffnungen."
Selbstverständlich ist nicht auszuschließen, daß der Befragte eine wesentlich geringere Menge angibt. Ein heeresüblich ausgebildeter Pionier kann aber nicht die Ansicht vertreten, daß ein Quantum von weniger als 10 kg ausreicht, um im Besprechungsraum des Führerhauptquartiers – Volumen etwa 150 cbm – einen absolut tödlich wirkenden Druckanstieg zu erzeugen. Auf Anfrage hätte Stauffenberg von jedem Fachmann zu hören bekommen, daß es einfach vernunftwidrig wäre, diesen Effekt mit nur einem Kilogramm Sprengstoff – wenn auch bester Qualität und Brisanz – erzielen zu wollen. Aber er hat keine echten Fachleute befragt, und das ist nicht nur vernunftwidrig, sondern auch verantwortungslos. Ein verantwortungsbewußter Attentäter hätte sich im Hinblick auf die schwerwiegenden Folgen eines Fehlschlages nicht mit der Meinungsäußerung eines frontfremden Büro-Offiziers begnügt; er hätte nicht nur einen, sondern alle erreichbaren Front-Offiziere nach diesbezüglichen Erfahrungen befragt.

Es ist unfaßbar, es ist mit den normalen Denkgesetzen nicht vereinbar, daß Stauffenberg – trotz erwiesener Ausbildung für den Generalstabsdienst – sich nicht die geringste Mühe gegeben hat, in dieser Hinsicht brauchbare Auskünfte einzuholen. Auch hier bleibt nur eine medizinische Erklärung übrig: partielle oder temporäre Störungen der Gehirnfunktionen, verursacht durch Kopfverletzung. Doch auch diese Indemnitätsfeststellung ändert nichts am faktischen Resultat: Stauffenberg hat es unterlassen, zwecks Vorbereitung seines Attentates die hierfür erforderliche Sprengstoffmenge zu ermitteln! In leichtfertigem Vertrauen auf den Zufall begnügt er sich am 20. Juli 1944 mit der geringen Ladung von einem Kilogramm Sprengstoff.
Wie aber kommt er an diesen Sprengstoff? Hat er sich darum bemühen müssen? Hierzu schreibt Peter Hoffmann: „Oberst i. G. Wessel Freiherr von Freytag-Loringhoven . . . ließ sich Ende des Monates [Juni 1944] von Schrader den Sprengstoff und die Zünder aushändigen und gab sie an Stauffenberg weiter." Kann man die bloße Annahme der Spreng- und Zündmittel als Leistung zur Vorbereitung des Attentates bewerten? Eine Ermessensfrage.
Nun zum zweiten wichtigen Teil der Bombe, zum Zünder, den der Attentäter ja, wie zuvor erwähnt, ebenfalls ohne persönliches Dazutun erhalten hat.
Wenn man unterstellt, daß die vielfach geäußerten Behauptungen hinsichtlich der Doppelrolle Stauffenbergs – einmal als einzig verfügbarer Attentäter, und zum andern als unentbehrlicher Leiter des Staatsstreiches – den Tatsachen entsprechen, dann mußte freilich bei der Planung des Attentates berücksichtigt werden, daß er nach dem Auslösen der Bombe unbehelligt aus der Wolfsschanze entkommen konnte. Dies wäre eventuell zu ermöglichen durch Verwendung eines Zeitzünders, der – wie etwa der Handgranatenzünder – innerhalb einiger Sekunden nach dem Abziehen zur Detonation führt.
Das Attentat nähme dann folgenden Verlauf: Stauffenberg begibt sich mit der Aktentasche in der Hand auf seinen Platz in der Nähe Hitlers. Sobald er nun verabredungsgemäß zum Telefon gerufen wird, stellt er die Tasche ab, löst dabei den Zeitzünder aus und verläßt den Raum. Die noch verbleibende Zeitspanne bis zur Detonation ist so kurz, daß unvorhersehbare Zwischenfälle mit einiger Sicherheit ausgeschlossen sind, daß niemand die Aktentasche wegnimmt und daß Hitler seinen

Platz am Kartentisch nicht wechselt, mithin im Wirkungsbereich der Bombe bleibt. Natürlich hätte Stauffenberg einen deutschen Handgranatenzünder unter den Augen der Anwesenden nicht abziehen können, ohne erhebliches Aufsehen zu erregen. Ein amerikanischer oder französischer Handgranatenzünder hingegen ließ sich derart präparieren, daß er mit einem Fingerdruck ganz unauffällig ausgelöst werden konnte. (Diese Manipulation wird an anderer Stelle ausführlich erörtert. Siehe Seite 159–161.)
Zweckmäßiger wäre es jedoch gewesen, einen Uhrwerkszünder mit etwas längerer Laufzeit – 8 bis 10 Sekunden – zu verwenden. Wenn ein solcher nicht zur Verfügung stand, dann bereitete es in technischer Hinsicht keine Schwierigkeiten, mittels Stoppuhr und eingebautem Kontakt einen Glühzünder elektrisch auszulösen. Das so oft als Gegenargument angeführte „verräterische Ticken" der Uhr ließ sich problemlos durch eine schalldämmende Verpackung beheben, und den Glühzünder hätte jeder Pionier besorgen können. Doch diese Alternativlösung wird hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Denn zur Realisierung derselben fehlte im Kreise der Verschwörer ein Praktiker vom Schlage des Tischlergesellen Georg Elser; vor allem aber mangelte es an vorausschauender Planung, um solche technischen Gegebenheiten nutzen zu können.
Stauffenberg jedenfalls hat derartige Probleme nicht einmal in seine Überlegungen einbezogen; er nahm einfach, was v. Loringhoven ihm bot – den britischen „Zündstift" – und stellte dadurch das ganze Unternehmen in Frage. Denn dieser chemisch-mechanische Zeitzünder ließ sich nach dem Auslösen, nach dem Zerbrechen der Säurekapsel, nicht mehr abstellen, so daß es unmöglich gewesen wäre, auf unvorhergesehene Zeitverschiebungen zweckmäßig zu reagieren. Dieser Umstand wäre dem Attentäter klargeworden, wenn er es nicht für überflüssig gehalten hätte, nach bewährtem militärischem Brauch einen „Kalender" auszuarbeiten und die entscheidende Phase des gewagten Unternehmens zunächst einmal am „Sandkasten" durchzuspielen. Doch statt dessen ließ er in orientalischem Fatalismus die Dinge auf sich zukommen. Dabei hätte es noch nicht einmal der Fachkenntnisse eines Generalstabsoffiziers bedurft, um die möglichen Varianten der Situationsentwicklung voraussehen zu können und den hier folgenden, die Gefahrenmomente erkennbar machenden Zeitplan aufzustellen:

Der entscheidende Schritt, die Auslösung des Zünders, erfolgt seiner Laufzeit entsprechend 15 Minuten vor dem eingeplanten Zeitpunkt der Bombendetonation. Das Auslösen des Zünders – am 20. Juli 1944 geschah dies etwa um 12.30 Uhr – ist demnach als „X-Zeit" einzusetzen.

12.28 Uhr: Stauffenberg begibt sich in den hierfür reservierten „Startraum", verschließt die Tür, öffnet die Aktentasche, überprüft noch einmal Bombe und Zünder, legt die bekannte Zange zurecht.

12.30 Uhr: X-Zeit! Stauffenberg zerdrückt die Säureampulle. Der Zünder ist ausgelöst, die Laufzeit von 15 Minuten hat begonnen. Der Zeitpunkt der Detonation läßt sich nun nicht mehr verschieben. Stauffenberg schließt die Aktentasche, öffnet die Tür, nimmt die Tasche in die Hand und verläßt den Raum. Es ist

12.31 Uhr. Der Weg zur Lagebaracke beträgt etwa 3 Minuten.

12.34 Uhr: Ankunft an der Lagebaracke. Noch 11 Minuten bis zur Detonation. (Es wird hier vorausgesetzt, daß die Laufzeit des Zünders infolge Verwendung der Tresckow-Tabellen genau bekannt ist. Andernfalls müßten einige Minuten für Früh- und Spätzündung einkalkuliert werden!)

Für die Situation, die Stauffenberg an der Lagebaracke um 12.34 Uhr vorfindet, gibt es mehrere Varianten, von denen nun einige erörtert werden.

*Fall 1*

Stauffenberg erfährt jetzt erst, daß der Beginn der Lage um eine Viertelstunde verschoben ist, daß seine Bombe also noch vor dem Beginn der Lage detonieren wird. Als erfahrener Generalstäbler muß er mit einer solchen Programmänderung gerechnet haben. Wie vorgesehen, geht er zum Startraum zurück.

12.37 Uhr: Stauffenberg erreicht den Startraum, setzt die Tasche ab, schließt die Tür, öffnet die Tasche, nimmt den Zünder heraus und entfernt die Sprengkapsel.

12.39 Uhr: Stauffenberg legt den Zünder, natürlich ohne Sprengkapsel, in einen eigens zu diesem Zweck angefertigten schalldichten Behälter und wartet.

12.45 Uhr: Die aus der zerbrochenen Ampulle ausgetretene Säure hat den Haltedraht zersetzt; der Schlagbolzen wird frei, schnellt vor und bringt das Zündhütchen zur Detonation. Der hierbei entstehende Knall wird durch den Schallschutz fast unhörbar gemacht. Stauffenberg geht zur Lage zurück; er hat sich aus der Affäre ziehen können, doch das Attentat ist mißlungen.

(Am 20. Juli wurden am Tatort zwei Schlagbolzenfedern entdeckt. Es ist daher anzunehmen, daß die Bombe mit zwei Zündern bestückt war. Prinzipiell ändert sich dadurch nichts an den hier erörterten Problemen.)

*Fall 2*

Die ersten Minuten verlaufen wie im Fall 1. Fortsetzung:

12.34 Uhr: Stauffenberg trifft an der Lagebaracke ein. Die Besprechung ist bereits im Gange, und nun wird er sofort zum Vortrag aufgefordert. (Bekanntlich hat Keitel am 20. Juli einen solchen Vorschlag gemacht!) In etwa 10 Minuten wird die Bombe, die da vor ihm unter dem Tisch steht, detonieren. Hat er diesen Fall einkalkuliert und den Vortragstext so bemessen, daß er rechtzeitig zum Schluß kommen und sich vor der Explosion zurückziehen kann? Die Aussagen seines Bruders Berthold beweisen, daß er nicht mit einer vergleichbaren Situation gerechnet hat!

*Fall 3*

Die gleiche Ausgangslage wie in Fall 2. Stauffenberg wird jedoch nach dem Vortrag in eine Diskussion verwickelt. Kann er unter diesen Umständen die Lage noch rechtzeitig verlassen? Mit welcher Begründung? Telefongespräch mit Berlin? Was könnte so dringend sein, daß er deswegen den Führer warten lassen darf? Inzwischen vergeht die kostbare Zeit . . .

12.42 Uhr: Eine dramatische Situation! Wenn er durchhält, wenn er sich selbst opfert, dann ist zwar der Erfolg des Attentates

gewiß, doch um welchen Preis! Hat nicht Beck dieses Selbstopfer ausdrücklich verboten, weil das Überleben Stauffenbergs wichtiger ist als die Ausschaltung Hitlers? Durch die gesamte Widerstandsliteratur zieht sich doch wie ein roter Faden die Behauptung, daß das Gelingen des Staatsstreiches ohne Mitwirkung Stauffenbergs ausgeschlossen sei! Und nun steht er, der Unersetzliche, zwischen Skylla und Charybdis: Ob er in heldenhafter Opferbereitschaft die Explosion abwartet oder ob er die Bombe aus dem Fenster wirft und sich den hereinstürmenden Wachen ergibt – er wird keine Gelegenheit mehr haben, nach Berlin zurückzukehren und die Leitung der Erhebung zu übernehmen. Hat Stauffenberg eine solche Entwicklung nicht vorausgesehen, oder sind die Behauptungen bezüglich seiner Unersetzlichkeit unzutreffend?

*Fall 4*

12.34 Uhr: Stauffenberg erreicht die Lagebaracke, wo die Besprechungsteilnehmer auf den noch nicht eingetroffenen Hitler warten. „Der Führer wird gleich kommen", erklärt Keitel den Offizieren, die sich unbefangen und gelassen unterhalten. Nur der Attentäter steht unter Zeitdruck und verfolgt mit steigender Nervosität das Vorrücken des Uhrzeigers.

12.40 Uhr: Noch fünf Minuten, dann wird die Detonation der Bombe erfolgen! Hitler aber ist immer noch nicht eingetroffen. Stauffenberg kann nun nicht mehr länger warten. Unverzüglich zieht er sich zurück – falls er nicht durch einen Befehl Keitels aufgehalten wird – und eilt zum Startraum, wo er, wie in Fall 1 geschildert, die Bombe entschärft.

In diesen willkürlich ausgewählten vier Fällen führt die Eigenart des chemisch-mechanischen Zünders zum Scheitern des Attentates. Es bedarf keiner generalstabsmäßigen Schulung, um zu erkennen, daß jeder andere Attentäter diesen Zünder hätte verwenden dürfen, nur

eben nicht Stauffenberg, der – angeblich – auch nach vollbrachtem Attentat unentbehrlich war für die Durchführung des Staatsstreiches. Unter diesem Aspekt sah sich sogar ein Filmregisseur, ein krasser Laie, zu einer Ehrenrettung des so dilettantisch planenden Fachmannes, des Generalstabssoffiziers, veranlaßt: Im Film hat Stauffenberg seine Bombe mit einer besonderen Vorrichtung zum Auslösen des Zünders versehen. Da sieht das Publikum in Großaufnahme, wie der Attentäter unmittelbar vor dem Verlassen der Lage mit seinem Fuß auf die unter dem Tisch stehende Aktentasche tritt und dadurch den Zünder in Gang setzt. Im Film ist also dafür gesorgt, daß es nicht zu den oben geschilderten kritischen Situationen kommen kann!
Eine andersartige Krisenanfälligkeit des von Stauffenberg praktizierten Zeitzünder-Verfahrens kann allerdings auch der scharfsinnigste Filmregisseur nicht überspielen:

*Fall 5*

12.34 Uhr: Die Lagebesprechung beginnt pünktlich und ohne Besonderheiten. Stauffenberg setzt seine Bombe ab und zieht sich zurück, um draußen die Detonation abzuwarten. General Heusinger hält Vortrag . . .

12.42 Uhr: Überraschend bricht Hitler die Besprechung ab und verläßt den Raum – ein durchaus nicht ungewöhnlicher Vorgang, den der draußen wartende Stauffenberg aber nicht bemerken kann.

12.45 Uhr: Die Bombe explodiert; doch Hitler kommt wieder einmal davon, nicht dank freundlicher Fügung der Vorsehung, nicht dank höherer Gewalt. Er verdankt sein Leben dem Versagen des Attentäters, der die Unzuverlässigkeit, die Untauglichkeit der Zeitbombe bei einigem Nachdenken hätte erkennen müssen.

Man braucht gar nicht erst nachzuforschen, ob Stauffenberg diesbezügliche Überlegungen angestellt oder gar als Kalender schriftlich fixiert hat. Die Tatsachen sprechen gegen eine solche Annahme. Auch würden seine Biographen nicht versäumt haben, diesen Pluspunkt ihrem Helden gutzuschreiben. Demnach ist festzustellen: Er hat auch

hinsichtlich des Zünders keine echten Vorbereitungen getroffen, sondern ohne Überlegung oder Erprobung nach dem Kochbuch-Motto „Man nehme" gehandelt.
Wie steht es mit anderen Vorbereitungen für dieses schicksalsträchtige Unternehmen?
Wie Schlabrendorff berichtet, war bei seinem Attentatsversuch am 13. März 1943 die Bombe nicht detoniert, und es ist nicht ganz auszuschließen, daß es dem Attentäter nicht gelungen war, die Säureampulle des Zünders vorschriftsmäßig zu zerbrechen. Diesbezügliche Erwägungen müßten Stauffenberg veranlaßt haben, sich intensiv mit dem Zünder zu befassen und alle erforderlichen Handgriffe bis zur Perfektion zu üben. Vor allem mußte er sich überzeugen, ob er – so wie Gersdorff es gemacht haben will – mit seinen drei Fingern die Glasampulle zerdrücken konnte. Doch über solche praktischen Versuche – etwa probeweises Auslösen des Zünders – ist nichts bekannt. Frage: Welcher Jäger geht wohl mit einer neuen Büchse auf die Pirsch, ohne vorher einige Probeschüsse abzugeben? Nun, Stauffenberg hat keine „Probeschüsse" mit seinem Zünder abgegeben! Er hat eine Generalprobe – sonst bei allen wichtigen Anlässen üblich – als Vorbereitung auf seinen Einsatz für überflüssig gehalten. Mangelte es ihm an Einsicht oder an Zündern?
Welche Vorbereitungen hat Stauffenberg getroffen, um die Bombe ungefährdet durch die Wachen des Führerhauptquartiers zu bringen?
Kurz gesagt: keine! Der „kühl rechnende Generalstäbler" verließ sich wie ein leichtsinniger Spieler auf den Zufall. Es war den Verschwörern bekannt, daß Himmler seit längerer Zeit mit einem Attentatsversuch rechnete, daß die Gestapo jeden Tag drastische Maßnahmen zum Schutze Hitlers ergreifen konnte. Welche Maßnahme aber lag näher als die verschärfte Kontrolle des Handgepäcks der Passanten beim Eintritt ins Führerhauptquartier? Unbestreitbar hat Stauffenberg die hierdurch verursachte Entdeckungsgefahr nicht völlig außer acht gelassen. Warum sonst hätte er den Sprengstoff in seiner Aktentasche mit einem Hemd zudecken sollen! Mit dieser Geste von rührender Naivität, die im Falle ernsthafter Kontrolle absolut wirkungslos bleiben mußte, war die Vorsorge Stauffenbergs gegen die Entdeckung des gefährlichen Tascheninhalts aber auch schon zu Ende.

Da gab es doch so viele Möglichkeiten, das Risiko nicht nur zu vermindern, sondern sogar völlig auszuschalten. Es würde zu weit führen, alle Tarnungshilfen aufzuzählen, die sich einem halbwegs intelligenten Attentäter geradezu anboten. Eine kleine Auswahl dürfte genügen: Gasmaskenbehälter; Konservenbüchsen; Thermosflaschen; Steinhägerkrüge. Bei geschickter Anordnung des normalen und des brisanten Inhaltes solcher „Packgefäße" kann der Kontrollierte dem Wachsoldaten sogar Kostproben anbieten, etwa einen Schluck „Schlichte". Dann wird wohl auch der diensteifrigste Posten – und sei es der argwöhnische Feldwebel Kolbe persönlich – keinen Verdacht schöpfen.

Auf diese Weise hätte Stauffenberg das Bombenmaterial in das Führerhauptquartier hineinschaffen und dort einem Mitverschwörer zur Aufbewahrung übergeben können. Dann brauchte er nicht „wochenlang mit einer Aktentasche voll Sprengstoff durch die Lande zu reisen" und immer wieder zu riskieren, bei unverhoffter Kontrolle aufzufallen und festgenommen zu werden. Doch in unbegreiflichem Leichtsinn hat er diese tödliche Gefahr mindestens viermal herausgefordert, als er am 6., 11., 15. und 20. Juli mit der in ein Hemd eingewickelten Bombe unter dem Arm die Wachen des Führerhauptquartiers passierte.

Wahrscheinlich hat er auch über dieses Problem gar nicht nachgedacht, so daß er sich der Gefahr überhaupt nicht bewußt geworden ist. Demnach sah er auch keine Veranlassung zu besonderen Vorsichts- oder Tarnmaßnahmen, und so erklärt sich die eigentlich unerklärliche Tatsache, daß man in der Literatur keinerlei Hinweise auf sicherheitsfördernde Vorbereitungen findet. Allem Anscheine nach – und im Gegensatz zu den fast hymnischen Elogen einiger Historiographen – hat Stauffenberg eben n i c h t „sein Mögliches getan", als er das Attentat plante.

Sein Verhalten läßt sich wohl kaum treffender charakterisieren als durch Abwandlung seiner eigenen ironischen Kritik aus dem Jahre 1941 anläßlich eines Vortrages in der Kriegsakademie. Damals soll er zu seinen Kameraden gesagt haben: „Unsere Kriegsspitzengliederung ist noch blöder, als die befähigtsten Generalstabsoffiziere sie erfinden könnten, wenn sie den Auftrag bekämen, die unsinnigste Kriegsspitzengliederung zu erfinden." Was liegt unter den gegebenen Umstän-

den näher, als hier das Wort „Kriegsspitzengliederung" durch „Attentatsplanung" zu ersetzen? Unsinnig wäre aber die Verwendung des Begriffes „Attentats-Vorbereitung". Denn eine Handlung Stauffenbergs, die man als Vorbereitung seines schwierigen und gefährlichen Unternehmens bezeichnen könnte, läßt sich im vorliegenden Schrifttum auch bei großzügigster Auslegung nicht feststellen.
So ergibt sich die Erkenntnis: Hier hat ein Pokerspieler auf den Zufall gesetzt! Der Zufall verhinderte zwar die Entdeckung der Bombe beim Passieren der Wachen; der Zufall verhalf ihm sogar zum Entkommen aus der Wolfsschanze. Der Zufall brachte aber auch seinen Anschlag zum Scheitern.
Stauffenberg hat nichts zum Gelingen seines primitiven Attentatsplanes beigetragen. Hätte er mehr tun, hätte er anders und besser planen können? Allerdings!
Ein qualifizierter Generalstabsoffizier in solcher Lage bemüht sich, den Zufall auszuschalten, indem er sein Vorhaben unter Auswertung aller wissenschaftlichen Erkenntnisse und technischen Gegebenheiten sorgfältig vorbereitet. Wenn seinem Wissen und Können auf diesem Felde mehr oder weniger enge Grenzen gesetzt sind, dann spannt er die Kenner und Könner, die Fachleute für seine Zwecke ein – die Wissenschaftler, die Ingenieure, die Pioniere. Bei normalen Intelligenzfundus dürfte es ihm nicht schwerfallen, zwecks Tarnung dieses ungewöhnlichen Ansinnens plausible Vorwände zu erfinden. Ausgestattet mit der Autorität seiner Position und mit dem Verfügungsrecht über Materialbestände aller Art, läßt er sich von diesen Experten ein nach menschlichem Ermessen perfektes Tötungsgerät mit elektrischer Funkfernsteuerung konstruieren. Mit dieser Ausrüstung betritt er die Lagebaracke, setzt die Bombe ab und geht hinaus, wo sein Adjutant ihm Reservemütze und Koppel übergibt. So wird der Leutnant Kretz keinen Grund zum Wundern finden, sondern unverzüglich losfahren; so werden auch die Torwachen keine Schwierigkeiten machen.
Nach einigen Minuten Fahrt, den Augen des mißtrauischen Feldwebels Kolbe entzogen, läßt der Attentäter halten. Den Fahrer schickt er zurück, um die dem Oberleutnant v. Haeften „zufällig" weggeflogene Mütze zu holen. Dann schaltet er seine Funkgeräte ein und nimmt, wenn auch nur akustisch, an der Lagebesprechung teil: Er hört den

Vortrag Heusingers; demnach dauert die Besprechung noch an. Er hört eine Frage Hitlers; demnach hat dieser den Raum nicht verlassen. Er hört das gleichmäßige Summen des Sonar-Kontrollgerätes; demnach befindet sich im Augenblick kein Hindernis zwischen Hitler und der Bombe; kein Besprechungsteilnehmer steht in der „Schußlinie". Damit sind alle Checks positiv ausgefallen. Feuer frei! Ein Druck auf die Sendetaste, und drüben in der Lagebaracke, höchstens zwei Meter hinter dem Rücken Hitlers, detoniert die Bombe. Diese besteht aber nicht aus einem kümmerlichen 975-Gramm-Klumpen Hexonit oder Hexogen. Nein, die Aktentasche ist vielmehr bis zum Bersten vollgepackt mit einer wirklich tödlichen Ladung, mit 10 Kilogramm des brisantesten verfügbaren Sprengstoffs, oder mit S-Minen, oder mit Granaten! Das gibt ein Inferno, dem Hitler nicht entkommen kann.

Der Attentäter setzt seine Fahrt zum Flugplatz fort, und während er über den Baumkronen des Führersperrkreises die Explosionswolke aufsteigen sieht, hört er aus dem Funkgerät die Erfolgsmeldung, die General Fellgiebel immer wieder in die Morsetaste hämmert, im Klartext, unverschlüsselt und unmißverständlich:

.... .. – .–.. . .–. – ––– –

H I T L E R T O T

Hitler tot! Das Attentat ist geglückt! Jetzt muß auch der Staatsstreich gelingen!

Für den Fachmann bedarf es keines besonderen Nachweises, daß der vorbeschriebene Attentatsplan gar nichts Utopisches an sich hat, daß er durchaus praktikabel gewesen wäre, auch beim damaligen Stand der Technik, speziell der Elektrotechnik. Denn zu den heimlichen Förderern des Widerstandes gehörte auch der Großindustrielle Robert Bosch! Und da nach dessen Tod im Jahre 1942 der neue Firmenleiter Hans Walz im gleichen Sinne tätig war, hätte den Verschwörern nicht nur das technische Know-how dieser Weltfirma zur Verfügung gestanden, sondern auch ihre immense Produktionskapazität.

Noch ein Hinweis an den Skeptiker, der die Konstruktion einer ferngesteuerten Superbombe für unmöglich hält:

Auf den Tag genau 25 Jahre nach dem dilettantischen Attentat Stauffenbergs, am 20. Juli 1969, hat sich mit der ersten Landung des Menschen auf dem Mond erwiesen, daß den Leistungen der Techniker

nur finanzielle Grenzen gesetzt sind. Oder ist es für den technisch gebildeten Menschen kein überzeugender Beweis für diese Behauptung, wenn er am Bildschirm miterlebt, wie sich die Klappen der Mondfähre öffnen und dann ein fahrbereites Auto herauskommt? Oder wenn wenige Jahre später unbemannte Raumschiffe ins Weltall vorstoßen, auf Venus und Mars Bodenproben analysieren, nach jahrelangem Flug auf vorberechneter Bahn an den äußeren Planeten vorbeifliegen, Fotos zur Erde senden, die Geheimnisse der Saturnringe enthüllen?
Doch die Gegner Hitlers, einschließlich ihres Geschäftsführers Stauffenberg, waren nicht befähigt, die unbegrenzten Möglichkeiten der Technik zu erkennen, geschweige denn, sie für ihre Zwecke zu nutzen.

## VERBOTE

„Die Art, in der es geschehen ist, lehne ich ab", läßt Kunrat Freiherr v. Hammerstein seinen Onkel Victor sagen. Doch dann versucht er diese Kritik an den Geschehnissen des 20. Juli zu entschärfen: „Du kennst nur die wie üblich erlogene Nazi-Version und kannst darauf kein Urteil bauen." Dieser Versuch aber, für die augenscheinlich so „schmutzige Arbeit" Stauffenbergs ein Säuberungsverfahren einzuleiten, erweist sich als aussichtslos: Man mag die Berichte über das Attentat noch so sorgfältig miteinander vergleichen; man mag auch je nach der Mentalität der Berichter geringfügige Nuancen feststellen; in der Substanz aber gibt es keinen Unterschied!
„Wenn Stauffenberg schon meinte, seinen Obersten Befehlshaber umbringen zu müssen, dann hätte er, der Offizier, ihn mit der Pistole erschießen sollen, statt ihm eine Zeitbombe unter den Tisch zu legen und sich feige davonzumachen." Das war der Tenor aller Gespräche unter deutschen Offizieren, als in den Stunden und Tagen nachher die näheren Umstände des Attentats bekannt wurden.
So ist denn auch folgendes Urteil des Generalobersten Jodl, der bekanntlich der Rachejustiz des Nürnberger Tribunals zum Opfer fiel, den eidestreuen Soldaten aus der Seele gesprochen: „Ich habe meine

Ehre darin erblickt, den Gehorsam, den ich gelobt habe, zu halten. Alle diejenigen, die versucht haben, mit mexikanischen Gangstermethoden diesen Gehorsam zu brechen, verdienen meine Verachtung."
Es sah eben auch in der objektivsten Version gar nicht nach einem heldenmütigen Einsatz Stauffenbergs aus, und so mußten seine Freunde sich schon etwas einfallen lassen, um den Ruch des feigen Meuchelmordes zu tilgen. Sie haben sich auch einiges einfallen lassen; doch bereits das erste Argument zur Erklärung der „Art, wie es geschehen ist", erweist sich als wenig überzeugend. Da wird nämlich behauptet, Stauffenberg sei zwar fest entschlossen gewesen, das Attentat ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben auszuführen; doch Beck habe diesen heroischen Einsatz verboten, selbst „um den Preis des Attentats".
Wenn er sich jedoch schon durch ein Wort Becks von seinem Vorhaben abbringen ließ, dann kann es mit seiner Entschlossenheit nicht weit her gewesen sein. War dieses Verbot für ihn vielleicht nur ein willkommener Vorwand, sein Versprechen nicht einlösen zu müssen, so wie die Generalsverschwörer im September 1938 das Münchener Abkommen zum Anlaß nahmen, ihren Putsch abzublasen?
Wie hätte damals ein aktiver Offizier der deutschen Wehrmacht auf das Veto eines emeritierten Generals, eines „Zivilisten", reagiert? „Herr Generaloberst, ich bedauere, darauf hinweisen zu müssen, daß Sie nicht mehr bzw. noch nicht befugt sind, mir etwas zu befehlen oder zu verbieten. Ich will diesen Hitler umbringen, so oder so, und wenn ich dabei draufgehe, dann ist das meine Sache. Sorgen Sie dafür, daß Sie nachher den Staatsstreich richtig hinkriegen!"
Die Nichtsoldaten unter den Widerstandsautoren, die diese Mentalität, dieses Selbstbewußtsein aktiver Offiziere im Umgang mit verabschiedeten Kameraden nicht aus eigenem Erleben kennen, seien daran erinnert, mit welcher Entschiedenheit die Generale Kuntze und Specht sich am 20. Juli 1944 weigerten, mit einem „Herrn Hoepner" auch nur zu verhandeln. Da spielte es keine Rolle, daß besagter Herr früher mal Generaloberst gewesen war. Da half auch kein Hinweis auf die Befehle des Feldmarschalls v. Witzleben: „Der ist doch ebenfalls verabschiedet!" Mithin läßt sich das Nachgeben des aktiven Offiziers Stauffenberg gegenüber dem Einspruch des Ruheständlers Beck keinesfalls als ein Akt des militärischen Gehorsams, der Disziplin auslegen.

Welcher andere Beweggrund aber hätte ihn veranlassen können, seinen Entschluß zu ändern, seine Absicht aufzugeben, wenn er sich tatsächlich dazu durchgerungen hätte, nahezu alle moralischen, juristischen, konventionellen und psychischen Schranken zu ignorieren: als Soldat den Fahneneid und als Edelmann sein Ehrenwort zu brechen; als tiefgläubiger Christ das fünfte Gebot zu übertreten, zu töten; als Mensch schließlich dem angeborenen Selbsterhaltungstrieb zuwider sein Leben zu opfern – das alles zu dem einen Ziel, durch die Ermordung Hitlers die Errichtung eines anderen Regimes zu ermöglichen?

Sollte da ein Wort des nicht gerade als besonders energisch bekannten Beck genügen, um ihn, den todbereiten Attentäter umzustimmen? Wenn ja, dann war es augenscheinlich nur platonischer Heroismus, als er sich erbot, das Attentat um jeden Preis zu vollziehen. Hatte er vielleicht schon einkalkuliert, daß Beck ein Veto einlegen würde? Seine Freunde mögen diese Hypothese als Verunglimpfung empfinden und voller Entrüstung zurückweisen. Doch sie können nicht bestreiten, daß es in seinem Leben bereits einen Parallelfall gegeben hat: Als er, kaum von seiner Verwundung genesen, im Sommer 1943 um erneute Frontverwendung bat, da mußte er wissen, daß Generaloberst Zeitzler dieser Bitte nicht entsprechen würde. Denn an der Front konnte man körperlich so schwer behinderte Offiziere einfach nicht brauchen. Sein Frontverwendungsgesuch wird denn auch von manchem nur als eine theatralisch-heroische Geste gewertet: Er hatte die Gewißheit, daß er nicht beim Wort genommen würde!

Wenn nun, knapp ein Jahr später, ein Wort Becks genügte, um Stauffenberg zur Aufgabe seines lebensgefährlichen Vorhabens zu veranlassen, dann liegt es nahe, das Mortimerzitat aus „Maria Stuart" folgerichtig abzuwandeln: „Graf Stauffenberg, dies Veto Becks kam Euch wohl sehr gelegen." Es ist freilich weder erwiesen noch beweisbar, daß es sich so verhalten hat. Anderseits aber gibt es keinen Grund, anzunehmen, daß Stauffenberg durch das Verbot Becks daran gehindert wurde, das Attentat mittels Pistole oder sofort wirkender Zugzünderbombe zu vollziehen.

Der Literatur zufolge erledigt sich diese Frage übrigens von selbst: Die führenden Persönlichkeiten der Fronde, darunter auch Beck, hatten am 16. Juli 1944 beschlossen, „die nächste Gelegenheit müßte

endgültig wahrgenommen werden, mit der einzigen Voraussetzung, daß bei ihr Hitlers Tod erreicht werden könnte"! Falls Beck also vorher ein Selbstopfer Stauffenbergs verboten haben sollte – jetzt war dieses Verbot aufgehoben!

Doch es gab damals auch andere, wirksamere Verbote zum Schutze Hitlers. So soll allen Personen mit Ausnahme des Wachpersonals im Bereich des Führerhauptquartiers das Tragen von Schußwaffen verboten gewesen sein. (Es gibt auch gegenteilige Bekundungen.) Wenn aber Stauffenberg diesem Verbot zufolge keine Pistole mit sich führen durfte, dann konnte er auch nicht damit auf Hitler schießen.

Doch dieser Argumentation fehlt die Logik: Stauffenberg hat es am 20. Juli fertiggebracht, eine Bombe vom Format 6/10/20 cm in seiner Aktentasche zu verstecken. Warum sollte ihm dies mit einer ganz erheblich kleineren Pistole nicht möglich gewesen sein? Und wieder meldet sich ein Verteidiger zu Worte: Die Verschwörer „vermuteten ... versteckt eingebaute Röntgenvorrichtungen, mit denen heimlich eingebrachte Metallkörper oder Waffen entdeckt werden konnten. Das war auch ein Grund gegen die Verwendung einer Pistole". Kann man dieses Argument gelten lassen?

Mit fundierter Berechtigung ist anzunehmen, daß hier eine Verwechslung technischer Bezeichnungen vorliegt. Denn eine Röntgenapparatur, die dazu dienen soll, über die Breite eines Korridors hinweg eine versteckt getragene Pistole sichtbar zu machen, müßte geradezu gigantische Dimensionen haben. Unter den in der Wolfsschanze vorliegenden Umständen wäre es unmöglich gewesen, eine solche Mammutanlage unbemerkt einzubauen. Übrigens war den Verschwörern hinreichend Gelegenheit geboten, alles Wissenswerte über Möglichkeiten und Grenzen der Röntgentechnik in Erfahrung zu bringen. Wenn es ihnen nicht zumutbar erschien, den Reichskriminaldirektor Nebe mit derartigen Erkundigungen zu beauftragen; wenn es ihnen zu riskant erschien, unter rüstungstechnischen Vorwänden Informationen einzuholen – wer konnte dann aber auch nur den Schatten eines Verdachtes befürchten, wenn ein dem Widerstand zugehöriger Arzt mit einschlägigen Herstellerfirmen verhandelte?

An sympathisierenden Ärzten hat es nicht gefehlt. Da war der rauhbeinige „alte Kämpfer" Dr. Olbertz, ein Freund Nebes, den Gisevius so drastisch-plastisch kommentiert. Der hatte schon ganz

andere Wagnisse auf sich genommen als eine technisch-medizinische Korrespondenz über die Leistungsfähigkeit von Röntgengeräten.
Da war der weltbekannte Professor Sauerbruch, den nicht nur ärztliche Fürsorge mit Beck und Stauffenberg verband. Und wenn er es abgelehnt hätte, sich noch tiefer in das Komplott hineinziehen zu lassen – er hatte bereits mehrmals seine Wohnung für konspirative Gespräche zur Verfügung gestellt –, dann war da sein Sohn, der Oberst Peter Sauerbruch: Als Freund und Regimentskamerad Stauffenbergs hätte er sich gewiß bereitgefunden, seinen Vater umzustimmen oder unter Berufung auf dessen Namen die benötigten Auskünfte einzuholen.
Diese Hinweise dürften genügen, um die Möglichkeit der Informierung überzeugend nachzuweisen. Es wäre Sache des Geschäftsführers Stauffenberg gewesen, diese Chance zu nutzen, um sich zu vergewissern, ob in dieser Hinsicht Gefahr drohte. Die Auskunft hätte allerdings immer den gleichen Wortlaut gehabt: Eine derartige Kontrolle mittels Röntgenstrahlen ist unter den vorliegenden Umständen ausgeschlossen! Mithin konnte ein Attentäter auch im Führerhauptquartier trotz Verbots eine Pistole mit sich führen; er brauchte sie nur in die Tasche zu stecken, so daß man sie nicht sehen konnte. Vor Röntgenfallen wäre er sicher gewesen.
Wäre er wirklich sicher gewesen? Wäre er im Vertrauen auf diese beruhigende Auskunft nicht dennoch in die Falle gelaufen, wenn schon nicht in eine Röntgen-, so doch in eine Radar-Falle?
Die unbestreitbare Absurdität der Röntgenkontrolle läßt darauf schließen, daß hier ein begreiflicher, aber schwerwiegender Irrtum vorliegt: Wahrscheinlich haben die technisch ungebildeten Verschwörer – wie oben bereits angedeutet – die Begriffe Röntgen- und Radarstrahlen verwechselt, bei der notorischen Aversion der traditionsverhafteten Offiziere, vor allem der Kavallerieoffiziere, gegen technische Neuerungen nicht gerade verwunderlich. Gab es doch noch 1943/44 im Bereich des Atlantikwalles Truppenkommandeure, die sich, im Gegensatz zu den realistischer denkenden Marineoffizieren mit wahrhaft infantilen Argumenten gegen die Ausstattung mit Radargeräten zu wehren versuchten!
Es gab aber damals schon nicht nur die großen Funkmeßanlagen („Würzburg-Riese“ u. a.) zum Aufspüren von See- und Luftzielen bei

Dunkelheit und Nebel; der Pionier kannte auch die noch heute verwendeten handlichen Minensuchgeräte, die nach dem gleichen Prinzip arbeiteten: Die gebündelt ausgestrahlten Wellen des Senders durchdringen ohne jede Reaktion die meisten Materialien, etwa Holz, Gestein, Erde, werden aber beim Auftreffen auf Eisen und andere Metalle reflektiert. Ihr „Echo" löst dann ein optisches oder akustisches Signal aus. Die Reichweite oder Eindringtiefe dieser Geräte war und ist auf 30 bis 50 Zentimeter bemessen, da Landminen üblicherweise kaum mehr als eine Handbreit unter der Erdoberfläche liegen.
In Anbetracht einer durchaus möglichen Steigerung der Sendeleistung wäre es den Ingenieuren ein leichtes gewesen, auf dieser Basis eine wirksame Kontrolle der Passanten am Eingang zur Lagebaracke oder an anderen geeigneten Punkten des Führerhauptquartiers praktikabel zu machen. (Derartige Einrichtungen sind heutzutage auf Flugplätzen allgemein üblich zur Terroristenbekämpfung.)
Die Dimensionen der Apparatur hätten sich im Format eines kleinen Rundfunkempfängers gehalten; mithin konnte die Montage ganz unauffällig erfolgen, ohne daß den Verschwörern oder sonstigen Unbefugten etwas davon bekanntgeworden wäre.
Falls sie aber Verdacht geschöpft hätten, dann konnten sie sich mit einem verblüffend einfachen Experiment Gewißheit verschaffen: Vor dem Betreten der Lagebaracke legt General Stieff oder ein anderer Verschwörer ein metallenes Zigarettenetui oder eine in Stanniol verpackte Tafel Schokolade in seine Aktentasche, um einen Alarm zu provozieren. Denn auf solch große Metallflächen muß ein Radargerät unbedingt ansprechen. Die nun folgende Leibesvisitation und Taschenkontrolle können wegen der Harmlosigkeit des entdeckten Gegenstandes den „Verdächtigen" nicht in Verlegenheit bringen. Das Experiment ist also frei von jedem Risiko. Wenn man die Versuchsperson aber unbehelligt passieren läßt, dann ist der Beweis erbracht, daß es keine Radar- oder Röntgenkontrolle gibt.
So einfach wäre das gewesen! So leicht hätte Stauffenberg feststellen können, ob es möglich wäre, trotz Verbots mit einer Pistole in der Tasche die Lagebaracke zu betreten!
Er hat dieses Experiment nicht gemacht; er hat auf die Probe verzichtet; er hat auch das Verbot des Waffentragens widerstandslos hingenommen und respektiert. Die Erklärung liegt auf der Hand: Sein

Entschluß, das Attentat mit einer Zeitbombe auszuführen, stand schon fest, bevor ihm jemand die Benutzung einer Schußwaffe verbieten konnte!

Fazit:
Stauffenberg ist nicht durch Verbote daran gehindert worden, zur Tötung Hitlers eine Schußwaffe zu verwenden. Aus welchen Gründen aber hat er eine Methode gewählt, die laut Dieter Ehlers „mit allen Attributen einer tückischen, meuchelmörderischen Handlung behaftet war"?

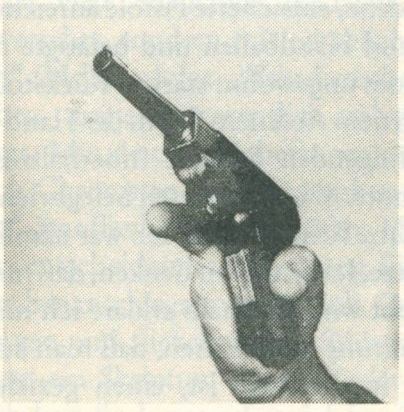
## BEHINDERUNG DURCH HANDVERLETZUNG

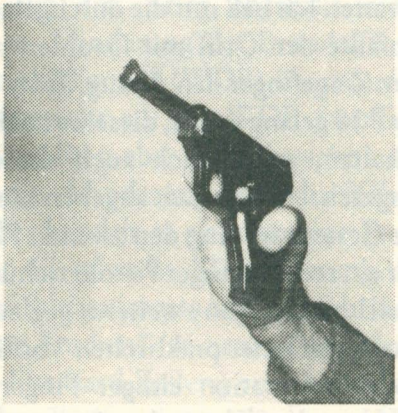
Aus welchem Grunde hat Stauffenberg eine Bombe gelegt, statt Hitler mit der Pistole zu erschießen? Keiner der verschiedenen Erklärungsversuche findet so viel Zustimmung und Verständnis wie der Hinweis auf seine schwere Verwundung und ihre Folgen. Angesichts dieser physischen Beeinträchtigung wagt wohl niemand die Frage aufzuwerfen, ob er nicht dennoch in der Lage gewesen wäre, mit seiner verstümmelten Hand eine Schußwaffe zu betätigen. Denn welcher körperlich Unversehrte möchte sich dem Vorwurf der Taktlosigkeit und Gefühlsroheit einem derart schwer Versehrten gegenüber aussetzen!
Doch viele ehemalige Soldaten, die den Krieg ebenfalls nicht unversehrt, sondern mit erheblicher „Minderung der Erwerbsfähigkeit" (MdE) infolge „Wehrdienstbeschädigung" (WDB) überstanden haben, reagieren wesentlich unbefangener auf die WDB Stauffenbergs. Mit gleicher Unbefangenheit sollten aber ihrer Ansicht nach auch Chronisten und Biographen die „Minderung der Schießfähigkeit" Stauffenbergs nachprüfen. Hier handelt es sich um eine Frage von entscheidender Bedeutung für die ethische Klassifizierung des Bombenanschlages vom 20. Juli. Gefühlsbestimmte Sympathiebekundungen und „liebevolle, einfühlsame Studien" (so nennt Peter Hoffmann ein Skriptum aus der Feder Eberhard Zellers) erschweren die Wahrheitsfindung und sind daher dem Romancier zu überlassen. Nur

eine nüchterne und rigorose Untersuchung – sine ira et studio – kann hier Klarheit schaffen.
Die Untersuchung beginnt mit der Feststellung, daß Umfang und Art der Handverletzungen Stauffenbergs bis heute noch strittig sind. Den Zustand des rechten Armes und der rechten Hand kann man, da im vorliegenden Falle unerheblich, ausklammern; hier stehen viele Aussagen gegen ein Foto, das Joachim Kramarz veröffentlicht hat. Auch bezüglich der linken Hand gibt es widersprüchliche Varianten. Doch da die Ehefrau Stauffenbergs wohl am besten informiert sein dürfte, werden ihre Angaben hier als zutreffend unterstellt: „Klein- und Ringfinger der linken Hand fehlen."
Mithin lautet die entscheidene Frage: Kann man mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger eine Pistole halten und abfeuern?
Auf diese Frage angesprochen, präsentiert ein kriegsversehrter ehemaliger deutscher Offizier eine Röntgenaufnahme seiner rechten Hand und den zugehörigen ärztlichen Befund, der folgende Angaben enthält: „Verlust der Finger 3–5; Teilversteifung des Zeigefingers und des Handgelenks; zahlreiche Splitter in der Hand." Dann äußert er sich zur Sache: „Wenige Tage nach Entlassung aus dem Lazarett und Rückversetzung zum Regiment nahm ich – wegen meiner Behinderung natürlich freiwillig – an einem Schießwettbewerb des Offizierskorps teil. Seit meiner Verwundung hatte ich noch keine Gelegenheit zum Schießen gehabt, und die beim Wettbewerb vorgeschriebene Pistole, eine P 38 Kaliber 9 mm, war mir völlig ungewohnt, da ich bislang nur die PPK 7,65 benutzt hatte. Trotzdem gab es weniger Schwierigkeiten als erwartet. Ich ließ mir die durchgeladene, entsicherte Pistole anreichen, umfaßte den Griff mit Daumen und Handballen und betätigte mit dem Zeigefinger den Abzug. Trotz des ungewohnt starken Rückstoßes der P 38 gelang es mir, dieselbe nach dem Abfeuern fest in der Hand zu behalten, so daß ich auch die folgenden Schüsse innerhalb der vorgeschriebenen Zeit abgeben konnte. Wider Erwarten belegte ich in der Gesamtwertung den zweiten Platz. Reiner Zufall. Ich war nämlich nur ein recht mäßiger Pistolenschütze. Ich kann mir denken, daß mein Bericht nicht ohne weiteres geglaubt wird. Deshalb erkläre ich mich bereit, mit einer praktischen Vorführung zu beweisen, daß man auch nach Amputation einiger Finger in der Lage ist, einen gezielten Pistolenschuß abzugeben."

## Mit Daumen und Zeigefinger

Für den Sachkenner bedarf es keines Beweises, daß man mit Daumen und Zeigefinger eine Pistole handhaben kann. Doch auch der Skeptiker, der noch nie mit einer Pistole geschossen hat, wird sich durch die hier gezeigten Fotos überzeugen lassen.





Frage an den Schützen: „Konnte Stauffenberg also trotz schwerer körperlicher Behinderung durch seine Handverletzungen Hitler erschießen?" Antwort: „Da ich die Gesamtsituation in der Wolfsschanze am 20. Juli 1944 nicht kenne, muß ich meine Beurteilung folgendermaßen formulieren: Wenn ein körperlich unversehrter, neben Hitler stehender Besprechungsteilnehmer hierzu imstande gewesen wäre, dann hätte Stauffenberg die gleiche Chance gehabt."
Schlußfolgerung: Zur Handhabung einer Pistole genügen Daumen und Zeigefinger. Stauffenberg ist demnach in dieser Hinsicht leistungsfähiger als die Vergleichsperson, da er die Waffe auch noch mit dem Mittelfinger festhalten kann. Er muß zwar, obwohl Rechtshänder, mit der linken Hand schießen; doch in Anbetracht der geringen Schußentfernung – er kann ja bis auf Tuchfühlung an Hitler herantreten – spielt dies keine Rolle. Es wirkt sich sogar positiv aus, da er dem links neben ihm stehenden Hitler mit der linken Hand leichter als mit der rechten die Pistole ins Genick setzen kann.
Wenn also behauptet wird, er habe infolge körperlicher Behinderung das Attentat nicht mit der Schußwaffe ausführen können, dann ist eine solche Behauptung unzutreffend. Sie steht auch im Widerspruch zu Berichten einiger Autoren, Stauffenberg habe in der Endphase des 20. Juli „seine belgische Armeepistole an die Hüfte gepreßt, durchgeladen und mit den drei Fingern der linken Hand auf Pridun abgefeuert". Doch sei darauf verzichtet, diese Textstelle als Beweis zu werten, da sie einige Ungereimtheiten enthält. Denn wie kommt Stauffenberg an eine belgische Armeepistole? Der deutsche Offizier trug damals die moderne Einhand-Pistole, die man durch Betätigung des Abzugs durchladen konnte, also mit nur einer Hand.
Die Fähigkeit Stauffenbergs, eine Pistole zu betätigen, ist nicht zu bestreiten. Darüber hinaus ist festzustellen, daß ihm der Anschein körperlicher Behinderung die Ausführung eines Schußwaffenattentats sogar erleichtert hätte! Man würde doch ihm, der laut Peter Hoffmann „mit seinen . . . Verstümmelungen und durch sein edles, befehlendes Wesen achtunggebietend aussah", weniger als jedem anderen einen Anschlag auf Hitler zutrauen. Man würde ihn nicht mit dem gleichen Argwohn beobachten, wie etwa den Obersten v. Strachwitz, dem „von einem SS-Mann schon der Arm festgehalten worden [war], als er nur ein Taschentuch hervorziehen wollte".

Wahrscheinlich hätten die Leibwächter Hitlers überhaupt nicht reagiert, wenn Stauffenberg während der Lagebesprechung in die Tasche gegriffen hätte, um die Pistole zu ziehen. Doch außer diesem gefühlsmäßigen Bonus kann Stauffenberg auch andere reale Vorteile verbuchen: Sein rechter Arm bedarf noch immer ärztlicher Behandlung; es liegt daher nahe, ihn wie üblich in einer Tuchschlinge (Mitella) zu tragen. Hierbei bildet sich in der Armbeuge ein Hohlraum, der sich zum versteckten Tragen einer Pistole geradezu anbietet. Doch das ist speziell für Stauffenberg nicht der einzige Umstand, der ihm bei Ausführung des Attentats zugute kommt: Das verletzte Auge muß hin und wieder mit einem Wattebausch abgetupft werden. Warum soll er diesen nicht unter der Mitella bereithalten? So kann er seine Umgebung und vor allem die argwöhnischen Leibwächter Hitlers systematisch daran gewöhnen, daß er öfter in das Tragetuch greift, um den Wattebausch herauszuziehen und ihn nach Gebrauch dort wieder zu verstauen.

Unter diesen Umständen könnte das Attentat folgenden Verlauf nehmen: Wieder einmal hat Stauffenberg sein Auge abgetupft. Dann legt er den Wattebausch an seinen Platz zurück, ergreift die dort griffbereit untergebrachte Pistole, zieht sie mit routinierter Gelassenheit heraus, setzt sie dem links neben ihm stehenden Hitler ans Genick und schießt. Selbstverständlich hat er jeden Handgriff exerziermäßig bis zur Perfektion geübt, unter realistischen Begleitumständen, unter Berücksichtigung aller Gegebenheiten und aller möglichen Varianten! So sind alle Anwesenden von diesem Vorgang völlig überrascht, und niemand wird ihm in den Arm fallen, wenn er schießt.

Doch dem Zufall sind keine Grenzen gesetzt, so daß nicht jeder Kopfschuß unbedingt zum Tode des Getroffenen führt. In tragischer Weise hat sich diese Erfahrung bestätigt, als der General v. Stülpnagel sich nach dem 20. Juli durch Selbstmord dem Richter entziehen wollte: Die Kugel aus seiner Pistole durchschlug zwar den Schädel und zerstörte die Sehnerven beider Augen, verursachte aber keine tödlichen Verletzungen. So wurde der erblindete General sechs Wochen später doch noch vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Im Gegensatz zur Gewehr- oder Pistolenkugel aber wird eine Schrot-Ladung, die aus kürzester Entfernung den Kopf trifft, sofort und mit absoluter Sicherheit tödlich wirken.

Natürlich käme Stauffenberg nicht weit, wenn er versuchen wollte, mit umgehängter Schrotflinte zur Lagebaracke zu gehen. Ebenso aussichtslos wäre der Versuch, die zerlegte Waffe nach Wildererbrauch in den Hosenbeinen zu verstecken. Doch da gibt ihm sein besonderer Zustand eine gute Chance: Er könnte ein verkürztes und präpariertes Gewehr in einem zur Tarnung angelegten Gipsverband an seinem rechten Unterarm einbauen! (Die Beschreibung der technischen Details erübrigt sich, da es sich hier um eine akademische – keineswegs aber utopische – Erörterung handelt. Überdies werden erfahrene Kriminalisten bestätigen, mit welchem Aufwand an Phantasie und Handfertigkeit mancher Wilddieb seine Büchse zu tarnen versteht.)
Stauffenberg bringt also seine Schrotflinte im Gipsverband durch alle Wachen und Kontrollen, ohne im geringsten eine Entdeckung fürchten zu müssen. Unbeanstandet wird er seinen Platz am Kartentisch einnehmen, in günstiger Schußposition unmittelbar rechts neben seinem Führer. Dann ist es soweit: Hitler beugt sich wieder einmal über die Karte; Stauffenberg hält ihm seinen rechten Arm mit der Gewehrmündung an die Schläfe und löst mit der linken Hand den Schuß aus. Exitus!
Nun wird kein Kenner der Materie annehmen, einer der Frondeure sei imstande gewesen, die technischen Vorleistungen für dieses Gipsverband-Attentat zu erbringen; und so bleibt diese Variante, der „Schuß aus dem Ärmel", eben doch nur Theorie.
Nachdrücklich aber ist festzustellen, daß Stauffenberg nicht nur trotz, sondern gerade wegen seiner körperlichen Behinderung die Möglichkeit hatte, das Attentat mit der Schußwaffe zu vollziehen. Wenn er dennoch die heimtückische unberechenbare Zeitbombe verwendete und dadurch den Tod von vier Kameraden verursacht hat, dann kann man diese Fehlleistung nicht mit einer Behinderung durch Handverletzung begründen oder gar entschuldigen.
Was aber nachher hätte geschehen können, nach dem Schuß, der Hitlers Tod herbeiführte, das soll Gegenstand einer gesonderten Abhandlung sein.

Annahme: In Anbetracht der zahlreichen Unwägbarkeiten eines Bombenanschlages hat Stauffenberg sich entschlossen, Hitler mit der Schußwaffe zu töten. Am 15. Juli 1944, während der Mittagslage, fallen die bedeutsamen Schüsse.

In Berlin marschieren schon die Walküre-Truppen, die Olbricht im Vertrauen auf Stauffenbergs Zusage bereits zwei Stunden vor dem Attentat alarmiert hat; im Bendlerblock öffnet Mertz v. Quirnheim den Panzerschrank, um die vorbereiteten Befehle herauszunehmen und dem Nachrichtenoffizier zwecks Weitergabe auszuhändigen; im Polizeipräsidium warten Graf Helldorf und Reichskriminaldirektor Nebe auf ihr Stichwort zum Einsatz der Polizei; in den Wehrkreiskommandos halten sich die Vertrauensmänner und Beauftragten der Fronde für ihre Arbeit bereit. So sind alle Voraussetzungen gegeben, um den reibungslosen Verlauf des Staatsstreiches, die Machtergreifung durch die neue Regierung, zu gewährleisten.

Was aber geschieht jetzt in der Wolfsschanze? Wie reagieren die Augenzeugen auf die Ermordung des Führers, ihres Obersten Befehlshabers?

Stauffenberg hat eine Pistole mit Schalldämpfer verwendet. Daher haben die draußen patroullierenden Wachen nichts Alarmierendes gehört; ihr Eingreifen ist vorerst nicht zu erwarten. Infolgedessen bleiben die Offiziere in der Lagebaracke wenigstens eine Zeitlang unter sich, und Stauffenberg erhält somit Gelegenheit, seine vielgerühmte Redegabe an den Mann zur bringen, um eine Erklärung abzugeben. Nun kann er versuchen, die von dem Geschehen völlig überraschten Generale und Stabsoffiziere in bekannt „faszinierender Weise für sich einzunehmen", wie Joachim Kramarz schreibt. Die Chancen stehen durchaus nicht schlecht:

Diesen gutunterrichteten Herren des Führungsstabes braucht er gar nicht erst zu erläutern, daß die Lage an allen Fronten nahezu hoffnungslos ist: Die Sowjets stehen an der Grenze Ostpreußens und stoßen auf Riga vor, um die Heeresgruppe Nord in Kurland einzukesseln; die Invasion der Anglo-Amerikaner ist geglückt, ihr Durchbruch nach Frankreich hinein nicht mehr aufzuhalten; die U-Boote

des Großadmirals Dönitz kämpfen nur noch um Ehre und Überleben; die deutsche Luftwaffe hat praktisch zu existieren aufgehört und kann nicht verhindern, daß unter dem Bombenhagel der Royal- und US-Air-Force eine Stadt nach der anderen in Trümmer sinkt. Nur ein baldiger Waffenstillstand kann den militärischen Zusammenbruch Deutschlands noch aufhalten. Nun ist Hitler tot, so daß diesbezügliche Verhandlungen eingeleitet werden können.
Das alles wissen die Generale. Sie wissen noch viel mehr und zweifeln daher nicht an Stauffenbergs Behauptung, daß die meisten Frontbefehlshaber ihre Bereitschaft erklärt hätten, zur Rettung des vom Untergang bedrohten Reiches die Friedensbemühungen des neuen Regimes zu unterstützen, nachdem ihre einzige Bedingung – die Lösung von den Bindungen des Fahneneides – nunmehr, nach dem Tode ihres Obersten Befehlshabers, erfüllt sei.
Schließlich wird Stauffenberg noch bekanntgeben, daß die Wehrkreisbefehlshaber seit Stunden schon die längst vorbereiteten Maßnahmen eingeleitet haben, um im ganzen Reichsgebiet die vollziehende Gewalt zu übernehmen; daß der bisher so mächtige Einfluß der Partei durch die Verhaftung der Gauleiter, der Gestapo-Chefs und anderer NS-Funktionäre ausgeschaltet worden ist; kurzum, daß am erfolgreichen Verlauf des von langer Hand geplanten Staatsstreiches nicht mehr zu zweifeln ist.
Da all diese Eröffnungen im Augenblick nicht zu widerlegen sind, kann Stauffenberg damit rechnen, daß Feldmarschall Keitel und die anderen Anwesenden sich nicht zu spontanen Reaktionen hinreißen lassen, sondern zunächst einmal Zeit zum Nachdenken gewinnen wollen; daß sie auf seinen Vorschlag eingehen und den Wachen gegenüber erklären, der Führer habe in Anbetracht der politischen und militärischen Lage Selbstmord begangen. Wenn aber einigen Fanatikern der Gedanke käme, trotz allem noch Widerstand zu leisten und sich dem Umsturz in den Weg zu stellen – auf welche Machtmittel könnten sie sich da noch stützen, abgesehen von den Sicherungstruppen innerhalb der Wolfsschanze?
Die Frontarmeen sind gebunden; sie können sich nicht abrupt vom Feinde lösen und stehen für innenpolitische Machtkämpfe auf keinen Fall zur Verfügung. Das Ersatzheer im Heimatkriegsgebiet, unter Ausnutzung der von Hitler selbst sanktionierten Walküre-Befehle

alarmiert, marschiert bereits im guten Glauben an die „gerechte Sache" für die neue Regierung, also für die Putschisten und gegen das NS-Regime. Der Befehlshaber dieser Truppen, der heute – am 15. Juli 1944 – zufällig in das Führerhauptquartier beorderte Generaloberst Fromm, sieht keine Veranlassung, Stauffenbergs forsche Behauptungen zu dementieren: Der Anblick seines toten Führers hat ihn, den kalt rechnenden Opportunisten, zum „Widerstandskämpfer" gemacht. So wie Fromm werden wahrscheinlich auch die übrigen hier versammelten Offiziere umfallen, zumindest passiv bleiben, wenn sie angesichts der Ereignisse draußen im Reich zu der Erkenntnis gelangen, daß die Wolfsschanze nur noch eine kleine Insel darstellt, eine Sandbank, über der in Kürze die stetig steigenden Fluten zusammenschlagen werden.

Gewiß kann der beredte Stauffenberg noch mit anschaulicheren Vergleichen, mit wirksameren Argumenten aufwarten. Doch sollte er sich hüten, einfach aus dem Stegreif draufloszureden. Er muß seinen abgewandelten Marc-Anton-Auftritt sorgfältig und mit psychologischem Geschick vorbereiten und genau nach „Drehbuch" in Szene setzen. Mit jedem Wort aber, das auszusprechen ihm vergönnt ist, steigen auch die Chancen, das Auditorium auf seine Seite zu ziehen. Im Gegensatz zu solch optimistischen Unterstellungen ist es aber auch möglich, daß die Zeugen dieses Mordes negativ reagieren, daß sie den Attentäter entwaffnen und dem Kommandanten der Wachtruppe, dem Oberstleutnant Streve, übergeben. Unter der Obhut dieses streng korrekten Offiziers wäre er zwar vor Tätlichkeiten führertreuer Wachsoldaten geschützt, aber er würde dann auch keine Gelegenheit mehr haben, nach Berlin zu fliegen und als Leiter des Staatsstreiches zu fungieren.

Doch dieser Umstand hat keine sonderliche Bedeutung. Auch bei einem Bombenanschlag, der dem Attentäter – wie am historischen 20. Juli 1944 – das Entkommen ermöglicht, müssen die Putschisten mindestens drei Stunden lang ohne ihn auskommen, nämlich während seines Rückfluges und der anschließenden Fahrt zur Bendlerstraße. Und da es für den Fortgang der Operationen keinen Unterschied macht, ob der Geschäftsführer untätig im Flugzeug oder in der Arrestzelle sitzt, vollzieht sich trotz seiner Verhaftung der Machtwechsel vollkommen planmäßig.

Der Befehlshaber des Ersatzheeres, sei es der Generaloberst Fromm, sei es statt seiner der von Beck eingesetzte Hoepner, ist Herr der Lage. Denn nach Ausschalten der Politischen Leiter der NSDAP ist niemand mehr verfügbar, der etwaigen Gegenbefehlen aus der Wolfsschanze Geltung verschaffen könnte.

Es wäre allerdings unrealistisch, jegliche Lebensgefahr für Stauffenberg auszuschließen; denn unmittelbar nach der Erschießung Hitlers kann es durchaus zu unberechenbaren Kurzschlußhandlungen kommen. Es liegt zwar außerhalb des Denkbaren, des Vorstellbaren, daß Offiziere des Führungsstabes der deutschen Wehrmacht über ihren schwerversehrten Kameraden herfallen, um ihn wie einen tollen Hund zu erschlagen. Doch die beiden SS-Führer, die der Besprechung beiwohnen und im Gegensatz zu den Heeresoffizieren bewaffnet sind, könnten auf die Schüsse Stauffenbergs wie jeder fronterfahrene Soldat reagieren und sofort ihre Pistolen ziehen. Ob es ihnen dann gelingen würde, kaltes Blut zu bewahren und den schußbereit vor ihnen stehenden Gegner nicht niederzuknallen, das ist in Anbetracht der vor ihren Augen verübten Freveltat zumindest fraglich.

Gegen diese Gefahr, gegen das Risiko der ersten Sekunden, gibt es unter den vorliegenden Umständen keine Absicherung. Gerade durch ein solches Risiko aber unterscheidet sich schon seit Jahrtausenden der ethisch motivierte Überzeugungstäter vom gemeinen und verächtlichen Meuchler.

Stauffenberg ist dem unbestreitbaren, wenn auch begrenzten Risiko ausgewichen, und bisher haben es nicht einmal die wortreichsten Verteidiger fertiggebracht, seine Vorsicht mit überzeugenden Argumenten zu rechtfertigen. So bleibt denn der unvoreingenommene Zeitgenosse einstweilen bei der nächstliegenden Erklärung:

Das Leben ist zwar laut Schiller „der Güter höchstes nicht"; doch es steht recht hoch im Kurs – auch bei Widerständlern. Von Heldentum kann da natürlich keine Rede sein!

Es erscheint geboten, in diesem Zusammenhang auf den Brief Stauffenbergs vom 12. Juni 1942 an General Paulus hinzuweisen: Soeben hatte er mit dem Befehlshaber der auf Stalingrad antretenden 6. Armee eine Besprechung gehabt und schwärmte nun in peinlichem Pathos von diesem „erquickenden Besuch in einer Sphäre, wo bedenkenlos der höchste Einsatz gewagt und ohne Murren das Leben hinge-

geben wird". (Der Briefschreiber hat nie die Flüche und das Murren der Frontsoldaten in vorderster Linie gehört; in dieser alles andere als erquickenden Sphäre hat er keine Besuche gemacht.) Erbittert kritisiert er „jene Führer und Vorbilder, die den Mut, eine das Leben von Tausenden betreffende Überzeugung zu vertreten, nicht aufzubringen vermögen".
Zwei Jahre später, im Juni/Juli 1944, steht er selbst vor einer Entscheidung, die das Leben von Tausenden, ja sogar von Millionen betrifft. Er müßte sich jetzt verpflichtet fühlen, „bedenkenlos und ohne Murren den höchsten Einsatz zu wagen". Da er aber nicht den Mut aufzubringen vermag, statt der unzuverlässigen Zeitbombe die Pistole zu verwenden, erweist sich sein Brief an Paulus als hohle Phrase.

## UNABKÖMMLICH

In der Widerstandsliteratur findet man nur wenige Fakten, die von allen Autoren übereinstimmend dargestellt werden. Nur in einem Punkt sind sie sich ausnahmslos einig: Stauffenberg war als Leiter des Staatsstreichs absolut unentbehrlich! Im Hinblick auf diese wichtige Aufgabe durfte er sich nicht der Gefahr aussetzen, bei Ausführung des Attentates getötet oder auch nur kurzfristig festgenommen zu werden. Unangefochten und widerspruchslos wird diese Unabkömmlichkeit Stauffenbergs als stärkstes Argument vorgebracht, um seinen Attentats-Modus – Bombe statt Pistole – zu rechtfertigen.
Nun müßte sich eigentlich im einschlägigen Schrifttum ein Beweis für diese tausendmal wiederholte Beteuerung finden. Doch es gibt keinen Vorgang dieser Art. Wohl aber deuten zahlreiche Indizien darauf hin, daß er nur als Attentäter, nicht aber als Leiter des Staatsstreiches eine Rolle zu spielen hatte. Nach seinem Entschluß, das Attentat selbst auszuführen, hatten seine Freunde ihn abgeschrieben, da sie nicht mit seinem Entkommen aus der Wolfsschanze rechnen konnten. In Anbetracht der Verhältnisse eine völlig realistische Reaktion!
Ein Staatsstreich darf nicht wie eine langwierige Materialschlacht angelegt und ausgefochten werden; er muß wie ein Blitz einschlagen.

Wenn der entscheidende Durchbruch nicht innerhalb der ersten Stunden gelingt, dann bricht der Putsch zusammen oder er weitet sich – falls die Verschwörer nicht aufgeben – zum Bürgerkrieg aus. Es entwickelt sich dann doch noch eine Materialschlacht – wie in Spanien 1936/39. Diese Erkenntnis war auch dem Verschwörerkreis um Beck nicht fremd. Beck selbst postulierte laut Peter Hoffmann, „in einigen Stunden . . . müsse alles erledigt, müsse die Macht tatsächlich übernommen sein", und zwar – so Bodo Scheurig – „bevor Hitler zu einem Gegenschlag ausholen kann". Fazit: In den ersten Stunden fällt die Entscheidung.

Es läßt sich darüber streiten, wie viele „erste Stunden" es gibt, ob es drei sind oder sechs oder auch mehr. Jedenfalls ist die erste Stunde nach dem Start, die „Stunde Null" die wichtigste. Denn was im Anfangsstadium falsch gemacht wird, läßt sich nicht mehr rückgängig machen; was versäumt wird, läßt sich nicht mehr nachholen. Jede Verzögerung aber stärkt die Position des vom ersten Schlag betäubten Gegners. Das bedeutet, auf den 20. Juli 1944 übertragen: Die Verschwörer mußten unmittelbar nach der Initialzündung, unmittelbar nach Detonation der Bombe Stauffenbergs den Staatsstreich auslösen. Sie durften den NS-Machthabern keine Zeit lassen, sich wieder zu fangen und Abwehrmaßnahmen einzuleiten. Das bedeutet aber auch: Wenn die Putschisten überhaupt einen fähigen und energischen Dirigenten benötigten, dann in diesem Augenblick, in der Stunde Null!

Nun, sie hatten einen solchen Dirigenten, sie hatten ihren Geschäftsführer Stauffenberg. Wo aber befand er sich zu dieser Zeit, als er so dringend benötigt wurde? Nicht im Nervenzentrum des Aufstandes; er war nicht in Berlin, in der Bendlerstraße, sondern fast sechshundert Kilometer entfernt in Ostpreußen, im Führerhauptquartier! Selbst wenn es ihm gelingen würde, aus der Wolfsschanze zu entkommen und unbehelligt zum Rückflug zu starten; selbst wenn er bei der Landung nicht vom RSD oder von Feldgendarmen abgefangen würde, dann konnte er frühestens drei Stunden nach dem Attentat in der Putschzentrale, im Bendlerblock, eintreffen. Gab es dann noch Aufgaben, die nur er, der Oberst Stauffenberg, zu bewältigen vermochte, die man keinem anderen überlassen konnte?

Inzwischen mußten nämlich bei normalem Verlauf bereits folgende Ereignisse eingetreten sein: Die Leibstandarte in ihrer Lichterfelder

Kaserne blockiert; die Gestapozentrale Prinz-Albrecht-Straße ausgehoben; die in Berlin weilenden Minister, vor allem der redegewandte und energische Goebbels, verhaftet; der Rundfunk, von den Frondeuren übernommen und kontrolliert, strahlt die Ansprache Becks aus und bringt immer wieder Zwischenberichte vom Fortschreiten der Erhebung. Die Wehrkreisbefehlshaber reagieren positiv auf die Befehle aus der Bendlerstraße und übernehmen nunmehr gemäß „Walküre" die vollziehende Gewalt im Reich. Unter dem Eindruck der verzweifelten militärischen Lage stellen sich auch die Frontgenerale hinter die neue Regierung, die ja den Rundfunkberichten zufolge die Oberhand gewonnen zu haben scheint. Das Problem des Fahneneides hat sich durch den Tod Hitlers erledigt.

Dies alles sind keineswegs utopische Annahmen, wenn man berücksichtigt, daß zahlreiche Frondeure auf Grund ihrer bisher ganz legalen Schlüsselpositionen in der Lage waren, den Ablauf der Ereignisse maßgebend zu beeinflussen und zu steuern: so Graf Helldorf als Berliner Polizeipräsident; SS-Gruppenführer Nebe als Reichskriminaldirektor; General Olbricht als Amtschef des Allgemeinen Heeresamtes. Es mußte sich auch positiv auswirken, daß viele andere hochgestellte Persönlichkeiten mit den Widerstand sympathisierten und nur auf den Tod Hitlers warteten, um offen auf die Seite seiner innenpolitischen Gegner zu treten: Admiral Canaris, Feldmarschall Rommel, Feldmarschall von Kluge, Generaloberst Fromm. Sie und viele andere würden nach einem gelungenen Attentat mitmachen. Somit erscheint es gerechtfertigt, folgende Bilanz der ersten drei Stunden aufzustellen: Der Staatsstreich verläuft planmäßig; der Enderfolg steht kaum noch in Frage. Seitens der Partei und ihrer Formationen ist kein ernsthafter Widerstand zu erwarten; der Tod des Führers hat ihnen den Rückhalt genommen, hat ihnen die Basis entzogen. Göring, nach dem Exitus Hitlers nunmehr erster Mann in der Parteihierarchie, läßt wahrscheinlich schon die Fäden knüpfen, um sich mit der Gruppe Beck-Witzleben zu arrangieren. Auch die Volksmassen begrüßen schon bald den Umsturz als die einzige Chance zur Beendigung des Bombenterrors und zur Herbeiführung des Friedens. An der fortschreitenden Konsolidierung des neuen Regimes ist nicht zu zweifeln, seit aus den Lautsprechern des ehedem von Goebbels beherrschten Rundfunks die Erfolgsmeldungen der Putschisten zu vernehmen sind.

Inzwischen haben wohl auch die Sender der Feindmächte die sensationelle Sondermeldung ausgestrahlt, daß Hitler dem Bombenanschlag eines seiner Stabsoffiziere zum Opfer gefallen sei. So werden auch die wenigen Deutschen überzeugt, die bisher immer als Neinsager fungiert hatten und nun den Durchsagen des Reichssenders Berlin nicht so recht trauen. Sie wittern Morgenluft und versammeln sich in ihren bisher von der Gestapo noch nicht entdeckten Schlupfwinkeln, um über die neue, plötzlich und unerwartet eingetretene Lage zu diskutieren. Gerade sie werden sich dem Umsturz nicht in den Weg stellen.

Jetzt erst, in diesem Stadium des Aufstandes, kommt Stauffenberg aus Rastenburg zurück. Begreiflich, daß er „wie verwandelt ist durch die Erregung und ein strahlendes Siegesgefühl". (So Fraenkel-Manvell.) Nach jahrelangen Planungen und fehlgeschlagenen Versuchen anderer hat er es nun fertiggebracht, Hitler zu beseitigen. Aus seiner Sicht eine große Leistung, eine Tat von säkularer Bedeutung!

Doch während seines Rückfluges aus Ostpreußen, während seiner erzwungenen Untätigkeit an Bord, während der so wichtigen ersten drei Stunden haben auch die anderen Verschwörer die ihnen zugefallenen Aufgaben erfüllt, haben planmäßig gehandelt, und zwar ganz ohne Mitwirkung ihres Geschäftsführers, so daß für diesen kaum noch etwas Wesentliches zu tun oder zu „leiten" übriggeblieben sein dürfte. Der Staatsstreich hat also ohne Stauffenberg stattgefunden, zumindest während der entscheidenden Anfangsphase.

Aber nach drei Stunden – mögen sie noch so erfolgreich verlaufen – ist die Machtübernahme noch nicht vollendet, ist die Liquidierung des alten Regimes keineswegs abgeschlossen. Wenn die neuen Herren eine funktionsfähige Regierung bilden wollen, dann sind sie dringend auf die Mitarbeit aller fähigen Köpfe aus ihren Reihen angewiesen. Sie sind auch darauf angewiesen, daß jeder an den Platz gestellt wird, wo er das Beste zu leisten, wo er seine Talente am wirkungsvollsten einzusetzen vermag. Daher haben die Frondeure sich schon seit Jahren Gedanken darüber gemacht, wer einmal die vakant werdenden Führungspositionen einnehmen soll. Für ihren Geschäftsführer Stauffenberg hatten sie wohl keine rechte Verwendung. Denn auf den hart umkämpften Ministerlisten fehlt sein Name, und der ihm schließlich zugedachte Posten als Staatssekretär fällt so wenig ins Gewicht, daß er

schon fast wie ein Trostpreis wirkt. In früheren Zeiten war das natürlich darauf zurückzuführen, daß er der Fronde noch nicht angehörte. Im letzten Stadium der Planungen aber, im Juni und Juli, nachdem er sich zum Attentat entschlossen hatte, gab es einen triftigen Grund, die Mitwirkung dieses so viel gerühmten Organisators nicht einzukalkulieren: Die Frondeure konnten nicht mehr mit seiner Verfügbarkeit rechnen. Sie mußten davon ausgehen, daß es ihm nach Ausführung des Bombenanschlages nicht gelingen würde, aus der Wolfsschanze zu entkommen und nach Berlin zurückzukehren. Für diese Unterstellung spricht nicht zuletzt die Tatsache, daß keinerlei Maßnahmen getroffen wurden, um ihn vom Landeplatz aus sicher in die Bendlerstraße zu geleiten. Diese Unterlassung aber ist mit der angeblichen Unersetzlichkeit Stauffenbergs nicht zu vereinbaren.
Weiter: Ursprünglich war nicht vorgesehen, daß Stauffenberg das Attentat vollziehen sollte. Mithin wäre er von der ersten Stunde an in der Bendlerstraße verfügbar gewesen. Logischerweise hätte man ihm auch wichtige Funktionen für diesen Zeitpunkt zugewiesen oder überlassen, und es ist durchaus möglich, daß man ihn als Leiter des Staatsstreiches vorgesehen hatte. Sobald aber feststand, daß er infolge seines Einsatzes als Attentäter zumindest in den ersten Stunden ausfallen würde, stellte sich den Verschwörern die Frage, wer nun an seiner Stelle in der Führungsgruppe mitwirken sollte. Es spricht für den Dilettantismus aller Beteiligten, sei es Beck, sei es Olbricht, sei es Stauffenberg selbst, daß für diese Zeit, für die mehrstündige Abwesenheit Stauffenbergs kein stellvertretender Leiter des Staatsstreiches nominiert worden ist. Oder war die Rolle des Geschäftsführers auch schon vor dem Juli 1944 so unbedeutend, daß es bei seinem Ausfall keines Ersatzmannes bedurfte? Andernfalls wäre diese Unterlassung für jeden Soldaten alter Schule ein ganz undenkbarer Vorgang: eine Truppe in kritischer Gefechtslage ohne Befehlshaber! So ergibt sich auch aus der Stellvertreter-Frage die Schlußfolgerung, daß Stauffenberg nach Ausführung des Attentates keine leitenden Funktionen auszuüben hatte, daß er also nicht unabkömmlich war!
Wenn aber im Gegensatz zu dieser Feststellung immer wieder beteuert wird, er habe nach dem Attentat noch für äußerst wichtige Aufgaben zur Verfügung stehen müssen, dann sollte man doch einmal darlegen oder untersuchen, um welche Aufgaben es sich dabei handelte. Wie

läßt es sich erklären, daß keiner der vielen Biographen und Chronisten dieser doch so naheliegenden Frage nachgegangen ist? Denn im gesamten Schrifttum findet sich kein Hinweis auf die für Stauffenberg planmäßig vorgesehenen Funktionen! Man begnügt sich mit dem lapidaren Hinweis, daß die Durchführung des Staatsstreiches ohne seine Mitwirkung einfach nicht möglich gewesen sei.

Auch der tatsächliche Ablauf der Ereignisse am 20. Juli 1944 bringt keine Klarheit bezüglich der Aufgaben Stauffenbergs:

Infolge der mangelhaften Nachrichtenverbindung zwischen dem Führerhauptquartier und der Bendlerstraße war der Fahrplan der Putschisten völlig durcheinandergeraten. Der Start, die Auslösung „Walküre", erfolgte mit drei Stunden Verspätung, und im Vergleich zum Aktionsplan – falls es einen solchen gegeben haben sollte – traf Stauffenberg drei Stunden zu früh in der Putschzentrale ein. Somit war das Stichwort für seinen Auftritt noch nicht gefallen, und er hätte in den folgenden Stunden noch nicht aufzutreten brauchen. Er stand also für Sondereinsätze zur Verfügung, zum Beispiel Besetzung des Funkhauses, Ausschaltung der Gestapo-Zentrale Prinz-Albrecht-Straße oder der SS-Leibstandarte in Lichterfelde, Festnahme des Ministers Goebbels, Überwachung der Nachrichtenzentrale im Bendlerblock.

Doch Stauffenberg dachte nicht daran, sich mit zweitrangigen Problemen zu befassen; er riß de facto die Führung an sich. Da ihm diese Rolle für diesen Zeitpunkt nicht zugedacht war, gab es auch keinen hierauf abgestimmten Kalender, kein Drehbuch, und so mußte er improvisieren.

Als erstes improvisierte er die Mitteilung an Fromm, daß Hitler tot sei, so tot, „als habe eine 15-cm-Granate da reingeschlagen"; er improvisierte die Unterrichtung Fromms über den bereits angelaufenen Putsch; er improvisierte den Versuch, Fromm als Befehlshaber des Ersatzheeres zum Mitmachen zu überreden. Gerade diese überaus wichtige Aufgabe war ihm auf keinen Fall zugewiesen worden, schon aus dem einen Grunde, weil er zu diesem Zeitpunkt eigentlich noch gar nicht in Berlin sein konnte. Außerdem war er hierfür durchaus nicht die geeignete Persönlichkeit: Vielleicht hätte der Generaloberst Fromm mit sich reden lassen, wenn nicht sein Untergebener Stauffenberg, sondern ein gleichrangiger Kamerad wie der Generaloberst Beck

mit ihm verhandelt hätte. Man braucht nicht zu fragen, wen die Putschisten für diese heikle Mission auserwählt hatten: Dieser Fall war im Drehbuch gar nicht vorgesehen!
Wenn da behauptet wird, Beck habe ein dementsprechendes Ansinnen abgelehnt, „weil das zu sehr nach Überrumpelung aussehen würde", dann ist das – Pardon! – barer Unsinn. In dieser Situation durfte es keine anderen Erwägungen geben als die präzise Frage: „Wie bekommen wir die Zustimmung Fromms?" Mochte er sich überrumpelt fühlen – wenn er nur mitmachte! Er hat nicht mitgemacht. Stauffenbergs vielgerühmte Eloquenz machte auf ihn so wenig Eindruck wie die Erzählung von der 15-cm-Granate. Und als die Besprechung in ein Handgemenge auszuarten begann, beendete ein Begleiter Stauffenbergs die Szene, indem er dem Befehlshaber des Ersatzheeres „den Lauf der Pistole in den Bauch drückte"! – Ende des „Impromptus"!
War also die entscheidende und erfolglose Besprechung Stauffenbergs mit Fromm eine Improvisation, so seine Telefonate mit den Wehrkreisbefehlshabern nicht minder. Sie blieben auch nicht minder erfolglos. Die Verschwörer hatten ja gar nicht damit gerechnet, daß die Wehrkreisbefehlshaber nach Eingang der Walküre-Fernschreiben auf den eigentlich selbstverständlichen Gedanken kommen könnten, durch telefonische Anfrage beim OKH um Bestätigung dieser nicht gerade alltäglichen Befehle zu ersuchen. Unbegreiflich, daß der Geschäftsführer Stauffenberg während der ganzen monatelangen Planungszeit versäumt hat, für diesen Fall Vorsorge zu treffen. Denn genauso, wie er für die Aktion gegen die Waffen-SS dem leitenden Offizier im Wortlaut vorgeschrieben hat, wie er mit dem SS-Führer verhandeln sollte, so hätte er auch hier für jeden Wehrkreis eine sorgfältig ausgefeilte Erklärung vorbereiten und schriftlich fixieren müssen. Das Verlesen dieser Konzepte konnte ein anderer übernehmen, etwa Olbricht, der im gleichen Dienstrang stand wie die Wehrkreisbefehlshaber und daher für die Beantwortung ihrer Fragen auch besser geeignet war als ein junger Oberst. Da man aber nichts dergleichen vorbereitet hatte, mußte am 20. Juli improvisiert werden. Es ist jedoch kein einziges diesbezügliches Telefongespräch Stauffenbergs überliefert, das nicht auch einer der Mitverschwörer hätte führen können, sei es seine wahrheitswidrige Behauptung „Hitler ist tot", sei es die Banalität „Alle Befehle müssen ausgeführt werden". Der

Ausfall Stauffenbergs hätte sich demnach auch in dieser Hinsicht nicht nachteilig für den Verlauf des Staatsstreiches ausgewirkt.
Mithin kann man diesen Komplex mit folgender Feststellung abschließen:
Stauffenberg war zwar der einzige, der als Attentäter zur Verfügung stand; für diese Funktion gab es also keinen Ersatzmann. Doch für die Leitung des Staatsstreiches war er nicht unentbehrlich und unersetzlich! Daher hätte er bei Planung und Vollzug des Attentates auf seine spätere Verfügbarkeit in Berlin keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Es muß andere Gründe geben, die ihn veranlaßt haben, statt der Pistole eine Zeitbombe zu verwenden.

## WURDE STAUFFENBERG BEIM VERPACKEN DER BOMBE GESTÖRT?

Aus welchem Grunde hat Stauffenberg sich mit der Ladung von nur einem Kilogramm Sprengstoff für seine Bombe begnügt? Weshalb hat er das bereitliegende zweite Sprengstoffpaket von 975 Gramm nicht mitverwendet?
Ein fachkundiger Berater der Verschwörer hatte als Mindestmenge 2 Kilogramm Sprengstoff angegeben, allerdings mit dem Bemerken, daß dies die unterste Grenze sei. Er empfahl jedoch, dieses Quantum sicherheitshalber zu verdoppeln. Aus der Perspektive des Generalstäblers gesehen, wäre schon die Entscheidung, sich mit 2 Kilogramm zu begnügen, unbegreiflich und unverantwortlich gewesen. Es erscheint aber völlig widersinnig, daß Stauffenberg diese so eben ausreichende Menge noch halbiert hat.
Im Eventualfalle hätte ein Strafverteidiger unter diesen Umständen gute Chancen, vor Gericht erfolgreich auf Unzurechnungsfähigkeit des Attentäters zu plädieren und die Zuerkennung des § 51 StGB zu erstreiten. „Denn", so könnte er überzeugend argumentieren, „gibt es außer krankhafter Störung der Gehirnfunktionen eine Erklärung für die Tatsache, daß er auf diese Weise den Erfolg seines Anschlages in Frage gestellt hat?" Dann braucht er nur noch den weltberühmten

Chirurgen Sauerbruch zu zitieren, um auch den skeptischsten Richter zu überzeugen. Erstaunlicherweise wird dieser Komplex in der Literatur gar nicht angeschnitten. Dabei fänden doch so viele scheinbar unsinnige Reaktionen und Äußerungen Stauffenbergs eine ganz natürliche Erklärung, wenn man davon ausgeht, daß er – bei Art und Umständen seiner Verwundung durchaus möglich – eine Hirnverletzung erlitten hat.
Statt diese Zusammenhänge anzuerkennen, haben wohlwollende Literaten sich eine Zeitlang bemüht, durch vage Hinweise auf eine Reservebombe dem unerklärlichen Verhalten Stauffenbergs einen Sinn zu unterlegen, obwohl seine hastige Flucht aus der Wolfsschanze alle derartigen Spekulationen gegenstandslos macht. Aus gutem Grund hat man denn auch mittlerweile diese unhaltbare Theorie fallenlassen.
„Keine Reservebombe, sondern eine Alternative", lautet die nicht minder unhaltbare Vermutung des Autors Christian Müller. Da Stauffenberg „am Morgen des 20. Juli noch nicht wissen konnte, wann er Zeit finden würde, die Zündung ... in Gang zu setzen", hatte er zwei Bomben vorbereitet und mit Zündern verschiedener Laufzeit – 10 bzw. 30 Minuten – versehen. Er wollte dann – meint Müller – den Umständen gemäß entweder die eine oder die andere Bombe verwenden, nicht aber beide zusammen! Damit ist auch hier der kritische Punkt erreicht, nämlich die Frage, warum der Attentäter darauf verzichtet hat, durch Verdoppelung der Ladung die Erfolgsaussichten zu steigern.
Christian Müller glaubt, eine Antwort auf diese Frage gefunden zu haben: Beide Bomben zusammen hätten nicht in einer Aktentasche untergebracht werden können! Offensichtlich hat dieser junge Schweizer Historiker versäumt, das Volumen der Sprengkörper und die Kapazität einer Aktentasche rechnerisch zu ermitteln, so daß man seine unsinnige Behauptung auf Unwissenheit zurückführen kann. Er wird aber nicht bestreiten wollen, daß sein Stauffenberg-Buch in jeder Aktentasche mehr als genügend Platz findet. Dieses Buch aber – Format 5,5/14,5/22,5 cm – ist noch um volle 28 Prozent voluminöser als zwei deutsche heeresübliche Sprengbüchsen mit je 1 Kilogramm Ladungsgewicht, deren Format zusammengenommen 5/14/20 cm beträgt! Nun werden zwar die Maße jenes zweiten, nicht verwendeten 975 Gramm schweren Sprengstoffklumpens mit 5/8/32 cm angege-

ben. Doch bedarf es wohl keines rechnerischen Nachweises, daß auch zwei Gegenstände dieser Größe in einer Aktentasche Platz finden.
Es gibt übrigens triftige Gründe, die Richtigkeit der letztgenannten Maße zu bezweifeln: Die aus diesen Zahlen ermittelte Dichte, das „spezifische Gewicht" des Sprengstoffes liegt mit 0,76 g/ccm weit unterhalb des normalen Wertes, der im Mittel etwa 1,4 beträgt. Bei dem ursächlichen Zusammenhang zwischen Dichte und Wirkung müßte es sich hier um einen Sprengstoff von außergewöhnlich schwacher Brisanz handeln, während doch alle Autoren auf die besonders starke Wirkung dieses Produktes hinweisen. Es lohnt nicht, hierauf näher einzugehen; derartige Zahlenangaben sind eben höchst unzuverlässsig.
Der Hinweis Müllers, daß die Bombe „durch darüberliegende Vortragsunterlagen" gegen Sicht geschützt werden mußte, ist irrelevant. Die zahlreichen Möglichkeiten, einen solchen Gegenstand wenigstens auf den ersten Blick harmlos erscheinen zu lassen, brauchen hier nicht dargelegt zu werden. Jedenfalls sind die Erfordernisse der Tarnung kein hinreichender Grund, nur eine der beiden Bomben in die Aktentasche zu legen.
Als unvereinbar mit der Realität erweist sich die Besorgnis Müllers im „Hinblick auf das verräterische Gewicht beider Ladungen". Denn eine Aktentasche im Gesamtgewicht von drei bis vier Kilo ist durchaus normal; und bei einschlägigen Versuchen hat keine der Testpersonen eine Gewichtsdifferenz von nur einem Kilo wahrnehmen können. Überdies brauchte Stauffenberg die Tasche ja keinem Unbefugten in die Hand zu geben.
Schließlich vertritt Müller in Übereinstimmung mit anderen Autoren die Ansicht, Stauffenberg sei wohl „fest überzeugt gewesen, daß die Ladung – also 1 kg – genüge". Doch auch mit dieser Unterstellung ist die anstehende Frage nicht geklärt. Eine solch laienhafte, irrige Annahme könnte man allenfalls dem in pioniertechnischen Fragen unerfahrenen Reiter Stauffenberg verzeihen; doch als Generalstabsoffizier durfte er sich nicht mit dem Minimum begnügen. Er mußte wissen, daß die Strategen zu allen Zeiten bemüht waren, zur Entscheidungsschlacht mit dem größtmöglichen Aufgebot an Menschen und Material anzutreten. Mithin entsprach es auch den Grundregeln generalstabsmäßiger Planungsarbeit, die an sich als ausreichend erachtete Ladung der Bombe

mit dem vorhandenen zweiten Sprengstoffklumpen noch zu verstärken. All diese negativen Feststellungen und Erkenntnisse scheinen denn auch die Sekundanten Stauffenbergs angeregt zu haben, nach überzeugenderen Erklärungen für das Unerklärliche zu forschen. Dabei kommt es zu einem Duell Hoffmann-Müller: Der eine behauptet und der andere bestreitet, daß Stauffenberg beim Verpacken und Auslösen der Bombe „so gestört worden sei, daß er die ursprüngliche Absicht, auch die zweite Ladung zu verwenden, . . . aufgegeben habe". Als Verursacher dieser Störung benennt Hoffmann den Feldwebel Vogel, der damals zur Besatzung der Wolfsschanze gehörte und auf Befragen aussagte: „Am 20. Juli 1944 . . . befanden sich im Gästeraum . . . Oberst Stauffenberg und Oberleutnant v. Haeften, unterhielten sich flüsternd . . . und arbeiteten an einem Gegenstand. Ich sah dies während meines Durchgehens zum Bunker . . . [später] erhielt ich . . . den Auftrag, die zwei Herren im Gästeraum zur Eile zu ermahnen . . . Beim Öffnen der bereits wieder verschlossenen Tür zum Gästeraum bat ich die Herren zu gehen, da der Feldmarschall . . . warte. Beide hantierten noch an derselben Sache. Auf meine Bitte [sich zu beeilen,] reagierte Stauffenberg sehr erregt und [sagte] abrupt, daß er gleich komme."
Keitels Adjutant John v. Freyend kann zwar nichts zu diesem Vorfall, wohl aber etwas Bedeutsames zur Örtlichkeit aussagen: Er bekundet, daß Stauffenberg, begleitet von seinem Adjutanten, in sein (Johns) Schlafzimmer gegangen sei, um sich etwas frisch zu machen und sein Hemd zu wechseln. Dabei habe Oberleutnant v. Haeften die Aktentasche getragen.
Zweifellos hat der Hemdenwechsel nur als Vorwand gedient, um ungestört die Bombe fertigmachen und den Zünder auslösen zu können. Es kann weiterhin als erwiesen gelten, daß dies im Schlafzimmers Johns geschehen ist, nicht aber, wie der Feldwebel Vogel behauptet, im Gästeraum.
Mit der Glaubwürdigkeit der Aussagen Vogels ist es sowieso nicht weit her, und das Kernstück seines Berichtes, die Szene im Türrahmen, dürfte sich bei gründlicher Prüfung wohl als Phantasieprodukt erweisen. Denn welcher deutsche Soldat hätte wohl damals unaufgefordert ein Zimmer betreten, in dem sich zwei Offiziere aufhielten? Nur Rekruten oder „ungedienten" Volkssturmmännern hätte ein solcher Lapsus unterlaufen können, nicht aber einem Feldwebel oder

gar Oberfeldwebel nach jahrelanger Gewöhnung an militärische Umgangsformen. Der weiß doch, daß er in einem solchen Falle anzuklopfen und die Erlaubnis zum Eintreten abzuwarten hat, wie es übrigens allerorts unter zivilisierten Menschen selbstverständlicher Brauch ist. Vielleicht hat Vogel aber auch nur zu erwähnen vergessen, daß er angeklopft hat. Soll man ihm nun glauben, daß der mit seiner gefährlichen Arbeit beschäftigte Stauffenberg dann einfach „Herein!" gesagt habe oder daß v. Haeften die Tür geöffnet habe oder daß diese gar nicht abgeschlossen gewesen sei?

Was damals wirklich geschehen ist, läßt sich nicht mit letzter Sicherheit feststellen: ob der Feldwebel Vogel angeklopft oder wie ein unmanierlicher Rüpel einfach die Tür aufgestoßen hat – heute behauptet er, plötzlich im Zimmer gestanden und „die beiden Herren zur Eile ermahnt" zu haben. Anscheinend ist ihm damals beim Eintreten durchaus nichts Verdächtiges aufgefallen; jedenfalls hat er keine Meldung gemacht, wenigstens nicht vor dem Attentat. Wenn ihn aber später einmal, nach der Detonation, die Lust ankommt, seinen Bericht mit einer gehörigen Dosis Dramatik zu würzen, dann braucht er sich als einziger Zeuge keinen Zwang anzutun.

Doch auch abgesehen von solchen Auswüchsen verzeihlicher Eitelkeit erscheint die Darstellung Vogels im wesentlichen nicht akzeptabel. Das Wesentliche besteht ja darin, daß er ungehindert eintreten und die Bombenleger in flagranti ertappen kann. Das aber klingt durchaus nicht glaubhaft. Mangelhafte Vorbereitung und fehlende Voraussicht, gepaart mit Unbeholfenheit in praktischen Alltagsdingen, haben sich zwar nachgerade als typisch für die Frondeure herausgestellt. Was aber bleibt vom Nimbus des brillanten Generalstabsoffiziers noch übrig, wenn nun ein Zeuge ungestraft behaupten darf, der angeblich so geniale Stauffenberg habe nicht einmal an die primitivsten Vorsichtsmaßnahmen gedacht und in sträflichem Leichtsinn das Abschließen der Zimmertür unterlassen?

Es geht den beiden Verschwörern doch gerade um den „Ausschluß der Öffentlichkeit", wenn sie sich in das Zimmer des Majors John v. Freyend begeben. Sie wollen verhindern, daß man sie beim Arbeiten an der Bombe beobachtet. Sie ziehen die Fenstervorhänge zu, damit niemand hereinsehen kann. Das wird keinen Verdacht erregen, da Stauffenberg ja sein Hemd wechseln will. Vor allem aber werden sie die

Tür verschließen, den Schlüssel umdrehen, einmal, zweimal; sie werden die Klinke niederdrücken, daran ziehen und rütteln, um sich zu überzeugen, ob die Tür auch wirklich verschlossen ist, so daß niemand überraschend eintreten kann. So und nicht anders verhalten sich vernunftbegabte Menschen in einer solchen Situation, ehe sie beginnen, ihr gefährliches Material aus- und umzupacken.
Wer oder was könnte sie jetzt stören? Ein Feldwebel, der anklopft und auftragsgemäß um Beeilung bittet? Oder etwa der Major John v. Freyend, der, ungehalten wegen der langen Dauer des Hemdenwechsels, an der Klinke rüttelt? Das sind doch keine „Störungen" für einen zum Äußersten entschlossenen Tyrannenmörder! Selbst wenn Hitler persönlich kommt und sofortigen Einlaß fordert; selbst wenn die Türfüllung schon unter den Kolbenstößen alarmierter Wachsoldaten zu splittern beginnt; wer oder was könnte Stauffenberg daran hindern, auch noch das zweite Kilo Sprengstoff in die Bombenmappe zu legen, bevor er seinem Adjutanten befiehlt, den Eingang freizugeben?
Diese rhetorische Frage führt wieder zum Ausgangspunkt dieser Abhandlung zurück: Stauffenberg hat für seine Bombe ein Kilo Sprengstoff weniger verwendet, als ihm zur Verfügung stand. Diese Tatsache steht unbestreitbar und infolgedessen auch unbestritten fest.
Unter Berücksichtigung aller denkbaren Einflüsse, aller örtlichen Verhältnisse, aller situationsbedingten Umstände und aller persönlichen Motivationen gelangt der objektiv abwägende Kritiker zu der Schlußfolgerung, daß dieses unbegreifliche Verhalten des Attentäters nicht auf eine irgendwie geartete Störung während der letzten Vorbereitungen zurückgeführt werden kann.
So bleibt weiterhin zu fragen: Aus welchem Grunde hat Stauffenberg darauf verzichtet, die Sprengkraft seiner Bombe um fast hundert Prozent zu steigern und dadurch die Erfolgsaussichten des Anschlages zu verbessern?

Technischer Nachtrag:
Es wird vielfach behauptet, bei Verwendung der gesamten Sprengstoffmenge, die Stauffenberg zur Verfügung hatte, wäre ihm das Attentat doch noch gelungen. Diese Behauptung erweist sich jedoch bei rechnerischer Nachprüfung als unzutreffend.

Der Fachmann ermittelt die Sprengwirkung nach der klassischen Mineurformel $L = c \cdot k \cdot d \cdot W^3$. Hierbei bedeutet L die Ladungsmenge (kg), W den Wirkungsradius (m). Für die Faktoren c (Materialfestigkeit) und k (Brisanz des Sprengstoffes) kann unter den am 20. Juli 1944 gegebenen Umständen der Wert 1 eingesetzt werden. Wenn man nun auch d (Verdämmung) mit 1 bewertet, ergibt sich die Kurzformel $L = W^3$ bzw. $W = \sqrt[3]{L}$.
Diese Formel beweist zunächst einmal die Abhängigkeit der Wirkung von der Distanz zwischen Objekt und Detonationsherd: Vergrößert sich die Distanz, dann vermindert sich die Wirkung. Dementsprechend steigert sich die Wirkung, wenn die Distanz vermindert wird. Der Minderungs- bzw. Steigerungsfaktor ist dabei – mathematisch ausgedrückt – umgekehrt proportional der dritten Potenz der Distanzänderung. Das heißt im Hinblick auf den 20. Juli 1944: Wenn der Abstand zwischen Hitler und der Bombe nur halb so groß gewesen wäre, dann hätte ihn die Detonationswelle mit einem achtmal stärkeren Stoß getroffen! Das aber würde er nicht überlebt haben.
Gilt dies auch für die Vergrößerung der Ladung? Christian Müller scheint dies anzunehmen. Er behauptet nämlich, die zusätzliche Verwendung der zweiten Bombe „hätte die Druckwirkung nicht nur verdoppelt, sondern potenziert", also vervierfacht. Doch diese Behauptung des infolge fehlender Fachkenntnisse inkompetenten Autors wird durch eine unanfechtbare Vergleichsrechnung widerlegt:

Aus Ladung $L = 1$ kg folgt $W = \sqrt[3]{1} = 1{,}00$ m;
Aus Ladung $L = 2$ kg folgt $W = \sqrt[3]{2} = 1{,}26$ m.

Durch Verdoppelung der Sprengstoffmenge wird die Druckwirkung also nicht potenziert, auch nicht verdoppelt, sondern nur um 26 Prozent gesteigert!

## DIE ZANGE

Im Trümmerschutt der Lagebaracke wurde nach dem Attentat auch eine merkwürdig verbogene Flachzange aufgefunden, und die Behauptung, Stauffenberg habe dieses Werkzeug für seine Zwecke besonders zurechtmachen lassen, gehört mittlerweile zum eisernen Bestand der

Widerstandsliteratur. Niemand vermag allerdings einen diesbezüglichen Beweis zu erbringen; niemand hat diese Zange jemals in der Hand Stauffenbergs gesehen. Die Vermutung liegt nahe, daß mit diesem Requisit ein besonderer Schwierigkeitsgrad beim Vollzug des Attentats und eine bemerkenswerte Leistung des Attentäters demonstriert werden sollen.

Denn wozu benötigte Stauffenberg eine Zange? Der Zünder seiner Bombe war speziell für Sabotageakte entwickelt worden; dementsprechend mußte er leicht zu handhaben sein, so daß zur Auslösung keinerlei Werkzeug vonnöten war. In der Tat will ja auch Gersdorff am 21. März 1943 den gleichen Zünder mit den Fingern der linken Hand betätigt haben, und zwar unter den erschwerenden Umständen, daß die Bombe in seiner Tasche steckte und daß er keine auffallenden Bewegungen machen durfte. Wenn man nun einwenden will, Stauffenberg sei durch Verwundung und Amputation zu sehr behindert gewesen, dann muß darauf hingewiesen werden, daß noch drei Finger seiner linken Hand funktionsfähig waren und daß erfahrungsgemäß die nach Verwundung oder Unfall noch verbliebenen Gliedmaßen sich einem Naturgesetz zufolge kräftiger entwickeln, um den Verlust gewissermaßen wieder auszugleichen. Jeder Versehrte wird diese Feststellung bestätigen.

Physisch wäre Stauffenberg also durchaus in der Lage gewesen, die Säurekapsel des Zünders mit den bloßen Fingern zu zerdrücken. Denn selbstverständlich ist vom Konstrukteur des Zünders berücksichtigt worden, daß Saboteure nicht immer besonders kräftige Männer sein müssen; nach seinen Vorstellungen sollte auch schwächlichen Personen, sollte auch Frauen und Kindern die Möglichkeit gegeben werden, Bombenanschläge gegen die Deutschen zu verüben. Die Verwendung einer Zange zum Auslösen des Zünders erscheint demnach überflüssig. Nicht nur das: Sie könnte sogar den Erfolg des Anschlages in Frage stellen. Es besteht nämlich die akute Gefahr, daß durch den starken Druck und die scharfen Kanten der Zangenbacken beim Zerdrücken der Glasampulle auch der äußere Bleimantel beschädigt wird. Dann kann ein Teil der Säure wirkungslos ausfließen, und der im Zünderschaft verbleibende Rest reicht möglicherweise nicht aus, um den Haltedraht des Schlagbolzens völlig zu zersetzen. Folge: Der Zünder versagt, die Detonation unterbleibt. Angesichts der noto-

rischen Ignoranz Stauffenbergs in technischen Dingen darf man jedoch annehmen, daß er diese Gefahr nicht erkannt hätte, wenn er tatsächlich gewillt gewesen wäre, die Zange zu benutzen.
Ein praktisch veranlagter Attentäter hätte bestimmt mit dieser Eventualität gerechnet und die Zange – falls sie benötigt würde – zweckmäßig präpariert, gewissermaßen „entschärft". Er brauchte nur zwischen den Zangenbacken ein Stück Draht einzuklemmen, um das unerwünschte vollständige Schließen zu verhindern. Anschaulicher Vergleich: Der Nußknacker zerbricht nur die Schale und läßt den Kern unversehrt; mit einer Flachzange aber würde man die Nuß völlig zermalmen.
Eine andere Frage: Aus welchem Grunde hat Stauffenberg – wie behauptet wird – den einen Schenkel der Zange aufgebogen oder biegen lassen? Jeder vergleichbar Behinderte wird bestätigen, daß man auch mit nur drei Fingern eine Zange handhaben kann. Das Schließen bereitet gar keine Schwierigkeiten; das Öffnen hingegen erfordert ein wenig Geschicklichkeit. Es bestand für Stauffenberg also keine Notwendigkeit, irgenwelche Formveränderungen vorzunehmen. Wenn er aber die Zange noch handlicher machen wollte, dann hätte er sie mit Scherengriffen versehen müssen, das heißt mit Öhren zum Durchstecken der Finger. Da also das Aufbiegen eines Schenkels den Gebrauch der Zange nicht im geringsten erleichtert, ist zu vermuten, daß es sich bei der Verformung der aufgefundenen Zange nicht um eine Maßnahme Stauffenbergs handelt, sondern um eine zufällige Auswirkung der Sprengstoffdetonation.
Auch ein weiterer Umstand spricht gegen die Zangenthese: Da bemüht sich der körperlich überaus schwer behinderte Oberst Stauffenberg unter höchstem Zeitdruck, mit seiner verstümmelten linken Hand – die rechte fällt ganz aus – den Zünder der Bombe auszulösen. Zu diesem Zweck muß er zunächst den Sprengkörper auf den Tisch stellen und den Zünder derart einsetzen, daß er mit dem oberen Schaftende noch herausragt; jetzt erst kann er die Zange aufnehmen, um damit die Säurekapsel zu zerdrücken. (Wenn sie nicht zufällig richtig lag, mußte er sie wieder hinlegen und erneut aufnehmen!) So vergeht die kostbare Zeit, und draußen wartet schon voller Ungeduld der Feldmarschall Keitel.
Doch der Oberst Stauffenberg ist nicht allein im Zimmer: Neben ihm steht gleichsam mit verschränkten Armen sein Adjutant, sei es der

Oberleutnant v. Haeften, sei es der Hauptmann Klausing oder wer sonst auch immer. Soll man es für denkbar halten, daß dieser junge und körperlich intakte Offizier seelenruhig zuschaut, wie der schwerversehrte und wesentlich ranghöhere Oberst sich abmüht, so schnell wie möglich den Zünder in Gang zu setzen? Nein! Das hat es im Offizierskorps der deutschen Wehrmacht nicht gegeben! Das ist einfach undenkbar! Wo ist der deutsche Oberst, der in solcher Lage seinen Adjutanten nicht zur Hilfeleistung auffordert, und wo ist der Oberleutnant oder Hauptmann, der in solcher Lage seinem Chef nicht behilflich ist – auch ohne jede Aufforderung? Nach menschlichem Ermessen dürfte sich diese Szene vielmehr so abgespielt haben, daß nicht Stauffenberg, sondern v. Haeften am 20. Juli den Zünder ausgelöst hat. Der aber brauchte dafür keine Zange.

Trotz dieser Argumente ist natürlich nicht auszuschließen, daß Stauffenberg tatsächlich eine Zange zum Auslösen des Zünders benutzt hat. Aus welchem Grunde aber legte er sie anschließend in die Bombentasche, statt sie seinem Adjutanten zu übergeben? Da war doch noch der zweite Sprengstoffklumpen mit dem oder den zugehörigen Zündern! Fraenkel und Manvell vertreten die Auffassung, diese zweite Bombe „sollte Stauffenberg die Möglichkeit geben, Hitler zu töten, falls die erste . . . nicht funktionieren sollte . . . In beiden Fällen würde er die Säurekapsel . . . zerbrechen, indem er eine kleine Drahtzange benutzte". Wie aber kann er die Reservebombe zünden, wenn die unentbehrliche Zange mitsamt der ersten Bombe im Lagezimmer unter dem Kartentisch liegt? Diese Frage mag sich auch Christian Müller gestellt haben, und so deutet er das Verhalten Stauffenbergs – das Weglegen der Zange – als Bestätigung dafür, daß er die zweite Bombe nicht als Reserve, sondern als Alternative vorbereitet hat. Seine Deutung ist zwar kühn, aber nicht ohne Logik. Völlig unlogisch, ja geradezu vernunftwidrig erscheint jedoch die Unterstellung, Stauffenberg habe die Zange mitgenommen, als er in die Lagebaracke hineinging: Nach den mehr oder minder begründeten Vermutungen der Verschwörer gab es da Kontrollvorrichtungen, die auf jeden Metallkörper reagierten, so daß man feststellen konnte, ob die Besprechungsteilnehmer Waffen mit sich führten. Aus diesem Grunde soll Stauffenberg ja nur reinen Sprengstoff ohne Metallmantel verwendet haben. Deshalb widerspricht es der Vernunft, wenn er

die eiserne Zange in seine Aktentasche legt, obwohl er sich anschließend in den Bereich der Röntgenfalle begibt. Wäre es da nicht beleidigend, dem brillanten Generalstabsoffizier Stauffenberg einen solchen an Schizophrenie grenzenden Unsinn anzudichten?
Man sollte daher die ominöse Zange als herrenlosen Gegenstand agnoszieren, den möglicherweise ein Bauarbeiter vergessen und liegengelassen hatte. Man sollte darauf verzichten, aus diesem verbogenen Stück Eisen Pluspunkte für Stauffenberg herauszuholen. Nach Lage der Dinge wäre das ein echter Bärendienst.

## STAUFFENBERGS KOPFVERLETZUNG

Stauffenberg „konnte wirklich den ‚zwölften Zug' im Schachspiel vorausdenken und alle möglichen Varianten übersehen", bezeugt sein Freund und Regimentskamerad Bernd v. Pezold. Eine wahrhaft phänomenale Begabung, auch wenn der „zwölfte Zug" nicht ganz wörtlich zu nehmen ist!
Der gleiche Stauffenberg hat aber bei der Putsch- und Attentatsplanung eine ganze Serie unbegreiflicher Fehler gemacht, die bei normalem Intelligenzaufwand hätten vermieden werden können. Eine erstaunliche, jedoch unbestreitbare Feststellung.
Hat Pezold seinem Kameraden in wohlwollender Übertreibung ein allzu günstiges Zeugnis ausgestellt? Oder gibt es eine andere Erklärung für diese Diskrepanz zwischen bezeugter Leistungsfähigkeit und erwiesenem Versagen?
Die oben zitierte Äußerung Pezolds bezieht sich auf einen Zeitraum, der mit dem Jahresende 1942 abschließt. Doch erst in der Folgezeit kommt es zu den eklatanten Fehlleistungen Stauffenbergs. Der Wendepunkt liegt demnach zwischen diesen Daten; er fällt mit seinem Einsatz in Afrika zusammen. Die Frage ist also durchaus angebracht, ob er bei seiner schweren Verwundung am 7. April 1943 auch Gehirnverletzungen erlitten hat.
Merkwürdigerweise gehen seine Biographen und auch die übrigen Widerstandsautoren auf diesen Aspekt gar nicht ein. Selbst Christian

Müller, der sein Stauffenberg-Buch ausschließlich dem Titelhelden gewidmet hat, repetiert kommentarlos die hinlänglich bekannten Berichte über die physischen Folgen der Verwundung, ohne den möglichen Zusammenhang zwischen Kopfverletzung und Beeinträchtigung der Gehirnfunktionen auch nur anzudeuten. Er verzichtet sogar darauf, den doch auch in der Schweiz bekannten, weltberühmten Chirurgen Sauerbruch zu erwähnen, geschweige denn zu interpretieren.

Da schreibt Sauerbruch über seinen Patienten Stauffenberg: „Ein Geschoß war ihm durch das Auge in den Hinterkopf eingedrungen und stak noch im Schädelknochen." Aus diesem Befund hatte er dann auch die Konsequenzen ziehen wollen: „Das Geschoß muß aus dem Kopf herausgeholt werden", versuchte er seinem Patienten klarzumachen. Doch der verweigerte die Zustimmung mit der bombastischen Begründung: „Ich habe eine dringende Aufgabe zu erfüllen."

Zeigt sich nicht hierin schon eine Folge seiner Hirnverletzung? Man bedenke: ein knapp 36 Jahre alter, schwerverwundeter Berufsoffizier, der sich bisher nie mit Politik befaßt hat, wähnt sich verpflichtet, „das Reich zu retten"! Wie und wo will oder kann er den Hebel (welchen?) ansetzen zu einer derartigen Rettungsaktion? Noch ist er ja nicht der Geschäftsführer einer potenten Verschwörergruppe; noch stehen ja nicht so einflußreiche Persönlichkeiten wie Beck und Olbricht und Witzleben hinter ihm! Was kann er denn mehr tun als seine Soldatenpflicht – wie bisher? Wird zudem der Verdacht auf Störung der Gehirnfunktionen nicht noch verstärkt durch seine im gleichen Zeitpunkt geäußerte Bitte um erneute Frontverwendung? Wird eine diesbezügliche Vermutung Sauerbruchs nicht bestätigt, die in einem späteren Gespräch zum Ausdruck kommt: „Ich versuchte ihm zu erklären, daß ein Mensch nach einer so schweren Verwundung . . . nicht im vollen Besitz seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten sein könnte"? Klingt da nicht in schonender Umschreibung der Verdacht auf verminderte Denkfähigkeit durch?

Nun mag der Geschichtsforscher die im Feuilletonstil verfaßten Lebenserinnerungen des großen Chirurgen als Quelle ablehnen, zumal dieser seine Diagnose nicht mit Röntgenaufnahmen belegt und das „Geschoß" nicht präzis definiert hat; er mag – wie auch die Angehörigen Stauffenbergs – die Behauptungen Sauerbruchs anzwei-

feln. Doch damit ist das hier angeschnittene Thema nicht abgetan, da die Kugel bzw. das Geschoß im Prinzip keine Rolle spielt. Die Tatsache steht doch fest, daß Stauffenbergs linkes Auge durch äußere Gewalteinwirkung zerstört worden ist. Zweifellos kann diese Gewalt aber auch noch Nerven- oder Gehirnschäden bewirkt haben. Demnach gibt es nach Abwägung aller relevanten Umstände keinen Grund zur Ablehnung der hier aufgestellten, wenn auch unbeweisbaren These, daß Stauffenbergs Fehlleistungen in erster Linie auf die Folgen seiner Verwundung zurückzuführen sind.
Unter dieser Voraussetzung erledigt sich automatisch die so oft ergebnislos diskutierte, niemals beantwortete kritischste Frage der gesamten Stauffenberg-Literatur, aus welchem Grunde der Attentäter die Sprengladung seiner Bombe noch in letzter Minute um die Hälfte reduziert hat. Es erübrigt sich jegliches Bemühen, für irgendeine andere seiner zahlreichen sonstigen Fehlleistungen eine sinnvolle Erklärung zu finden.
Es spricht doch alles dafür, daß Joachim Kramarz lediglich eine Tatsache zum Ausdruck bringen will, wenn er ohne Kommentar aus dem Kaltenbrunner-Bericht zitiert, Stauffenberg sei „nicht ganz normal gewesen".

## MÜTZE UND KOPPEL

Es war nur eine Bagatelle, aber doch auch ein bedenkliches Symptom: Als Stauffenberg nach dem Abstellen seiner Bombe die Lagebaracke verließ, mußte er Mütze und Koppel zurücklassen; denn sonst, so meint Peter Hoffmann, „wäre sofort klargeworden, daß er nicht mehr wiederkommen wollte".
So stieg er denn barhäuptig in den bereitstehenden Wagen, um zum Flugplatz zu fahren – ein ungewöhnlicher Anblick für den als Fahrer fungierenden Leutnant Kretz, der sich deshalb die Bemerkung erlaubte, der Herr Oberst habe vergessen, das Koppel anzulegen und die Mütze aufzusetzen.
Es mag in anderen Armeen vielleicht nicht sonderlich auffallen, wenn ein Offizier sich leger über Uniformvorschriften hinwegsetzt. In der

deutschen Wehrmacht wurde indes auf die Korrektheit des Dienstanzuges größter Wert gelegt. Der Soldat hatte eine Rüge, ja sogar eine Bestrafung zu erwarten, wenn er etwa ohne vorschriftsmäßige Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit angetroffen wurde oder wenn er auch nur vergessen hatte, einen Rockknopf zu schließen.
Nachlässigkeiten, Eigenmächtigkeiten und Abweichungen von der durch HDv bestimmten Norm wurden nicht geduldet. Sogar unter den besonderen Verhältnissen des Krieges bedurfte das Abnehmen der Mütze während des Marsches der ausdrücklichen Genehmigung des Kompaniechefs. Auch die Halstücher als Ersatz für die eingeknöpften Kragenbinden wurden zunächst verboten, dann allerdings unter bestimmten Auflagen genehmigt, nachdem sich ihre Zweckmäßigkeit erwiesen hatte. Selbst die seit Narvik so populär und selbstbewußt gewordenen Gebirgsjäger Dietls mußten einen langen Papierkrieg führen, bevor ihnen erlaubt wurde, die typischen Knöchelbinden durch einen bequemeren Hakenverschluß an den Uniformhosen zu ersetzen. Gegen das Offenlassen des obersten Feldblusenknopfes leisteten manche konservative Kommandeure auch dann noch Widerstand, als diese Bequemlichkeit von höherer Stelle aus nicht nur gebilligt, sondern sogar angeordnet worden war.
Stauffenberg hatte in dieser Beziehung gewisse Erfahrungen; er war sozusagen ein gebranntes Kind: Seiner unbekümmerten Großzügigkeit hinsichtlich der Adjustierung verdankte er in seiner dienstlichen Beurteilung den negativen Passus „Etwas salopp in Haltung und Anzug". Gerade ihm konnte es nicht unbekannt sein, daß er auffallen würde, wenn er sich ohne Koppel und Mütze ins Auto setzte, um eine Dienstfahrt anzutreten. Er mußte auch wissen, daß er sich dieses Auffallen in solch prekärer Situation nicht leisten konnte.
Wie hätte er sich wohl aus der Affäre gezogen, wenn da ein Frontgeneral vom Schlage des rauhbeinigen Schörner des Weges gekommen wäre und befohlen hätte, der Herr Oberst möge gefälligst seine Mütze aufsetzen, statt in einem solch skandalösen Aufzug, quasi halbnackt, das Ansehen des deutschen Offiziers zu ruinieren? Eine Verzögerung der fluchtartigen Abreise wäre das mindeste gewesen, und inzwischen würde der Oberstleutnant Streve, durch die Detonation in der Lagebaracke alarmiert, den strikten Befehl erteilt haben, die Ausgänge für jedermann zu sperren. Dann saß Stauffenberg, der unersetzliche und

unentbehrliche Leiter des Staatsstreiches, in der Falle, weil er nicht an seine Mütze gedacht hatte! So hätte sich diese Kleinigkeit ganz erheblich zuungunsten des Aufstandes ausgewirkt.
Diesem Problem – wenn man diesen Ausdruck überhaupt für eine solche Lappalie verwenden darf – war Stauffenberg nicht gewachsen; er hatte es nicht einmal erkannt, bis ihn der Leutnant Kretz daraufhin ansprach. Dabei wäre die Lösung so einfach gewesen: Er brauchte ja nur im Laufe des Vormittags seinen Adjutanten zu beauftragen, eine Reservemütze und ein Koppel bereitzuhalten, so daß er jetzt, nach dem Verlassen der Lagebaracke, seinen Anzug komplettieren konnte! Doch dieser Ausweg ist ihm nicht eingefallen.
Im Schrifttum ist nicht erwähnt, ob er während des Fluges nach Berlin Gelegenheit gefunden hat, sich eine Kopfbedeckung zu verschaffen. So wird er wohl auch „halbnackt" vom Flugplatz aus durch die belebten Straßen zum Bendlerblock gefahren sein, vielleicht per Straßenbahn, immer der Peinlichkeit ausgesetzt, von einer Offiziersstreife angehalten und aufgehalten zu werden.
Die Mützenpanne hat auf den Verlauf der Ereignisse keinen Einfluß gehabt. Man könnte demnach versucht sein, auf Geringfügigkeit und schweigendes Ingnorieren zu plädieren. Da es sich hier aber nicht um ein Plädoyer zur Entlastung Stauffenbergs handelt, sondern um den Versuch, die Ursachen für das Debakel des Putsches vom 20. Juli zu ergründen, muß man auch diesem so nebensächlich erscheinenden Detail eine gewisse Bedeutung zumessen. Wenn der vielgerühmte Geschäftsführer der Fronde nicht in der Lage war, solch offensichtliche Gefährdungsfaktoren rechtzeitig zu erkennen und auszuschalten, dann erweist sich die vergessene Mütze als weiteres Indiz für seine absolut unzureichende Eignung als verantwortlicher Leiter eines Unternehmens, das die Beseitigung Hitlers und seines Regimes zum Ziel hat.

Gisevius und andere Autoren machen Stauffenberg den Vorwurf, er habe den Tatort verlassen, ohne sich zu vergewissern, ob Hitler auch wirklich umgekommen sei. Dieser Vorwurf ist ungerechtfertigt. Denn Stauffenberg hat nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt: Er war überzeugt – mag diese Überzeugung auch objektiv falsch gewesen sein –, daß die Sprengkraft der Bombe ausreiche, um alle im Besprechungsraum Anwesenden zu töten.

Wenn man ihm aber zubilligt, daß er zu längerem Warten nicht verpflichtet war, so stellt sich die Frage, warum er nicht schon früher weggefahren ist, nämlich unmittelbar nach dem Verlassen der Lagebaracke. Er hätte dann die Wachen noch vor der alarmierenden Detonation passieren können! War er im Hinblick auf seine Unentbehrlichkeit nicht direkt verpflichtet, sich auf diese eigentlich selbstverständliche Weise der drohenden Festnahme zu entziehen?

Doch da gibt es ein – wenigstens zunächst – einleuchtendes Gegenargument: Angenommen, der Zünder versagt, die Bombe detoniert nicht. Eben hat Heusinger seinen Vortrag beendet, und nun soll Stauffenberg an die Reihe kommen. Doch der ist nicht da, und die auf Befehl des verärgerten Führers angestellten Nachforschungen ergeben, daß er die Lagebaracke verlassen hat. Doch da steht ja seine Aktentasche noch unter dem Tisch! Vielleicht befinden sich darin Unterlagen bezüglich der von Hitler geforderten Informationen! Man öffnet die Tasche und findet statt der Akten eine Bombe! Die Konsequenzen einer solchen Entdeckung bedürfen keiner Erläuterung. Ob nun aus diesem oder einem anderen Grunde, jedenfalls hat Stauffenberg sich entschlossen, nicht sofort wegzufahren, sondern erst die Detonation der Bombe abzuwarten; er läßt sich auf ein Gespräch mit Sander und Fellgiebel ein, um die Wartezeit zu überbrücken. Wenn nach angemessener Frist die Bombe nicht detoniert ist, kann er zur Lage zurückgehen, planmäßig Vortrag halten und die Aktentasche wieder an sich nehmen, bevor ihr explosiver Inhalt entdeckt wird. Auf den ersten Blick erscheint diese Gedankenkette durchaus logisch.

Aber auch nur auf den ersten Blick. Schon beim zweiten werden die schwachen Punkte dieser Kombination erkennbar. Stauffenberg erwar-

tet, daß die Explosion der Laufzeit des Zünders entsprechend um 12.50 Uhr erfolgt. Dann wird es 12.50 Uhr, aber die Explosion bleibt aus! Was nun? Soll er jetzt sofort zur Lagebaracke gehen, oder soll er noch einige Minuten zugeben? Mit Sicherheit vermißt man ihn bereits, und jede weitere Minute des Abwartens steigert die Gefahr, daß seine Tasche auf Befehl Hitlers geöffnet und die Bombe entdeckt wird. Daher entschließt er sich, unverzüglich zurückzugehen. Um 12.55 Uhr erreicht er seinen Platz am Kartentisch und hebt die Tasche auf. Im gleichen Augenblick, noch bevor Hitler seinen Unwillen wegen der langen Wartezeit zum Ausdruck bringen kann, explodiert die Sprengladung. Die Zündung hatte sich nur um einige Minuten verzögert. – Eine Alternative mit gleichem Effekt: Der Zünder ist „pünktlich"; der Haltedraht, von der Säure zersetzt, zerreißt programmgemäß um 12.50 Uhr. Doch der Schlagbolzen klemmt und bleibt im Führungsrohr stecken, bis die Erschütterung beim Aufnehmen der Tasche die Hemmung löst. Die Bombe detoniert und tötet außer Hitler auch Stauffenberg.

Das Attentat ist geglückt, doch um welchen Preis! Es besteht nun keine Aussicht mehr für den erfolgreichen Verlauf des Staatsstreiches, da der unersetzliche Stauffenberg die Leitung nicht mehr übernehmen kann! Demnach ein echter Pyrrhussieg!

Auch ein anderer Aspekt enthüllt die Unzweckmäßigkeit der Entscheidung, aus dem oben angeführten Grunde die Detonation der Bombe abzuwarten: Angenommen, die chemischen und mechanischen Teile des Zünders funktionieren einwandfrei, der Schlagbolzen schnellt vor, nur das Zündhütchen reagiert nicht. (An diesem Umstand soll ja nach den Aussagen Schlabrendorffs das Attentat vom 13. März 1943 gescheitert sein.) Es kommt dann nicht zur Detonation, wohl aber zu einem unüberhörbaren Klicken beim Auftreffen des Schlagbolzens auf den Boden des Zündhütchens.

Nach einem solch durchdringenden, unüberhörbaren Geräusch, das dem Entsichern einer Waffe gleicht, werden die Begleiter Hitlers – am 20. Juli waren es die SS-Führer Fegelein und Günsche – auch ohne Führerbefehl sofort Alarm auslösen. Dann kommt es unweigerlich zur Entdeckung der Bombe und zur Entlarvung Stauffenbergs, ob er nun draußen bei Fellgiebel und Sander steht oder ob er gerade wieder zur Tür hereinkommt. Attentat gescheitert, Attentäter gefaßt!

Zweifellos hat Stauffenberg mit einem Versager gerechnet und daher seine Bombe mit zwei Zündern versehen. Er konnte sich darauf verlassen, daß mindestens einer funktionieren würde. Demnach hatte er erst recht keinen Grund, nach dem Abstellen der Aktentasche auch nur noch eine Minute länger in der Wolfsschanze zu bleiben. Er ist trotzdem geblieben. Warum?

Es stand ihm doch frei, nach dem Passieren der Wachen außerhalb des Sperrgebietes anzuhalten und auf den erlösenden Explosionsknall zu warten. Blieb dieser aus, dann hatte er immer noch die Wahl, entweder kaltblütig ins Führerhauptquartier zurückzukehren oder aber zum Flugplatz zu fahren und zu versuchen, sich in Sicherheit zu bringen. In dieser Reihenfolge hätte sich das Passieren der Wachen und das Abwarten problemlos kombinieren lassen.

Mit diesen Darlegungen dürfte überzeugend nachgewiesen sein, daß Stauffenberg auf keinen Fall bis zur Detonation der Bombe in der Wolfsschanze bleiben durfte. Nicht nur die seiner Ansicht nach auf ihn wartenden Aufgaben als Leiter des Staatsstreiches, sondern auch der Selbsterhaltungstrieb forderten zwingend seinen Entschluß zum Ausbruch, solange die Wachen noch nicht alarmiert und die Sperren noch nicht geschlossen waren. Er hat diese Forderung nicht erkannt! Sein Verhalten in jenen kritischen Minuten des 20. Juli steht im Widerspruch zu rationalen Überlegungen. Mangels anderer Erklärungen kann nur angenommen werden, daß er die einzelnen Phasen seines Attentates nicht mit hinreichender Sorgfalt durchdacht hat. Es war keine generalstabsmäßig vorbereitete Operation, sondern, wie Joachim Kramarz meint, ein „tollkühnes Wagnis, mit dem Stauffenberg die Wache überrumpelte". Tollkühnheit aber steht dem Generalstabsoffizier nicht an: „Erst wäg's, dann wag's", soll der Wahlspruch Moltkes gewesen sein. Anscheinend hat Stauffenberg vom Abwägen nicht viel gehalten, zumindest nicht, als es um die Frage ging, ob und wo er das Explodieren seiner Bombe abwarten sollte. Statt dessen hat er gewagt – und gewonnen!

Was aber hätte er gewonnen, was hätte er gewinnen können, wenn er – um auf Gisevius zurückzukommen – auch nach dem Detonationsknall noch nicht abgefahren wäre, sondern sich vorher noch am Tatort umgesehen hätte? War Hitler tot, dann würde Fellgiebel diese Tatsache schnellstens nach Berlin melden, auch ohne Mithilfe Stauffenbergs.

War Hitler aber noch einmal davongekommen, dann konnte auch Stauffenberg an diesem Resultat seines Anschlages nichts ändern, es sei denn, er wäre bereit gewesen, sich selbst zu opfern und sein Vorhaben mit einigen Pistolenschüssen zu vollenden. Diese Alternative war aber mit der Unentbehrlichkeitsthese nicht zu vereinbaren, ganz abgesehen davon, daß Stauffenberg nie den Versuch gemacht hat, sich für diesen Eventualfall eine brauchbare Waffe zu besorgen.
Es bleibt also bei der Feststellung:
Nach dem Abstellen der Bombe und dem Verlassen der Lagebaracke hätte Stauffenberg nicht – wie Gisevius fordert – länger bleiben, sondern früher abfahren müssen. Das Warten auf die Detonation war sinnlos.

## DER WEG INS FREIE

Die Bombe ist explodiert! Stauffenberg, auch noch nach dem Attentat die wichtigste Persönlichkeit der Widerstandsgruppe, muß unverzüglich nach Berlin zurück, um die Koordinierung und Leitung der weiteren Operationen zu übernehmen. Nur er ist hierzu befähigt, und ohne seine Mitwirkung – so berichten alle Autoren – ist der Staatsstreich undurchführbar. Demnach müßte man annehmen, daß er, der befähigte Generalstabsoffizier, alles vorbereitet und getan hat, um nun sein neues Einsatzgebiet, die Putschzentrale in Berlin, unangefochten erreichen zu können.
Erstes und schwerstes Hindernis: die Torwachen. Jede Planung mußte von der Tatsache ausgehen, daß nach dem Attentat alle ins Freie führenden Tore des Führerhauptquartiers geschlossen würden, generell und absolut, für jedermann, ob mit oder ohne Passierschein. Was wurde unternommen, um trotz dieser Sperre einen Ausbruch zu ermöglichen? In der Literatur findet sich kein Hinweis auf derartige Maßnahmen, und es kann als gesichert gelten, daß in dieser Hinsicht nicht das Geringste vorbereitet worden ist. „Es war ein tollkühnes Wagnis, mit dem Stauffenberg die Wache überrumpelte", schreibt Kramarz, dieses verantwortungslose Hasardieren auch noch bewundernd.

Tollkühnes Wagnis – eine vernichtende Kritik an den Qualitäten des Generalstabsoffiziers, der ja nicht kühn, sondern kühl und klug handeln soll! Ihm ist doch die Aufgabe gestellt, vor der Aktion durch sorgfältiges Erkunden und Abwägen der Gegebenheiten jede mögliche Schwierigkeit aufzudecken, jede zu erwartende Krise durch vorbeugende Maßnahmen abzufangen. Die kühne Attacke aber bleibt Ultima ratio des Truppenführers, wenn infolge mangelhafter Generalstabsarbeit oder durch Einwirkung einer höheren Gewalt die Operation nicht planmäßig verläuft und zu scheitern droht. Das heißt auf den 20. Juli übertragen: Weil Stauffenberg als Generalstäbler versagt hat, muß er als Taktiker versuchen, „sich den Weg durch die Wache zu erbluffen". Kein Anlaß zu Lobgesängen!

Gab es überhaupt Mittel und Wege, den Ausbruch aus der Wolfsschanze planmäßig vorzubereiten, das Risiko auszuschalten oder wesentlich zu vermindern? Fällt die Antwort auf diese Frage negativ aus, dann durften die Verschwörer das Entkommen Stauffenbergs und seine Rückkehr nach Berlin gar nicht einkalkulieren; dann mußten sie die ihm unter anderen Voraussetzungen ursprünglich zugeteilten wichtigen Aufgaben einem anderen, einem jederzeit Verfügbaren übertragen!

Es steht jedoch fest, daß vorbeugende Maßnahmen durchaus im Bereich des Möglichen lagen: nach der Bombenexplosion würde der Kommandant, Oberstleutnant Streve, den Wachen sofort per Telefon den strikten Befehl erteilen, niemanden passieren zu lassen. Was lag näher, als die betreffenden Telefonleitungen zu unterbrechen? In der Person des Generals Fellgiebel verfügten die Verschwörer über einen Fachmann, der das gesamte Leitungsnetz im Führerhauptquartier kannte oder zumindest jede gewünschte Information beschaffen konnte. Man hätte also an zweckmäßig ausgewählten Stellen einige Nachrichtenmänner postieren können mit dem Auftrag, unmittelbar nach der Detonation die Kabel zwischen Zentrale und Torwache zu zerschneiden. Damit wäre die telefonische Durchsage des Sperrbefehls unterbunden. Ein daraufhin entsandter Melder des Wachkommandanten aber wäre zu spät gekommen, um Stauffenberg noch aufzuhalten.

Wäre er nicht dennoch aufgehalten worden? Hätte nicht schon das Krachen der Explosion genügt, um die geruhsame Mittagsstille in den

sprichwörtlichen Hexenkessel zu verwandeln? Welche Reaktionen hatten die Verschwörer zu erwarten, wenn im sakrosankten Führersperrkreis eine Bombe detonierte?
Auf dem Vorplatz der Adjutantur unterhält sich Stauffenberg mit General Fellgiebel und Oberstleutnant Sander. „Da zerreißt die Explosion die Luft", schreibt Christian Müller. Offenbar fand Sander keinen Grund, sich hierüber Gedanken zu machen; er erklärte dem „deutlich und heftig zusammengezuckten" Stauffenberg und dem „bestürzten" Fellgiebel, es komme häufig vor, „daß jemand schieße oder eine Mine hochgehe". Gleichlautend berichtet auch Peter Hoffmann: „Stauffenberg zuckte zusammen, Fellgiebel zeigte sich bestürzt, aber Sander meinte, so etwas komme oft vor; immer wieder traten Tiere auf die . . . Minen."
Die Bestürzung Fellgiebels war wohl vorgetäuscht; Stauffenbergs Zusammenzucken läßt sich mit seiner hochgradigen Spannung und Nervosität erklären; doch der mit den Verhältnissen in der Wolfsschanze vertraute Sander dürfte ganz normal reagiert haben: Ein Knall? Kein Grund zur Aufregung!
Mit gleicher Gelassenheit wie Sander, wenn auch nicht mit der gleichen Passivität, reagiert die Wache. Wie jedes besondere Vorkommnis im Lagerbereich löst auch die Detonation einige Routinemaßnahmen aus: „Die Wachhabenden hatten die Explosion gehört, und der zuständige Leutnant ordnete von sich aus Sperre an", berichtet Peter Hoffmann. Reine Formsache. Nun würde der Kommandant einen Suchtrupp losschicken, um die Ursache dieser Explosion festzustellen. Ebenfalls Formsache.
War dieses ganz normale Verhalten der Wache in den Plänen der Verschwörer berücksichtigt? Oder haben sie nicht gewußt, daß die akustische Wahrnehmung der Bombenexplosion zur Auslösung der Sperre führen würde? Wenn ihnen diese Automatik jedoch bekannt war – eigentlich hätte sie ihnen bekannt sein müssen – dann handelte es sich bei Stauffenbergs Ausbruch nicht um eine „generalstabsmäßig vorbereitete" Aktion, sondern in der Tat um ein „tollkühnes Wagnis", dessen Gelingen er nur erhoffen, keineswegs aber voraussetzen durfte! Es kam, wie es logischerweise kommen mußte: Die Schranken wurden geschlossen, und so sah er sich in höchster Verzweiflung gezwungen, mehr toll als kühn den Bluff zu improvisieren, bis er endlich – wütend

über die Verzögerung – zum Flugplatz rasen konnte, einer neuen Gefahr entgegen.
Seit der Explosion ist mittlerweile mehr als eine Viertelstunde verstrichen. Wie sieht es jetzt in der Wolfsschanze aus? Stauffenberg ist sich gewiß darüber im klaren, daß die Ermittlungen des Sicherheitsdienstes auf Hochtouren laufen, daß inzwischen schon ein Verdacht auf ihn gefallen sein muß. Sein Bluff beim Passieren der Wachen kann doch nicht verborgen geblieben sein! Was werden die Posten, die Wachhabenden zu ihrer Entschuldigung angeben, wenn man sie der Beihilfe an diesem Mordanschlag beschuldigt, weil sie den ohne Mütze und Koppel doch recht auffälligen Oberst trotz Verbot haben passieren lassen? Wenn dann der Oberstleutnant Streve bei der Einvernahme des Rittmeisters von Möllendorf erfährt, daß Stauffenberg, der doch mit ihm zum Mittagessen verabredet war, fluchtartig abgefahren ist, dann wird er unverzüglich den Flugplatz Rastenburg anrufen und – einen Führerbefehl vorwegnehmend – die Festnahme des Verdächtigen anordnen. Ein solcher Anruf ist am 20. Juli tatsächlich erfolgt, wenn auch um wenige Minuten zu spät.
Was hat Stauffenberg unternommen, um dieses mit Gewißheit zu erwartende fatale Gespräch zu verhindern? Hat er die Telefonleitung nach Rastenburg unterbrechen lassen? Erwiesenermaßen ist auch dies unterblieben. Vertraute man etwa auf die von General Fellgiebel zu veranlassende Nachrichtensperre? Falls es den Verschwörern gelungen wäre, nach dem Attentat die Befehlsgewalt im FHQ an sich zu reißen, dann hätten sie den Anruf nach Rastenburg verhindern können. Bei unveränderten Befehlsverhältnissen jedoch – so wie es sich am 20. Juli 1944 tatsächlich ergab – wäre die Sperre nur einseitig gehandhabt worden, zugunsten der Gruppe Keitel-Göring-Himmler.
Ein Versuch, die Nachrichtenmittel gewaltsam auszuschalten, wäre nach Angabe aller Fachleute aussichtslos gewesen. Wie der bestens informierte Oberstleutnant Sander erklärte, hätte es für die erforderlichen Sprengungen „einiger Wagenladungen von Sprengstoff" bedurft. Mithin bietet auch die Nachrichtensperre keine Gewähr für das gefahrlose Entkommen des Attentäters. Doch da gibt es eine Alternative: Wenn Stauffenberg sofort nach Verlassen der Lagebaracke abfährt, kann er die Wachen unbehelligt passieren, bevor Alarm ausgelöst wird!

Doch diese Chance hat Stauffenberg nicht erfaßt. Er, „der als Generalstäbler stets kühl zu rechnen pflegte", spielt Vabanque und – zieht die richtige Karte! Verhältnismäßig leicht kann er den Leutnant an der Wache I überrumpeln; erheblich größere Schwierigkeiten gibt es infolge der bei Angehörigen der Waffen-SS besonders stark ausgeprägten unbeirrbaren Pflichtauffassung des Feldwebels Kolbe, der für die Außenwache zuständig ist; doch die Besatzung des Flugplatzes Rastenburg hat noch nichts von dem Attentat erfahren, so daß hier keine Verzögerung eintritt.
Um 13.15 Uhr hebt die Maschine ab; Stauffenberg ist in der Luft, in vorläufiger Sicherheit, auf dem Wege nach Berlin. Er hat den Ausbruch aus der Wolfsschanze geschafft – jedoch nicht durch generalstabsmäßige Planung und Vorbereitung, nicht durch zweckmäßiges Handeln, sondern nur dank einer geradezu unwahrscheinlichen Häufung glücklicher Zufälle.

## LANDUNG IN BERLIN

Es gilt als gesichert, daß Stauffenberg gegen 13.15 Uhr von Rastenburg abgeflogen ist. Dann aber verschwindet er aus dem Gesichtskreis nicht nur der Flugplatzbesatzung, sondern auch der Chronisten. Es gibt nicht die Spur einer Nachricht über den Flug oder die Landung. Nicht einmal der Landeplatz ist definitiv bekannt; da gibt es nur Vermutungen.
Gegen 16.00 Uhr taucht Stauffenberg wieder auf, wenn zunächst auch nur akustisch: Er läßt seinen Adjutanten, den Oberleutnant v. Haeften, per Telefon in der Bendlerstraße anfragen, wie weit der Putsch denn inzwischen gediehen sei. Wo war er in diesen drei Stunden?
Wenn seine Maschine mit Höchstgeschwindigkeit geflogen ist – und warum sollte sie im Hinblick auf Stauffenbergs wichtige Funktionen nicht mit Höchstgeschwindigkeit fliegen? –, dann muß die Landung in Berlin gegen 15.15 Uhr erfolgt sein.
Nun rätseln alle Autoren darüber, warum Stauffenberg sich erst um 16.00 Uhr telefonisch gemeldet hat. Wenn man unterstellt, daß ohne seine Anwesenheit und Mitwirkung in der Bendlerstraße die Durchführung des Staatsstreiches unmöglich gewesen sei, dann müßte er

doch sofort nach der Landung mit der Zentrale in Verbindung getreten sein, wenigstens telefonisch. Die von seinem Gegenspieler Remer mit ätzender Ironie aufgestellte Behauptung, daß „Stauffenberg eineinhalb Stunden auf dem Flugplatz ohne Benzin für das Auto" festgelegen habe (Peter Hoffmann: Xerokopie der Schilderung des Generalmajors Remer vom 24. Juni 1946 im englischen Internierungslager 2221/Q), kann diese Frage nicht klären: Ein Telefonanruf mit der Bitte um Entsendung eines Autos mit vollem Benzintank wäre doch gerade in einer solchen Situation selbstverständlich gewesen, wenn man nicht – ebenfalls ironisch – unterstellen will, der Oberst Graf Stauffenberg habe sein Portemonnaie vergessen und daher keinen Groschen für den Telefonautomaten zur Hand gehabt.
Wo also war er in der fraglichen Zeit?
Eine annehmbare Erklärung läßt sich aus dem Bericht Peter Hoffmanns konstruieren: „Auf dem Flugplatz Rastenburg galt als Ziel des Fluges Berlin-Rangsdorf. Die Klugheit gebot aber, etwaige Verfolger irrezuführen und also woanders zu landen." Fühlte Stauffenberg sich verfolgt? Er muß sich wohl Gedanken darüber gemacht haben, was nach der Explosion im Führerhauptquartier geschehen würde oder inzwischen schon geschehen sei. Außer der Sorge um die Opfer dürfte sich wohl das Hauptinteresse aller darauf konzentrieren, den Täter zu ermitteln und zu fassen. Gab es Indizien, die auf ihn, Stauffenberg, hinweisen könnten? Allerdings!
Da meldet sich der Feldwebel Adam: „Oberst Stauffenberg hat unmittelbar vor der Explosion eine Telefonverbindung verlangt, ist dann aber weggegangen, ohne zu telefonieren." Na und? Das könnte tausend harmlose Gründe gehabt haben.
Da meldet sich der Leutnant Kretz, der Stauffenberg zum Flugplatz gefahren hat: „Oberst Stauffenberg hatte es sehr eilig, und als ich darauf hinwies, daß er Mütze und Koppel vergessen habe, wurde er grob und befahl mir, unverzüglich loszufahren." Das gibt schon eher Anlaß zu Überlegungen: Ein Oberst in Generalstabsuniform ohne Kopfbedeckung im offenen Wagen auf Dienstreise!
Da meldet sich der Oberstleutnant Sander: „Unmittelbar nach der Explosion erklärte mir Stauffenberg, er werde sich nun sofort zum Kommandanten begeben, da dieser ihn zum Essen erwarte." Hier muß nun aber auch der Argloseste stutzig werden: Stauffenberg hat

offenbar die Unwahrheit gesagt; er ist nicht zum Kommandanten, sondern zum Flugplatz gefahren!
Da meldet sich der Feldwebel Kolbe: „Oberst Stauffenberg kam mir verdächtig vor, weil er mir befahl, trotz angeordneter Sperre den Weg freizugeben. Als Offizier mußte er doch wissen, daß er einem Wachhabenden keine Befehle erteilen konnte. Wenn er eine reine Weste gehabt hätte, dann würde er den Kommandanten angerufen haben, statt mir zuzumuten, gegen meine Vorschriften zu handeln. Erst als er einsehen mußte, daß er mich trotz seines hohen Dienstranges nicht einschüchtern konnte, telefonierte er mit Herrn Rittmeister von Möllendorf, der mir dann auch noch persönlich bestätigte, daß Oberst Stauffenberg passieren dürfe."
Dann meldet sich nochmals der Leutnant Kretz: „Ich habe beobachtet, daß Oberleutnant v. Haeften während der Fahrt ein Paket aus dem Wagen geworfen hat." Ein Suchtrupp wird ausgeschickt und findet das Paket mit dem Sprengstoff und dem Zünder. Damit ist jeder Zweifel beseitigt: Stauffenberg ist der Täter, zumindest ein Mittäter!
Über die Folgen dieser Entdeckung muß Stauffenberg sich im klaren sein: Wie bei jedem Kapitalverbrechen – und der Mordanschlag gegen das Staatsoberhaupt gilt in jedem Staat der Welt als Kapitalverbrechen! – werden nun die entsprechenden Fahndungsmaßnahmen eingeleitet. Die Anfrage bei der Flugleitung Rastenburg ergibt, daß der Verdächtige um 13.15 Uhr nach Rangsdorf gestartet und zur Zeit unerreichbar ist. Nächste Maßnahme: Befehl an alle Flugplätze, die innerhalb der Reichweite der Fluchtmaschine liegen, der Oberst Stauffenberg sei bei der Landung festzunehmen; Befehl an alle Küstenbatterien, die Maschine beim Anflug abzuschießen, um die Flucht über die offene See zu verhindern.
Die einzige Chance für Stauffenberg besteht darin, daß er in Berlin landet, bevor man in Rastenburg seine Beteiligung am Attentat entdeckt. Soll er diesem glücklichen Zufall blindlings vertrauen? Soll er einfach riskieren, beim Erreichen seines Flugziels von der Gestapo verhaftet oder auf der Flucht erschossen zu werden? Es steht fest, daß er derartige Überlegungen angestellt hat. Andernfalls wäre er doch in Rangsdorf gelandet, wo sein Fahrer mit dem Auto wartete, wo allerdings gerade aus diesem Grunde auch die Gestapoleute auf der Lauer liegen konnten.

Not macht erfinderisch, und wenn Stauffenberg nicht schon im voraus etwas Ähnliches eingeplant hat, dann wird er vielleicht während des Fluges auf die rettende Idee gekommen sein: Die Häscher würden natürlich nicht auf dem Rollfeld stehen, sondern im Flugplatzgebäude die Landung der avisierten Maschine abwarten. Das war seine Chance! Er wählte einen Flugplatz aus, dessen topographische Verhältnisse sein Vorhaben begünstigten, und er veranlaßte den Piloten, diesen Platz so anzufliegen, daß die Maschine ganz am äußersten Ende des Rollfeldes zum Stehen kam. Dann stiegen er und v. Haeften aus, und während der Pilot weisungsgemäß zu den Gebäuden hin abdrehte, verschwanden die beiden Offiziere im nächsten Gehölz oder Getreidefeld. Die durch die an diesem Tage herrschenden Wetterverhältnisse bedingte Staubentwicklung – heißer Sommertag, trockener Boden – verhinderte, daß ihre Flucht von den Flugplatzgebäuden aus bemerkt werden konnte. Falls der Pilot sich diesem seltsamen Aussteigemodus widersetzt haben sollte, dann dürfte es dem energischen Oberleutnant v. Haeften nicht schwergefallen sein, diesen Widerstand mit vorgehaltener Pistole zu brechen. (Stauffenbergs Waffe war ja im Führerhauptquartier liegengeblieben.) Doch diese Ultima ratio würde wohl überflüssig gewesen sein, da der Befehl eines Offiziers dem nichtsahnenden Piloten genügt haben dürfte.

Hätte nun tatsächlich im Flugplatzgebäude ein Kommando der Gestapo bereitgestanden, dann wäre natürlich sofort nach dem Ausrollen der Maschine das Fehlen und der Verbleib der Delinquenten festgestellt und die Jagd nach den Flüchtlingen eingeleitet worden. Ob es Stauffenberg unter diesen Umständen gelungen wäre, sich zur Bendlerstraße durchzuschlagen, sei dahingestellt. Immerhin bestand eine reelle Chance, und er hat es bekanntlich ja auch geschafft.

Wenn man diese frei erfundene Kombination akzeptiert, dann ist die rätselhafte Zeitlücke zwischen Landung und Telefonanruf plausibel erklärt. Die beiden Offiziere konnten sich ja wegen eventuell auftauchender Suchtrupps der Gestapo nur unter Ausnutzung aller Deckungsmöglichkeiten aus der Nähe des Flugplatzes entfernen; so hätte es längere Zeit gedauert, ehe sie sich auf die Straße wagen durften, um eine Telefongelegenheit ausfindig zu machen.

Die Umstände bei der Landung Stauffenbergs gewinnen eine besondere Bedeutung im Hinblick auf seine angeblich so wichtigen weiteren

Aufgaben. Es wird ja immer wieder behauptet, er sei für die Leitung des Staatsstreiches unentbehrlich gewesen, und aus diesem Grunde habe er bei Ausführung des Attentats auf seine persönliche Sicherheit Rücksicht nehmen müssen. Wie ist es jedoch mit seiner Unersetzlichkeit zu vereinbaren, daß die Verschwörer nichts getan haben, um seine ungefährdete Rückkehr sicherzustellen? Wenn aber ein engagierter Autor ironisch fordert, die Kritiker „sollten einmal versuchen, die Vorbereitung nachzuvollziehen ... und eventuell bessere, durchführbare Vorschläge zu machen", dann sei ihm hiermit ein solcher Vorschlag präsentiert:

Die Verschwörer gehen von der Annahme aus, daß es Stauffenberg gelingt, aus der Wolfsschanze zu entkommen, und daß er beim Start den Flugplatz Rangsdorf als Ziel angibt. In Wahrheit aber ist vereinbart, daß er auf einem anderen, für die vorgesehenen Sicherungsmaßnahmen besonders günstigen Platz landen soll. Sein Dienstwagen wird zwecks Irreführung der Verfolger nach Rangsdorf dirigiert. Indes hält sich am richtigen Landeplatz ein kampfkräftiger Stoßtrupp der Verschwörer bereit. Falls Stauffenberg trotz des Ablenkungsmanövers hier von der Gestapo abgefangen wird, haut ihn der Stoßtrupp wieder heraus – was unter Ausnutzung des Überraschungsmoments und bei rücksichtslosem Waffengebrauch nicht schwierig sein kann – und eskortiert den kostbaren Geschäftsführer per Auto zur Bendlerstraße. (Am 15. Juli, als Generaloberst Fromm aus dem Führerhauptquartier zurückkehrte, hatte man sogar Panzerspähwagen aufgeboten, um dem Befehlshaber des Ersatzheeres auf der Fahrt zu seinem Stabsquartier Geleit zu geben.)

Die Verschwörer durften überdies damit rechnen, daß ihnen der Reichskriminaldirektor Nebe, mit den Praktiken der Gestapo bestens vertraut, wertvolle Hinweise geben würde; vielleicht konnte er ihnen sogar Näheres über Kopfstärke und Aktionsplan des Verhaftungskommandos verraten.

Nun, das alles hat sich erübrigt. Auch ohne dies ist Stauffenberg am 20. Juli 1944 ganz unbehelligt auf einem Berliner Flugplatz gelandet. Er kann nun seine neue Rolle übernehmen. Vor drei Stunden schon – so rechnet er – ist der Staatsstreich ausgelöst worden; seit Stunden schon marschieren die Truppen, rollen die Panzer, vollzieht sich eine Umwälzung von historischer Bedeutung. Doch er, die Zentralfigur,

der Dirigent dieses Geschehens, steht einsam und verlassen, barhäuptig und waffenlos am Straßenrand. Niemand hat ihn erwartet; niemand hat ihn in Empfang genommen; niemand hat ihm ein Auto geschickt für die Fahrt zur Putschzentrale! So ist er, der Unersetzliche, ohne den die ganze Aktion zum Scheitern verurteilt ist, gezwungen, den Aufbruch in die neue Zukunft mit einem Fußmarsch zur Straßenbahn zu beginnen – ein hartes Stück für diesen passionierten Reiter, der jetzt erst erkennt, was alles bei einem Putsch bedacht werden muß.
Ähnlich mag Remer gedacht haben, als er, übrigens ungestraft, seiner Schilderung des 20. Juli die sarkastische Überschrift gab: „Wie Karlchen Miesnick Revolution macht". (P. Hoffmann: „Widerstand . . ." Seite 825)
Wie es Stauffenberg dann tatsächlich gelungen ist, das in der Bendlerstraße versammelte Führerkorps des Staatsstreiches zu erreichen, darüber kursieren verschiedene Theorien, alle im Prinzip glaubhaft, alle aber auch genauso unbelegt und unbewiesen wie die hier geschilderte Version der Landung.
Im Schlußpunkt dieser Episode gibt es dann wieder vollkommene Übereinstimmung: Stauffenberg trifft gegen 16.30 Uhr in der Putschzentrale ein, dreieinhalb Stunden nach dem Attentat.

## STAATSSTREICH

Die Autoren der Widerstandsliteratur sind sich nicht einig darüber, ob sie dem Staatsstreich oder dem Attentat die Priorität einräumen sollen. Da wird der Erfolg des Attentats aufs Spiel gesetzt, weil der Attentäter für die anschließende Durchführung des Staatsstreiches unentbehrlich erscheint. Anderseits erklärt Tresckow: „Es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat."
Wenn demnach der Staatsstreich nur als Demonstration ohne praktischen Zweck gedacht war, dann hätte man ihn auch ohne Stauffenberg inszenieren können!

Trotz dieser eindeutigen Sachlage vertreten aber nahezu alle Autoren den Standpunkt, daß das Entkommen des Attentäters wichtiger gewesen sei als der Erfolg des Anschlages.
Der Verlauf der Ereignisse am 20. Juli 1944 hat diese Auffassung widerlegt.
Es bleibt nun zu untersuchen, ob der Staatsstreich denn wenigstens mit hinreichender Sorgfalt vorbereitet worden ist.

## VORBEREITUNG DES STAATSSTREICHES

„Im Frühjahr 1943 hatte sich die Unzulänglichkeit von Olbrichts Staatsstreichvorbereitungen ergeben", meint Christian Müller, und „somit mußte der ganze Plan zuerst einmal gründlich überarbeitet und ergänzt werden." Das Resultat dieser Ergänzungen, die in das Ressort des Geschäftsführers Stauffenberg fielen, zeigte sich am 20. Juli 1944.
Die Meinungen gehen da weit auseinander. So charakterisierte Graf v. d. Schulenburg die Art und Weise, wie Stauffenberg die Gesamtplanung bearbeitete, laut Joachim Kramarz als geradezu „klassisch". Dagegen konstatieren Fraenkel-Manvell, der Mißerfolg des Staatsstreiches sei „auf das Fehlen einer koordinierten Aktion zurückzuführen"; auch Rommel „beurteilte die Verschwörung als schlecht geplant und unkoordiniert", und die inzwischen bekannt gewordenen Fakten haben das eklatante Versagen des für die Planung verantwortlichen Generalstabsoffiziers Stauffenberg nicht minder „klassisch" bestätigt.
Jeder planmäßigen militärischen Operation hat die Bereitstellung vorauszugehen. Diese Regel gehört gewissermaßen zum kleinen Einmaleins des Generalstäblers. Doch am 20. Juli 1944 ist die Bereitstellung der Streitkräfte nicht erfolgt, weil Olbricht wegen der fünf Tage zuvor offenbar gewordenen Unzuverlässigkeit Stauffenbergs erst einmal den Eingang der Attentatsmeldung abwarten wollte. Diese Vorsicht ist begreiflich. Unbegreiflicherweise wurde aber auch die Bereitstellung der Führungsgruppe unterlassen – nicht aus Vorsicht, sondern nur deshalb, weil diese Maßnahme gar nicht eingeplant worden war.

So kam es denn schon in der ersten Phase des Umsturzversuches zum ersten Debakel: Es dauerte stundenlang, bis sich die wichtigsten Persönlichkeiten der Verschwörung im Bendlerblock versammelt hatten. Gegen 16.35 Uhr, also relativ frühzeitig, immerhin aber erst eine halbe Stunde nach Auslösung der Walküre-Maßnahmen, erschien der präsumtive Reichsverweser Ludwig Beck. Sein Reichskanzler „Goerdeler sollte herbeigerufen werden, aber erst nach einer Weile fand sich jemand, der wußte, wo er zu finden wäre", berichtet Peter Hoffmann über diesen grotesken Mangel an Koordinierung. Der als Oberbefehlshaber der Wehrmacht vorgesehene Feldmarschall von Witzleben war nicht einmal darüber informiert worden, wo er residieren sollte! So fuhr er irrtümlich zunächst nach Zossen und traf erst gegen 19.30 Uhr in der Putschzentrale ein, fast sieben Stunden nach dem Attentat, mehr als drei Stunden nach dem Walküre-Alarm!

Diese und andere Pannen sind zwar ohne Einfluß auf den Verlauf des Staatsstreiches geblieben, weil dieser schon um 12.45 Uhr, nach dem Scheitern des Bombenanschlages, faktisch aussichtslos geworden war. Doch die generalstabsmäßige Vorbereitung einer solchen Aktion stellt sich auch der sprichwörtliche „kleine Moritz" ganz anders vor, und zu den Überlegungen, wie sie im folgenden entwickelt werden, sind nicht nur Generalstabsoffiziere befähigt und befugt:

Von entscheidender Bedeutung für das Gelingen des Aufstandes ist das unmittelbar nach dem Startschuß schlagartig einsetzende Funktionieren des Führungsstabes und dessen rechtzeitige Versammlung im Befehlszentrum. Diese Versammlung darf nicht den Zufälligkeiten der Nachrichtenverbindungen und des Straßenverkehrs ausgesetzt sein. Ein gestörter Telefonanschluß oder eine Autopanne im kritischen Augenblick könnte das ganze Unternehmen in Frage stellen.

Aus diesem Grunde wird für den Führungsstab in unmittelbarer Nähe des Bendlerblocks ein Bereitstellungsraum erkundet und sichergestellt – eine Wohnung oder einige Zimmer, die zur unauffälligen Versammlung der Verschwörer kurz vor dem Losschlagen geeignet sind. Jeder der Beteiligten erhält Gelegenheit, sich rechtzeitig über die Lage dieses Raumes zu informieren – Ortsbesichtigung! – und die Verkehrsverbindungen zu erkunden, selbstverständlich auch durch Probefahrten den Zeitbedarf festzustellen.

Sobald der Termin für das Attentat und demnach auch für die Auslösung des Staatsstreiches fixiert ist, stellen Olbricht und Stauffenberg durch persönliche Rückfragen fest, ob alle Mitglieder des Führungsstabes verfügbar sind, und geben ihnen mit genauer Terminstellung bekannt, daß sie den Bereitstellungsraum aufzusuchen haben. Sollte sich hierbei herausstellen, daß der eine oder andere Mitverschwörer weder in seiner Wohnung noch auf seiner Dienststelle erreichbar ist, dann steht immer noch genügend Zeit zur Verfügung, seinen Aufenthalt bei Bekannten zu erfragen oder ihn – etwa bei Ausfall des Telefons – durch Boten zu benachrichtigen. Bei effektiver Verhinderung des Betreffenden wird der für solche Fälle vorgesehene Stellvertreter einberufen. (Wegen Unterlassung dieser Vorsorgemaßnahme kam es am 20. Juli zu der Panne, daß der General Lindemann ausfiel und so der Aufruf Becks mangels Ersatzmann nicht über den Rundfunk gesendet werden konnte.)

Es darf als selbstverständliche Pflicht aller Beteiligten gefordert werden, daß sie in Spannungszeiten auf Urlaubsreisen verzichten und bei unvermeidlicher dienstlicher Abwesenheit für Kontaktmöglichkeiten sorgen. (Am 20. Juli kam die wichtige Aktion gegen die Gestapozentrale nicht zur Ausführung, weil der hierfür vorgesehene Oberst Hansen auf Urlaub gefahren und nicht zu erreichen war.)

Für die Fahrt vom Bereitstellungsraum zum Bendlerblock steht an geeigneter Stelle in Ruf- oder Sichtverbindung mit einem Beobachter der Putschzentrale ein Fahrzeug der Polizei bereit, etwa ein Überfallwagen. Damit ist gewährleistet, daß das Einrücken der prominenten Offiziere des Führungsstabes ohne unliebsames Aufsehen und ohne irgendwelche Behinderungen oder Verzögerungen vonstatten geht. (Am 15. Juli 1944 wartete Generaloberst Beck untätig und ohne Nachricht in seiner Wohnung, da man vergessen hatte, ihm ein Auto zur Verfügung zu stellen.)

Nach Ankunft im Generalkommando werden die Herren durch bereitstehende Lotsen sofort in die ihnen zugeteilten Diensträume geführt und beginnen ohne Verzug, ohne Vorstellungen, Begrüßungsfloskeln oder Ansprachen mit der Ausübung ihrer Funktionen. Die hierfür vorbereiteten Kalender sind von den Akteuren selbst – natürlich in Zusammenarbeit mit der Zentrale – ständig auf dem laufenden gehalten worden, so daß sich darin keine überholten

Angaben befinden. (Am 20. Juli erschien der Major v. Hayessen mit einer längst überholten Objektkarte bei dem Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf, um die Verhaftung der gefährlichsten Gegenspieler vorzubereiten. Diese Karte war seit über einem Jahr nicht mehr korrigiert worden!)
Nach Erreichen des Gefechtsstandes, nach dem Platznehmen am zugewiesenen Schreibtisch darf es keine Kompetenzfragen geben, keine Diskussionen, keine Widersprüche. Für jeden liegt ein Verzeichnis mit den seinem Ressort entsprechenden wichtigsten Telefonnummern und mit den Decknamen der betreffenden Dienststellen griffbereit neben dem Apparat.
Eine grundsätzliche Anordnung für alle Beteiligten: Bereits vor der Fahrt zur Zentrale hat jeder ein Programm für die ersten Augenblicke nach dem Eintreffen in der Bendlerstraße auszuarbeiten. Jeder muß sich klar darüber sein, was er dann als erstes tun will, sofort und ohne Zögern! Erfahrungsgemäß wird in vergleichbaren Situationen viel kostbare Zeit vergeudet, bevor die ersten konstruktiven Worte fallen, bevor der sogenannte Bann gebrochen ist. Zu Anfragen beim Nachbarn, beim Neben- oder Vordermann besteht gar kein Anlaß, da alles perfekt vorbereitet ist, da alles Benötigte bereit liegt, Papier und Schreibzeug und – für ganz korrekte Rebellenführer – sogar Ausweise und Ernennungsurkunden. (Ohne ein solches Dokument wollte der Generaloberst Hoepner am 20. Juli seine Dienstgeschäfte nicht aufnehmen!)
Selbstverständlich ist längst geklärt, ob und wann und wo erforderlichenfalls die Uniformen angelegt werden. (So wäre die unwürdige Situation vermieden worden, daß ein Generaloberst sich wie der Film-Hauptmann von Köpenick im Abort umziehen mußte.)
Die Nachrichtenverhältnisse sind sorgfältig erkundet. Melder mit Krad, Kübelwagen, Fahrrad stehen bereit, um schriftliche Befehle oder mündliche Anweisungen schnellstens den Adressaten zu überbringen. (Am 20. Juli standen keine Kradmelder bereit, um mit Major Jacob im Funkhaus Masurenallee Verbindung aufzunehmen, als eine telefonische Meldung von dort ausblieb.)
Unter diesen – und nur unter diesen – Umständen ist damit zu rechnen, daß der Staatsstreich sofort ins Rollen kommt, wenn die Nachricht vom Vollzug des Attentats in der Bendlerstraße eintrifft.

Denn nur unter diesen Voraussetzungen läßt sich mit einiger Sicherheit vermeiden, daß das Führerhauptquartier auf den Tod Hitlers früher und effektiver reagiert als die Putschgenerale.
Doch mit dem bloßen Ingangsetzen der Umsturzbewegung ist es nicht getan. Zu den unerläßlichen Vorbereitungen des Staatsstreiches gehört auch die Ausarbeitung eines differenzierten Aktionsprogramms für alle Teilnehmer, eine zweckmäßige Rollenverteilung, um die Überlastung einzelner zu vermeiden. Es zeugt von mangelhafter Sorgfalt bei den Putschvorbereitungen, wenn prominente Mitglieder der Führungsgruppe nach Auslösung des Walküre-Alarms am 20. Juli immer wieder zu untätigem Abwarten gezwungen waren. Da liest man in den einschlägigen Berichten etwa: „war im Augenblick nicht viel zu tun"; „Sonst fand Hoepner zunächst nichts zu tun"; „Mehrere Verschwörer . . . stehen untätig herum"; „In fatalistischer Ruhe saßen Nebe und Helldorf da und warteten vergeblich auf Instruktionen"; „Während Generaloberst Beck und Generaloberst Hoepner nicht viel tun konnten, als . . . abzuwarten"; „wie Berthold Graf v. Stauffenberg in seiner Marineuniform gedankenvoll auf und ab ging".
Anderseits glaubt Ewald Heinrich v. Kleist, daß „Stauffenberg . . . unglaublich überfordert gewesen sei; . . . sein Brustkasten arbeitete wie ein Blasebalg"; „führt Stauffenberg unzählige Telefongespräche . . . eilt von einem Telefonapparat zum anderen – von seinem Zimmer in jenes Hoepners, von dort in den Spiegelsaal, dann nach hinten zu Olbricht ins AHA"; „Stauffenberg übernahm alle Telefonanrufe, die ankamen . . ."
Welch ein Mißverhältnis in der Aufteilung der Arbeitslast! Nun, der Generalstabsoffizier Stauffenberg war eben doch kein versierter Geschäftsführer, und dieser Tatsache ist es im wesentlichen zuzuschreiben, daß der Staatsstreich in völlig unzulänglicher Weise vorbereitet worden ist. Kein Kenner der Widerstandsliteratur wird bestreiten, daß Stauffenberg sehr fleißig gewesen ist und als Geschäftsführer der Fronde ein großes Arbeitspensum erledigt hat. Vielleicht kann man eine lange Liste aufstellen von all den Problemen, deren Lösung ihm gelungen ist; doch die nicht gelösten haben sich als entscheidend erwiesen und den Erfolg verhindert.
Ein instruktiver Vergleich für den aufgeschlossenen Menschen der Raumfahrt-Ära: Mögen auch 100 000 Bauteile einer Mondrakete

einwandfrei funktionieren, so kommt es dennoch zur Katastrophe, wenn ein einziger, winziger Transistor ausfällt – es sei denn, der Konstrukteur habe diesen Ausfall einkalkuliert und entsprechende Reserven eingebaut. Nun wird niemand einem Menschen, und sei er noch so genial, die Fähigkeit zutrauen, alle Details eines solch riesenhaften Mechanismus persönlich kontrollieren zu können; jedermann erwartet vielmehr, daß der verantwortliche Leiter die Arbeit und Verantwortung auf viele fähige Mitarbeiter, auf qualifizierte Fachleute verteilt.

So verhält es sich nicht nur bei Großtaten der Wissenschaft und Technik; so verhält es sich bei allen Unternehmungen, die ein gewisses Volumen überschreiten; so verhält es sich insbesondere, wenn eine Gruppe von Opponenten antritt, um einen Hitler zu stürzen.

Hat Stauffenberg bei der Vorbereitung des Staatsstreiches nach diesem, nach dem einzig richtigen Prinzip gehandelt? Die Bekundungen der durchweg wohlwollenden Autoren der Widerstandsliteratur besagen das Gegenteil.

## BESETZUNG DES RUNDFUNKSENDERS

Der Rundfunk, in den frühen zwanziger Jahren lediglich ein unbedeutendes Unterhaltungsmedium, hatte sich schon bald zu einem wirkungsvollen Instrument der politischen Führung entwickelt. In richtiger Einschätzung der hier gebotenen Chance benutzte Goebbels, ein wahrer Meister in seinem Ressort als „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda", die Gegebenheiten der Funktechnik, um der Stimme Hitlers Gehör zu verschaffen. Denn der Sprecher am Mikrophon, sei es Hitler, sei es Churchill, sei es ein anderer Staatsmann, konnte immer auf eine nach Millionen zählende Zuhörerschaft rechnen, auch und gerade während des Krieges.

Deshalb ist zu fragen, warum die Verschwörer am 20. Juli 1944 den Rundfunk nicht für ihre Zwecke eingesetzt haben. Nun, sie hatten das tatsächlich vorgehabt und die sofortige Besetzung der Sender, insbesondere des Berliners Funkhauses in der Masurenallee, ins Programm

aufgenommen. Der Zufall fügte es, daß diese Aufgabe einem tapferen, kriegserfahrenen Offizier zufiel, dem Major Jacob. Dieser entledigte sich seines Auftrages mit gewohnter Routine, und so gelang sein Handstreich als eine der wenigen reibungslos verlaufenen Operationen der Putschisten.

Erste Panne: Die für die technische Leitung des Unternehmens bereitgestellten Nachrichtenoffiziere waren nicht eingetroffen, und so blieb es bei der militärischen Besetzung des Gebäudes. Major Jacob war weder beauftragt, noch – mangels sachdienlicher Instruktionen – imstande, auf den Sendebetrieb Einfluß zu nehmen. Er mußte sich darauf beschränken, dem Intendanten die sofortige Stillegung des Senders zu befehlen, ohne die Befolgung dieses Befehles kontrollieren zu können. Es war nicht seine Schuld, daß das laufende Programm trotz gegenteiliger Beteuerung des Intendanten nicht unterbrochen wurde – eine Tatsache, die sich entscheidend auswirkte.

Immerhin war das Funkhaus stundenlang fest in der Hand der Verschwörer. Doch sie machten von diesem wichtigen Instrument keinen Gebrauch. Inzwischen hatte sich nämlich bereits die zweite Panne herausgestellt: Die Nachrichtenverbindung zwischen Funkhaus und Putschzentrale kam nicht zustande. Major Jacob versuchte zwar mehrmals, über eine ihm angegebene Telefonnummer den Vollzug der Besetzung zu melden. Doch in der Bendlerstraße hob niemand ab. Man hatte seitens der Putschleitung versäumt, für diese überaus wichtige Nachricht mehrere Meldewege offenzuhalten. Auch der Geschäftsführer, der Generalstäbler Stauffenberg, war nicht auf die Idee gekommen, dem Major Jacob vorsorglich die Entsendung eines Kradmelders zu befehlen. Wie Fraenkel-Manvell berichten, „verließen sich die Verschwörer völlig auf das Telefon".

Eine dritte Panne mit leicht komischem Einschlag vergrößerte noch die Folgen dieser Fehlleistung: Das Manuskript des zu verbreitenden Aufrufs der Verschwörer war verschwunden; und nicht nur das Manuskript, sondern auch der General Lindemann, der den Aufruf verlesen sollte!

Für die Humoreskenschreiber der Gartenlaube-Epoche bedeutete das Vortragsmanuskript ein dankbares, ergiebiges Sujet; sie servierten dem „geneigten Leser" damals manche heitere Novelle von gefälschten, vertauschten, vergessenen oder einfach verschwundenen Manuskrip-

ten und den sich daraus entwickelnden Nöten des Redners, der nun im wahrsten Sinne des Wortes „wortlos" auf dem Podium stand, zum Gaudium der schadenfrohen Hörerschaft. Niemand nahm an, daß derartige Pannen in Wirklichkeit eintreten könnten.
Doch in den entscheidenden Stunden des 20. Juli 1944 wurde aus dem heiteren Phantasieprodukt der Jugendstil-Novellisten eine bitterernste Tatsache: Da hatten die Verschwörer eine aufrüttelnde Proklamation formuliert, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen und die NS-Funktionäre durch den Hinweis auf Hitlers Tod zu entnerven, und nun war dieses sorgfältig redigierte Schriftstück verschwunden! Es gab nicht einmal eine Durchschrift oder eine Zweitausfertigung. (Der nicht ohne Grund skeptische Zeitgenosse fragt, ob es überhaupt eine Erstausfertigung gegeben hat!)
In höchster Bedrängnis beschlossen die Verschwörer, die Lage durch Improvisieren zu retten, durch eine Stegreifrede. Als Scheidemann am 9. November 1918 auf den Balkon trat und die Republik ausrief, da hatte er ja auch kein Manuskript zur Hand; da sagte er mit ungekünstelten Worten, was er dachte, was ihm gerade einfiel – bekanntlich mit durchschlagendem Erfolg. Warum sollte es nicht auch diesmal gelingen, die Massen mit einem solchen spontanen Aufruf zu überzeugen? An zündenden Parolen war doch kein Mangel; allein schon die Fanfare „Hitler ist tot!" würde so manchen Schwankenden veranlassen, der neuen Regierung zumindest keinen Widerstand zu leisten.
Der Ausfall des Sprechers Lindemann brauchte keine Rolle zu spielen, wenn die Verschwörer den verzweifelten Versuch machen wollten, dem Propaganda-Meister Goebbels den Rang abzulaufen. Sicherlich waren auch noch andere von ihnen befähigt, vor dem Mikrophon einen Aufruf vom Blatt abzulesen. Für die Wirkung ergab sich kein Unterschied, ob da die Stimme des Generals Lindemann oder des Obersten Graf Stauffenberg aus dem Lautsprecher schallte: Beide waren der breiten Volksmasse und auch Millionen Soldaten völlig unbekannt. Die Chronisten schweigen sich darüber aus, ob besagter General Lindemann für die Funktion des Herolds besonders geeignet war; von Popularität, wie etwa bei Rommel, konnte jedenfalls keine Rede sein.
Außerdem gab es ja für Lindemann in den Reihen der Frondeure einen Stellvertreter, eine „zweite Besetzung": Da meldet sich in den

bereits erwähnten „Beiträgen zum Widerstand im Rundfunk" der ehemalige Chefsprecher der Deutschen Europasender, der Widerständler Rudolf-Günter Wagner, zu Wort: „Seit Jahren schon war mir bekannt, daß ich als Sprecher des Aufrufes am Tage X ausersehen war. Es war verabredet, daß ich mich ab mittags in den reservierten Räumen aufzuhalten hatte. Ich wartete (am 20. 7. 1944) in fieberhafter Spannung am ausgemachten Standort. Der Leutnant . . . sollte mir einen versiegelten Umschlag aushändigen, der den Aufruf und die Proklamation enthielt. Wo blieb nur dieser Offizier? . . . Aber da, am späten Nachmittag, schallte auf einmal aus den Lautsprechern jener Aufruf, mit dem Goebbels das Scheitern des Attentats bekanntgab." – Soweit Rudolf-Günter Wagner, der innerhalb des von Major Jacob besetzten Funkhauses als Sprecher bereitstand.

Doch nach dem Verschwinden des Manuskripts ging es nicht mehr nur um einen Sprecher zum Ablesen eine vorbereiteten Textes; jetzt ging es vielmehr um einen Redner, der seine Worte selbst zu wählen imstande war; man brauchte einen zweiten Scheidemann. Offensichtlich waren Stauffenberg und Beck nicht der Meinung, daß der Chefsprecher Wagner dieser Anforderung gewachsen sei. Sie verzichteten auf seine Mitwirkung. Oder hatten sie von seiner Anwesenheit im Funkhaus gar nichts gewußt? (Auch andere haben es wohl nicht gewußt: Selbst ein so akribischer Autor wie Peter Hoffmann erwähnt den Namen Wagner überhaupt nicht.)

An und für sich wäre es ja wohl Sache des präsumptiven Staatschefs, des „Reichsverwesers" Beck, gewesen, in die Bresche zu springen und zum Volke zu sprechen. Doch Beck war mehr auf Denkschriften spezialisiert, überdies kein Mann von schnellen Entschlüssen, und so trat niemand mit einem solchen Ersuchen an ihn heran. Statt dessen entschied man sich für Gisevius, und dieser sagte zu.

Auch er traute sich freilich nicht, eine so bedeutungsvolle Ansprache aus dem Ärmel zu schütteln; zumindest ein Konzept mit Stichworten wollte er vorher ausarbeiten. Denn „dieser Aufruf mußte wie ein Fanal wirken", meinte er in richtiger Einschätzung der Situation. So zog er sich in einen ruhigen Winkel zurück, um ungestört über zündende Parolen und passende Formulierungen nachdenken zu können. „Gisevius notierte sich die Gedanken, und auch die Stichworte, die ihm von Stauffenberg, Olbricht, Hoepner, Yorck, Schwerin und

Schulenburg zugerufen wurden." Die so von Peter Hoffmann geschilderte Atmosphäre dürfte die Konzentration des so unverhofft zum Herold der Revolution avancierten Gisevius nicht sonderlich gefördert haben.
Doch erhielt er keine Gelegenheit, sein Fanal zu zünden. Denn auch die Langmut des Schicksals ist nicht unerschöpflich. Allzu lange hatten die Amateur-Putschisten gezaudert; allzu großzügig hatten sie die kostbare Zeit verschwendet, verschenkt, verspielt.
Bereits um 12.45 Uhr war die Bombe in der Wolfsschanze detoniert. Dann aber verstrichen drei ungenutzte Stunden, bis Olbricht sich dazu aufraffte, die ersten Putschmaßnahmen auszulösen. Wieder eine Stunde später erschien Major Jacob in der Masurenallee. Nach zwei weiteren unnütz vertanen Stunden, gegen 18.45 Uhr, sechs Stunden nach dem Attentat, fiel dann eine wichtige Entscheidung:
Über den Rundfunk, aus dem von Major Jacob besetzten Funkhaus heraus wurde das bekannte Kommunique des Führerhauptquartiers verbreitet, und die ganze Welt erfuhr, daß Hitler den Bombenanschlag unversehrt überlebt hatte. Der gerissene und entschlossene Goebbels, dieser auf seinem Gebiet unschlagbare „Profi", war den zaudernden „Amateuren" der Fronde zuvorgekommen. Diesen Rückstand konnten sie nun nicht mehr aufholen.
Mochten sie nun das Versäumte nachholen und nachträglich auch die technische Kontrolle des Senders an sich reißen; mochte Gisevius noch so beschwörend auf die deutschen Hörer einreden und die baldige Beendigung des Krieges in Aussicht stellen; mochte der Generaloberst Beck persönlich an das Mikrophon treten und die Behauptungen des Propagandaministers als Zwecklügen bezeichnen – eine Tatsache war nicht aus der Welt zu schaffen: Der deutsche Rundfunk hatte eine für die NS-Regierung äußerst wichtige Nachricht gesendet; er befand sich demnach zum Zeitpunkt dieser Sendung immer noch in ihrer Hand, und die Rebellen hatten es nicht fertiggebracht, die Meldung vom Scheitern des Attentats zu verhindern, geschweige denn eine eigene Darstellung der Situation zu senden.
Auch damals, im Zeitalter des primitiven „Dampf-Radios", konnte der Mann auf der Straße sich ein untrügliches Bild machen vom Fortschreiten oder Zusammenbrechen einer Revolte, eines Staatsstreichs. Und diesmal, am 20. Juli 1944, war das Bild klar und ein-

deutig: Gegen einen Hitler kamen diese unbekannten Generale und Stabsoffiziere nicht an! Von einem Fanal, von einer mitreißenden Wirkung ihrer Telefonate und Fernschreiben konnte keine Rede sein. Die verzweifelten Beschwörungen Stauffenbergs verfingen selbst bei seinen Freunden und Kameraden nicht mehr, seit Goebbels angekündigt hatte, der totgesagte Führer werde noch im Laufe des Abends im Rundfunk sprechen – hörbar für alle Welt.

Hörbar natürlich auch für die Wehrkreisbefehlshaber, die da eben noch an diesen brisanten Fernschreiben aus der Bendlerstraße herumgerätselt hatten. Jetzt waren es für sie keine Rätsel mehr. Jetzt erkannten sie, daß es sich um einen Putsch handelte, daß man sie auf dem Umweg über „Walküre" da hineinziehen wollte und daß das Unternehmen gescheitert war. Die Reaktion der Generale auf diese Erkenntnis ist bekannt und bei Unterstellung normalen Denkvermögens einfach selbstverständlich.

Selbstverständlich hätten auch die Herren im Bendlerblock sofort aufgeben müssen, als ihnen bekannt wurde, daß das Attentat erfolglos geblieben war. Doch sie hatten sich schon zu weit vorgewagt, um sich noch aus der Affäre ziehen zu können. Es bestand ja auch immer noch eine hauchdünne Chance, die Sache „eisern durchzuziehen", wie der Hauptmann Graf Schwerin gesagt haben soll. Zweifellos hätten die Wehrkreisbefehlshaber positiv reagiert, wenn ihnen allen gleichzeitig und rechtzeitig via Walküre die Übernahme der vollziehenden Gewalt befohlen worden wäre, wenn niemand Anlaß gefunden hätte, an Stauffenbergs Behauptung vom Tode Hitlers zu zweifeln; wenn im Rundfunk statt der Nachricht vom Überleben des Führers eine Proklamation der neuen Regierung verbreitet worden wäre. Doch die Proklamation der Gruppe Beck-Olbricht-Stauffenberg kam weder früh noch spät, sie kam überhaupt nicht. Statt dessen kam Goebbels ans Mikrophon und infolgedessen der Zusammenbruch des Aufstandes.

Verantwortlich für dieses Debakel ist in erster Linie der amtierende Geschäftsführer der Fronde, der Oberst Graf Stauffenberg. Er hat auf diesem Sektor seine Aufgaben in völlig unzulänglicher Weise wahrgenommen; er hat die selbstverständlichsten Maßnahmen unterlassen, übersehen, vielleicht auch nur vergessen.

So schickte er den Major Jacob in das „Haus des Rundfunks" mit dem lapidaren Auftrag, den Sender zu besetzen und alle Sendungen einstellen

zu lassen. Offenbar hat er sich keine Gedanken darüber gemacht, daß es für jeden Ortsfremden eine „schwierige Aufgabe war, sich in der verwirrenden Architektur des Hauses zurechtzufinden, ohne über einen Grundriß zu verfügen". (Karl Schober in „Beiträge zum Widerstand im Rundfunk").
Offenbar hat er vergessen, einen derartigen Grundriß zu beschaffen und die strategisch wichtigen Punkte, vor allem den Hauptschaltraum, einzuzeichnen. So konnte es dem Intendanten Glasmeier gelingen, den unzulänglich instruierten Major zu täuschen. Denn Stauffenberg hatte auch vergessen, die Mitnahme eines Rundfunkempfängers anzuordnen; damit hätte Jacob sich auf einfachste Weise überzeugen können, ob die Sendungen tatsächlich seinem Befehl entsprechend eingestellt wurden. So einfach wäre das gewesen.
Dieses Versäumnis wirkte sich aber nur deshalb so katastrophal aus, weil eine andere Maßnahme der Putschleitung mit einem Fiasko endete: Die Verschwörer mochten wohl auf den naheliegenden Gedanken gekommen sein, daß ohne fachmännische Mitwirkung die Übernahme und Bedienung der Funkanlagen nicht zu bewerkstelligen sei. Aus diesem Grunde wurden denn auch zwanzig Nachrichtenoffiziere bereitgestellt. Diese versammelten sich befehlsgemäß in der Standort-Kommandantur. Da sie aber keinerlei weitere Anweisungen erhielten – hatte man sie etwa vergessen? –, blieb ihnen nichts übrig, als untätig zu warten, bis sie nach dem Zusammenbruch des Aufstandes festgenommen wurden.
„Wenn man vom Rathaus kommt, ist man immer klüger", wird dem Kritiker auch hier wieder vorgehalten. Aber hätte man nicht schon vor dem Gang zum Rathaus klüger sein müssen? Da wird der Major Jacob in Marsch gesetzt zwecks Besetzung des Funkhauses. Ist es nicht selbstverständlich, gleichzeitig auch die in der Kommandantur wartenden unentbehrlichen Nachrichtenoffiziere in die Masurenallee zu beordern, damit sie unmittelbar nach der militärischen Besetzung den Sendebetrieb auch technisch unter Kontrolle nehmen können? Gibt es einen logisch vertretbaren Einwand gegen eine derartige Koordinierung? Bedarf es besonderer Kenntnisse und Fähigkeiten, um die zwingende Notwendigkeit der Koordinierung erkennen zu können? Wenn ja, dann hat Stauffenberg diese Kenntnisse und Fähigkeiten nicht gehabt.

Auch eine weitere Maßnahme müßte diesem Berufssoldaten als selbstverständliche Notwendigkeit erscheinen: der Kontakt mit Major Jacob nach der Besetzung des Senders. Gewiß, man hatte ihm eine Telefonnummer mitgegeben und ihm befohlen, den Vollzug seines Auftrages fernmündlich zu melden. Es läßt sich nicht mehr feststellen, aus welchem Grunde Major Jacob trotz mehrmaliger Versuche keinen Anschluß bekommen hat. Vielleicht wurde das Klingeln des Apparates in der Bendlerstraße überhört, bei dem dort herrschenden hektischen Betrieb nicht verwunderlich; vielleicht aber konnte man sich nicht darüber einigen, wer den Hörer abnehmen sollte. (Bei dieser Variante handelt es sich keineswegs um eine billige Sottise; es ist aktenkundig, daß aus diesem Grunde zumindest ein Anruf des Feldmarschalls Keitel am 20. Juli nicht entgegengenommen worden ist!)

Major Jacob kam also mit der telefonischen Meldung nicht durch, für ihn kein Grund zur Aufregung, da er seinen Auftrag bestens ausgeführt hatte und weitere Befehle in Ruhe abwarten konnte.

Ganz anders aber mußte es derweil in der Bendlerstraße aussehen. Dort konnte man nicht abwarten; dort mußte man handeln! Wenn sich der Major Jacob nicht meldete, dann gab es für einen „praktizierenden" Soldaten – hier im Kontrast Büro-Offizier – keinen Augenblick des Zauderns; dann hieß es ganz automatisch: „Melder raus!"

Aus welchem Grunde haben die Verschwörer keinen Melder losgeschickt? Lag es an der Mentalität des frontfremden „Stabs"-Offiziers? Denkbar. Doch warum hat sich keiner der ZbV-Offiziere, etwa der Leutnant Georg Sigismund v. Oppen oder der Oberleutnant Ludwig Freiherr v. Hammerstein, aufs Krad gesetzt, um in die Masurenallee zu fahren und dort nach dem Rechten zu sehen? Diese jungen Herren waren doch auch an der Front gewesen und hatten die Praxis noch nicht restlos vergessen! Es waren doch nur sechs Kilometer von der Bendlerstraße über Reichpietsch-Ufer, Budapester und Kant-Straße bis zur Masurenallee, mit dem Motorrad eine Fahrt von kaum zehn Minuten! Und wenn der Geschäftsführer Stauffenberg die Bereitstellung von Meldefahrern vergessen hatte, dann gab es immer noch die Straßenbahn oder als letzten Ausweg das Fahrrad! Der programmwidrige Ausfall der Nachrichtenverbindung zwischen Wolfsschanze und Berlin unmittelbar nach der Bombendetonation ist in Anbetracht der

gegebenen Umstände und der großen Entfernung immerhin begreiflich. Es ist aber mit dem Denkvermögen eines vernunftbegabten Menschen unvereinbar, daß nach Ausbleiben der Vollzugsmeldung des Majors Jacob nicht alles versucht wurde, mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Weshalb übrigens wurde nicht schon bei Erteilung des Marschbefehls an Jacob auch der Proklamationssprecher – sei es der General Lindemann, sei es ein anderer – vorsorglich dorthin beordert, wo er innerhalb der nächsten Stunde vor das Mikrophon treten sollte? Weshalb blieb Lindemann in Zossen, statt sich in der Bendlerstraße bereitzuhalten oder sofort zum Funkhaus zu fahren? Was hätte es geschadet, wenn er zu früh dort eingetroffen wäre und eventuell eine halbe Stunde hätte warten müssen, bis sein Stichwort fiel? Er brauchte ja nicht auf der Straße zu warten; das hätte Aufsehen erregen können. Doch gab es sicherlich in Sichtweite des Einganges zum Funkhaus ein Café oder Restaurant, wo er unauffällig die Zeit bis zum Eintreffen des Majors Jacob verbringen konnte.

Hat Stauffenberg wirklich nicht daran gedacht, oder hat er es für überflüssig gehalten, die Auftritte dieser drei wichtigen Akteure – des Generals Lindemann, des Majors Jacob und des Melders oder Verbindungsoffiziers – zu synchronisieren? Müßige Frage. Die Synchronisation ist nicht erfolgt, obwohl es hierzu nur eines Federstrichs, nur einiger Worte des Geschäftsführers bedurft hätte. So ging den Verschwörern diese bereits erkämpfte Position verloren, nicht infolge Einwirkung höherer Gewalt oder übermächtigen Kraftaufwandes der Gegner, sondern infolge eigener Unterlassungen und Fehlleistungen.

Es gibt für diese Episode keinen passenderen Abgesang als ein Zitat aus den bereits erwähnten „Beiträgen zum Widerstand im Rundfunk"; da schreibt Hans Kasper, der die Aktion Jacobs miterlebt hat: „In diese Zeit etwa fiel der 20. Juli. Ihn aus der Perspektive des Rundfunkredakteurs zu beschreiben, hat etwas Tragisches. Tragisch, weil an Kleinigkeiten klar wurde, wie wenig Chancen dieser Aufstand hatte."

Mit der unverkennbaren Tendenz, einen Beweis für die sorgfältige Planungsarbeit Stauffenbergs zu liefern, veröffentlicht Christian Müller auch die „Anweisung für das Verhalten gegenüber der Waffen-SS" im Wortlaut und leistet seinem Helden damit einen wahren Bärendienst. Denn dem Sachkundigen, dem Soldaten und insbesondere dem Generalstabsoffizier der deutschen Wehrmacht wird hier gerade die Unzulänglichkeit der Putschpläne und ihrer Urheber zur Kenntnis gebracht. Das ist kein ausgereifter Einsatzbefehl; das ist nur der Spickzettel eines Kriegsschülers, der ein Sandkastenspiel leiten soll. Das sind dilettantisch konzipierte Richtlinien, die dem Ausführenden einen weiten Spielraum lassen und ihn zwingen, in kritischen Situationen unter höchstem Zeitdruck zu improvisieren. Was soll etwa der Kommandeur der Heeres-Feuerwerkerschule in Lichterfelde mit diesem Sieben-Punkte-Programm anfangen, wenn er befehlsgemäß die Leibstandarte am Ausbruch aus ihrer Unterkunft hindern will? Nun, in dieser Anweisung steht es ja geschrieben, zum Teil sogar in direkter Rede:

1. „Sämtliche Zugangsstraßen zu den SS-Unterkünften abriegeln."

Liegt da nicht ein Lageplan bei? Nein! Wie viele oder welche Zugänge soll ich abriegeln? Ich muß also zunächst mal einen Offizier mit Krad zur Erkundung losschicken.

„Schwere Waffen in Stellung bringen."

Wo? Keine Angaben! Jetzt muß ich auch noch Feuerstellungen für meine Maschinengewehre und Granatwerfer erkunden lassen! Hatten die Herren am grünen Tisch keine Zeit hierfür? Oder haben sie das etwa vergessen?

2. „Stoßtrupps für schlagartiges Eingreifen mit der Waffe bereitstellen."

Wie viele Stoßtrupps? Kopfstärke? Wo bereitstellen? Mit welchem Kampfauftrag? Wie soll ich meinen Männern erklären, daß ihre Frontkameraden von der Waffen-SS nun ihre Feinde sind, gegen die sie mit der Waffe vorgehen müssen?

3. „Energischen Offizier mit Begleitoffizier zur Hauptwache entsenden, wo er den dienstältesten SS-Führer . . . zu verlangen hat. Möglichst das Gebäude nicht betreten . . . "

Stauffenberg scheint die Mentalität der Waffen-SS nicht zu kennen. Wenn wir ihre Kaserne umzingeln, schwere Waffen in Stellung bringen und Stoßtrupps bereitstellen und wenn dann ein „energischer Offizier" verlangt, daß ihr Kommandeur am Tor erscheinen soll, dann rasselt bei denen der eiserne Vorhang ganz von selbst herunter: „Unser Standartenführer soll zu Ihnen herauskommen? Abgelehnt!" Was soll mein energischer Offizier dann machen? Erkläret mir, Graf Stauffenberg.

4. „Dem SS-Führer ist zu eröffnen: Der Führer ist tot . . . Die Waffen-SS wird . . . in das Heer überführt . . . Ihre Truppe hat bis zum Eingang weiterer Befehle in der Kaserne zu verbleiben . . . Sollte dieser Befehl nicht ausgeführt werden, wird die Truppe, die Ihre Unterkünfte umstellt hat . . . mit allen Mitteln diesen Befehl durchsetzen. Ich muß Sie bitten, Ihre erforderlichen Befehle von hier aus in meiner Gegenwart zu geben."

Dieser Sermon ist rein akademisch; es kommt ja kein SS-Führer heraus. Wenn aber doch einer käme, dann würde er nach dieser Provokation meinen energischen Offizier einfach stehenlassen und grinsend wieder hineingehen.

5. „Bei Weigerung oder Widerstand ist der SS-Führer zu erschießen, die Wache zu entwaffnen und die Entwaffnung der gesamten Truppe zu erzwingen."

Der erste, der in diesem Falle erschossen würde, wäre mein energischer Offizier; den legen die Wachsoldaten sofort um, wenn er auch nur den Versuch macht, seine Pistole zu ziehen. Und dann rattert das MG, das den Eingang zur Kaserne deckt. Dabei fallen als nächste der Begleitoffizier und der Melder. Damit sind die Feindseligkeiten eröffnet, und ich muß nun erst einmal einen Plan entwerfen, wie ich gegen die mittlerweile alarmierten und gut bewaffneten SS-Männer vorgehen soll. Ohne Artillerie ist da schon gar nichts zu machen. Stauffenberg hat die Soldaten der Waffen-SS wohl noch nie im Einsatz an der Front erlebt. Die lassen sich von meinen Feuerwerkern nicht einschüchtern.

6. „Sind die SS-Verbände bereits alarmiert oder rücken sie ab, so sind sie anzuhalten und unter entsprechender Eröffnung zur Rückkehr in die Kaserne zu veranlassen. Beim geringsten Zeichen zum Widerstand ist rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen."

Wie stellt der Stauffenberg sich das vor? Ich habe doch das Gros meiner Leute um die Kaserne herum verkleckert, um die Zugänge abzuriegeln! Womit soll ich denn jetzt diese Verbände anhalten oder sogar in ihre Kaserne zurückschicken? Wenn die ihre Panzer vorschikken und hinterhermarschieren, dann kann ich dagegen gar nichts tun. Da kann ich mich höchstens lächerlich machen. – Diese „Anweisung", die man mir da in die Hand gedrückt hat, enthält so viel Unsinn, daß ein Mensch allein ihn gar nicht aushecken kann, auch Stauffenberg nicht. Da muß eine ganze Clique ahnungsloser Leutchen am grünen Tisch zusammengesessen haben. – Was meint er übrigens mit der „entsprechenden Eröffnung"? Meint er vielleicht, die würden mir auch nur zuhören, wenn ich „rücksichtslosen Waffengebrauch" androhe? Die lachen mich nur aus und marschieren einfach weiter. Und wenn ich mich ihnen in den Weg stelle, dann machen sie, die SS-Männer, von ihren Waffen Gebrauch, und zwar rücksichtslos.

7. „Hat die SS den Befehl ausgeführt . . . "

Larifari! Die führen nur die Befehle ihrer Offiziere aus! Ende der Debatte! Den Unfug mache ich nicht mit! Soll der geniale Stauffenberg sehen, wie er mit der Leibstandarte fertig wird.

„Dieser [oben glossierte] Befehl", so meint Christian Müller, „demonstriert die Entschlossenheit, in sinnvoller Weise notwendige und rücksichtslose Gewalt anzuwenden." Besonders beeindruckt erscheint er von Stauffenbergs Anordnung, „daß der SS-Führer nicht nur bei versuchtem Widerstand, sondern auch bei Gehorsamsverweigerung zu erschießen war". Auf dem Papier tritt der Geschäftsführer der Fronde wesentlich martialischer auf als in der Praxis: Am 20. Juli verweigert Fromm den Rebellen zwar den Gehorsam; doch von Erschießen ist da keine Rede.

Und als der SS-Obersturmbannführer Piffrader im Bendlerblock erscheint, um Stauffenberg zu verhaften, als dann Gisevius darauf hinweist, was ein solcher Zeuge später einmal alles aussagen könnte, auch da begnügt man sich mit Arretierung, statt „rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen".

An Stauffenbergs Anweisung gibt es noch viel mehr auszusetzen. Da wird nicht einmal festgestellt, wie stark der potentielle Gegner ist, weder personell noch materiell. Im September 1938 ließen sich General v. Brockdorff-Ahlefeldt und Gisevius im Auto der Frau

Strünck wenigstens noch zur Kaserne der Leibstandarte „chauffieren", um Erkundigungen einzuziehen. Diesmal, während der langen Vorbereitungszeit vom Sommer 1943 bis zum Juni 1944, hielt man selbst das noch für überflüssig!

Überflüssig erschien wohl auch jegliche Vorbereitung zum Sturm auf die Gestapo-Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße. Hierfür wurde am 20. Juli zu seiner Überraschung der Oberst Hansen eingeteilt. Auf seine Rückfrage, „wie man sich eigentlich eine so komplizierte Sache . . . vorstelle, hatte er" – so berichtet Gisevius – „lediglich zu hören bekommen, in dieser Hinsicht verlasse man sich voll auf ihn, dafür sei er vorgemerkt. Hansen war richtig böse und offiziell geworden: ‚Ich verbitte mir dies. Meinen Sie, ich fahre mit dem Auto vor und klopfe mit der Pistole an die Tür?' Vermutlich hatte das den Ausschlag dafür gegeben, daß er ostentativ auf Urlaub gefahren war. Keiner hatte das bemerkt. Stauffenberg hatte sich nicht die Mühe genommen, im Laufe des 19. festzustellen, ob sein Kamerad auf dem ihm zugedachten Gefechtsposten weilte."

Nun ist dieser Gisevius bekannt für seine nicht gerade von Devotion und Heldenverehrung diktierten Äußerungen, und manche Widerstandsautoren leiten daraus die Berechtigung ab, seine Glaubwürdigkeit zu bestreiten. Eine krause Logik: Wenn nämlich „die herabsetzende Form" einen Autor „unglaubwürdig macht", dann dürfte es wohl kaum eine glaubwürdige Abhandlung über Hitler und den Nationalsozialismus geben. Das nur nebenbei.

Im übrigen bedarf es gar nicht der Aussage eines Gisevius, um zu erkennen, daß es für das Unternehmen Prinz-Albrecht-Straße gar keine irgendwie gearteten Vorbereitungen gab. Andernfalls würden die Biographen Stauffenbergs nicht versäumt haben, auf solche Leistungen hinzuweisen. Sie sollten jedoch nicht den Einwand vorbringen, er habe schließlich nicht alles machen können. Dieses Argument zieht nicht. Denn die Kunst des guten Geschäftsführers besteht ja darin, die anfallenden Arbeiten zweckmäßig auf seine Mitarbeiter zu verteilen. Stauffenberg hätte also die Ausarbeitung des Prinz-Albrecht-Kalenders dem Oberst Hansen oder einem anderen „energischen Offizier" zuweisen sollen, aber nicht erst am Nachmittag des 20. Juli, sondern schon neun Monate früher; denn das Problem war doch bereits damals akut geworden.

Peter Hoffmann berichtet nämlich in Übereinstimmung mit anderen Autoren, „daß Stauffenberg Ende Oktober mit der Auslösung [des Staatsstreiches] für etwa 10. November [1943] rechnete". Mithin hätte auch damals schon Vorsorge getroffen werden müssen, um die Gestapozentrale auszuschalten. Wer aber wäre an einer soliden, generalstabsmäßigen Vorbereitung mehr interessiert gewesen als der Offizier, der diesen Handstreich auszuführen hatte? Stauffenberg brauchte also nichts weiter zu tun als dem Betreffenden so frühzeitig wie möglich mitzuteilen: „Sie haben im X-Falle die Gestapozentrale zu besetzen. Bereiten Sie alles Erforderliche vor!"

Der Oberst Hansen – oder wer auch immer den Coup ausführen sollte – würde dann schon herausfinden, was da alles erforderlich war:

1. Lageplan oder vergrößerter Ausschnitt aus dem Stadtplan zwecks Auswahl und Festlegung der gedeckten Anmarschwege für die einzelnen Stoßtrupps.
2. Gebäudegrundrisse mit Markierung der wichtigsten Details: u. a. Eingangssicherung (evtl. MG); Wachlokal; Diensträume des Kommandanten und der höheren Gestapo-Führer; Telefonzentrale; Funkstelle; Alarmeinrichtungen; Schalt- und Sicherungsanlagen der Stromversorgung; Waffenkammer; Häftlingszellen; Nebeneingänge; Fluchtwege etc.
3. Personalangaben: Wie stark ist die Belegschaft? Sind außer den „Beamten" der Gestapo auch „Soldaten" der Waffen-SS als Bedeckung eingesetzt? Wo und wie viele? Befinden sich zur Zeit prominente Persönlichkeiten in Haft?

Auf Grund dieser und weiterer Informationen wäre Oberst Hansen in der Lage, einen entsprechenden Aktionsplan aufzustellen. Hierbei ergäbe sich die Mindeststärke der angreifenden Truppe und die Anforderung von Spezialisten zur Ausschaltung der Fernmeldegeräte und Alarmanlagen, nicht zu vergessen die Pioniere mit Werkzeug und Sprengmitteln zum Aufbrechen der Türen und Sperren.

Warum lag ein Kalender mit diesen und vielen anderen Daten nicht schon seit langem in Stauffenbergs Schublade? Nur der Laie wird zu bedenken geben, daß man im voraus, etwa im Oktober 1943, nicht wissen konnte, ob der damals vorgesehene Stoßtruppführer auch in Zukunft noch zur Verfügung stehen würde. Der Fachmann – hier: der Generalstäbler, der Kalenderbearbeiter – kennt natürlich auch diese

Kehrseite langfristiger Vorausplanungen; für ihn ist es selbstverständlich, seine Unterlagen Jahre hindurch auf dem laufenden zu halten, vor allem die durch Ausfälle frei werdenden Stellen neu zu besetzen, so daß nach menschlichem Ermessen im X-Falle keine Panne eintreten kann. Derartige Korrekturen sind für ihn reine Routine.
So deuten auch hier alle Anzeichen darauf hin, daß Stauffenberg trotz dreijähriger Tätigkeit im Generalstab diesen wichtigen Bereich nicht – oder nur flüchtig – kennengelernt hat. Offensichtlich hat er sich auf das Ressort des „Ib", also auf das Nachschubwesen beschränkt; mit den Aufgaben des „Ia", des Ersten Generalstabsoffiziers, konnte er sich nur während der kurzen Afrika-Episode ein wenig – zu wenig! – befassen. In diesen knapp zwei Monaten hatte er nicht gelernt oder lernen können, eine militärische Operation generalstabsmäßig vorzubereiten. Dies war denn wohl auch der Grund, daß die Waffen-SS und die Gestapo am 20. Juli 1944 in Berlin unbehelligt blieben. Als einziger von ihnen geriet Piffrader den Putschisten in die Hände, als er sich in die Höhle des – freilich recht zahmen – Löwen begab.

## NACHRICHTENVERBINDUNG

Zur Gewährleistung einer gewissen Erfolgsaussicht für den Staatsstreich war ein guter Kontakt, eine zuverlässige Nachrichtenverbindung zwischen den so weit auseinanderliegenden Brennpunkten Wolfsschanze und Bendlerblock – über 500 Kilometer – von ausschlaggebender Bedeutung. Bekanntlich hat diese Verbindung am 20. Juli 1944 nicht funktioniert. Man mag dies der nicht völlig eindeutigen Mitteilung Fellgiebels zuschreiben; man mag die Schuld dem anscheinend völlig konsternierten Thiele zuschreiben – man muß die verspätete Benachrichtigung der Führungsgruppe Beck-Olbricht auf jeden Fall dem Geschäftsführer Stauffenberg anlasten: Er hat während der monatelangen Vorbereitungszeit versäumt, für wirklich zuverlässige Verbindungen zu sorgen. Bei sachgemäßer, fachgerechter, generalstabsmäßiger Planung waren eben alle Faktoren einzukalkulieren, auch das menschliche Versagen des einen oder anderen Beteiligten!

Auf den ersten Blick schien zwar alles bestens geregelt zu sein: Als „Melder" fungierte der General Fellgiebel, Inspekteur der Nachrichtentruppen und derzeitiger Chef der Nachrichtenzentrale in Rastenburg. Am „Empfänger" in Berlin saß General Thiele, der Chef des Stabes beim Chef WNV. Kann man sich eine bessere Besetzung der Schlüsselpositionen wünschen? Doch es war eben nur eine Besetzung, und beim Ausfall eines der beiden Mitwirkenden mußte auch die Nachrichtenverbindung ausfallen.

Es widerspricht den Grundsätzen der Generalstabsarbeit, für eine Nachricht von solcher Tragweite, für die Nachricht vom Erfolg des Attentates, nur einen einzigen Meldeweg vorzubereiten, statt alle nur irgendwie verfügbaren Mittel zu aktivieren. Das hätte der Generalstabsoffizier Stauffenberg wissen und berücksichtigen müssen. Da dies jedoch erwiesenermaßen nicht geschehen ist, stößt man auch hier auf Indizien, die seiner fachlichen Qualifikation in erheblichem Maße abträglich sind. Er hat nicht erreicht oder erreichen können, daß die vorhandenen Nachrichtenmittel zweckmäßig eingesetzt wurden.

Dabei lag das eigentliche Problem doch nur in der Überbrückung der ersten tausend Meter! War die Meldung vom Tode Hitlers einmal über die Drahtverhaue und Minenfelder der Wolfsschanze hinaus ins Freie gelangt, dann würde sie sich, wie die Flut nach dem Dammbruch, nicht mehr aufhalten lassen. Für den entscheidenden Sprung über den Damm aber hätte auch der Laie ein Sortiment praktikabler Lösungen anzubieten:

General Fellgiebel setzt für den kritischen Zeitraum eine Nachrichtenübung an. Thema: Verlegen einer Fernsprechleitung zu einem Meldekopf außerhalb der Wolfsschanze unter der Annahme, daß der Nachrichtenbunker des FHQ infolge technischer Störungen oder Feindeinwirkung ausgefallen sei. (Eine solche Übung – „Vermittlung Zeltstadt" – hatte schon einmal im Oktober 1943 stattgefunden, konnte also keinen Verdacht erregen.) Dann wird von einer provisorischen Zentrale aus eine Feldkabelleitung abgespult, an den Torwachen vorbei hinaus in den Wald zu einem vorgeschobenen Meldekopf, der von einem eingeweihten Offizier oder Dienstgrad besetzt ist. Mit nachrichtentechnischen Einlagen läßt sich die Wartezeit unauffällig überbrücken, bis dann, nach der Explosion und Feststellung des Erfolges die eindeutig formulierte Meldung vom Tode Hitlers oder,

wie am 20. Juli, von seinem Überleben, nach draußen durchgegeben wird. Die Weitergabe nach Berlin bereitet bei sachgemäßer Vorbereitung keinerlei Schwierigkeiten: In der Nähe des Meldekopfes hält sich ein weiterer Mitverschworener bereit – als Förster, Jäger oder Waldarbeiter getarnt –, der nun die Attentatsmeldung übernimmt, zum Telefon eilt und per Blitzgespräch die Putschzentrale in Berlin informiert.

Andere Möglichkeit: Fellgiebel postiert draußen, jenseits der Minenfelder, einen mit Tornisterfunkgerät ausgestatteten Nachrichtentrupp und gibt – vom Zimmer eines Mitverschworenen aus – die Meldung vom Verlauf des Attentates auf dem Funkwege weiter. Zwecks Ausschaltung unerwünschter Mithörer in den Nachbarzimmern wird er die schicksalsschwere Nachricht nicht sprechen, sondern morsen; er hat damit sogar noch den Vorteil der größeren Reichweite.

Weitere Alternativen aus der Sicht des Laien: Verwendung von Morselampen und Rotlichtsprechgeräten. Selbstverständlich gibt es hierbei gewisse Schwierigkeiten hinsichtlich der Standortwahl, da Sender und Empfänger in Sichtverbindung stehen müssen. Aber die Verschwörer hatten ja wahrlich Zeit genug gehabt, um die erforderlichen Schneisen zu erkunden oder unauffällig freizumachen. – Dann sei noch an Signalpatronen, Brieftauben und Meldehunde erinnert. – Der Fachmann wird diese Anregungen eines Laien sicherlich noch durch zahlreiche Varianten erweitern und verbessern können.

Das eine oder andere der vorgenannten Nachrichtenmittel wäre eventuell unter den gegebenen Umständen nicht verwendbar gewesen. Auf jeden Fall aber hätte es den Fachleuten Fellgiebel und Thiele nicht schwerfallen können, unter Ausnutzung ihrer Dienststellung und der damit verbundenen Verfügungsgewalt über personelle und materielle Hilfsmittel aller Art die entscheidenden ersten tausend Meter nachrichtentechnisch zu überwinden.

Somit steht fest, daß die Weiterverbreitung der Attentatsmeldung auch bei schärfster Überwachung nicht hätte verhindert werden können, wenn die Frondeure und vorab der Geschäftsführer sich der Mühe unterzogen hätten, die vorhandenen Nachrichtenmittel auf Verwendbarkeit zu prüfen und ihren Einsatz sorgfältig vorzubereiten. Bei allen vorgenannten Varianten des Meldeweges wäre – unter Voraussetzung angemessener Vorsicht – auch jede persönliche Gefähr-

dung der Mitwirkenden vermeidbar gewesen, so daß menschliches Versagen, hervorgerufen durch Nervosität oder Angst vor Entdekkung, als ausgeschlossen gelten konnte.
Nun zur Personalfrage: Man brauchte ja mehrere zuverlässige Sympathisanten, um die anfallenden Funktionen als Helfer zu übernehmen. Da mußte ein Eingeweihter innerhalb der provisorischen Vermittlung bereitstehen, um die Nachricht zu formulieren und zu sprechen; da mußte auf der Gegenstelle im Meldekopf ein Eingeweihter bereitstehen, um die Meldung aufzunehmen und – beim ad hoc arrangierten Rendevous – dem zivilen Helfer weiterzugeben.
Hinsichtlich der militärischen Helfer ist die Personalfrage völlig unproblematisch: Jeder deutsche Offizier, der in jener Zeit irgendwann einmal die Position eines Kommandeurs oder Einheitsführers innegehabt hat, wird bestätigen, daß die Versetzung einzelner Soldaten keine Schwierigkeiten bereitete, wenn zwischen den beiderseitigen Vorgesetzten Einverständnis herrschte. Derartige Manöver, meist mit freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Wünschen motiviert, liefen quer durch ganz Europa, von der Wolga nach Südfrankreich, vom Kaukasus nach Skandinavien oder Italien. Wenn derartige „Familienzusammenführungen" aber schon dem schlichten Bataillonskommandeur oder Kompaniechef möglich waren, wieviel leichter tat sich da der General, der einen Unteroffizier oder Gefreiten versetzen lassen wollte, auch nach Ostpreußen, auch ins Führerhauptquartier! Von ganz besonderer Bedeutung war in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß General Olbricht und Oberst Stauffenberg im Allgemeinen Heeresamt und im Stabe des Ersatzheer-Befehlshabers recht einflußreiche Positionen innehatten. So wäre es für die Generale Fellgiebel und Stieff ein leichtes gewesen, nach und nach einen Stamm zuverlässiger Helfer in der Wolfsschanze zusammenzuziehen.
Noch weniger Schwierigkeiten standen damals der Bereitstellung ziviler Helfer entgegen. Gewiß gab es außerhalb der Fronde kaum einen potentiellen Attentäter. Doch einen relativ ungefährlichen Kuriereinsatz in Ostpreußen hätte mancher ehemalige Gewerkschafter, Sozialdemokrat oder sonstige Hitlergegner gern mitgemacht, wenn er gerufen worden wäre. An Personal hätte es also nicht gemangelt. Ein glücklicher Zufall kam den Verschwörern zu Hilfe: Der Besitzer des ganzen Gebietes im Umkreis der Wolfsschanze, der mit der

Fronde in enger Zusammenarbeit stehende Graf Lehndorff-Steinort, hätte gewiß seinem Standesgenossen Stauffenberg jede nur denkbare Unterstützung gewährt, wenn er darum gebeten worden wäre. So konnte er als Großgrundbesitzer und Gutsherr ganze Kolonnen ziviler Widerständler pro forma als land- oder forstwirtschaftliche Dienstleute einstellen und in der Nähe der Meldeköpfe ganz normal arbeiten lassen. Solcherart legalisiert, hätten sie auch dann nichts zu fürchten brauchen, wenn sie von einem Landjäger oder einer Wehrmachtstreife angehalten und kontrolliert worden wären. Sie konnten also tage- und wochenlang völlig ungehindert auf ihr Stichwort warten.

Damit waren alle Voraussetzungen gegeben, um einen wirklich perfekten Kontakt zwischen Führerhauptquartier und Putschzentrale herzustellen. Im Inneren der Wolfsschanze stand der Nachrichtengeneral Fellgiebel bereit; im Vorfeld machte sich der mächtige Einfluß des Grafen Lehndorff bemerkbar; in Berlin hatten Stauffenberg und Olbricht die wichtigsten Schalthebel in der Hand.

Bei konsequenter Auswertung dieser Gegebenheiten und sachgemäßer Vorbereitung hätte die für die Auslösung des Staatsstreiches entscheidende Meldung – abgesehen von der direkten Telefonverbindung Fellgiebels mit Thiele – also auch auf mehreren anderen Kanälen nach Berlin gelangen können: Aus der provisorischen Zentrale im FHQ über Feldkabel, Funk und alle sonstwie verwendbaren Nachrichtenmittel an die Meldeköpfe im Vorfeld des Sperrgebietes; von dort mündlich an die „zufällig" in der Nähe arbeitenden „Forstgehilfen" oder „Waldarbeiter", die dann schleunigst – etwa per Fahrrad oder Reitpferd – die ihnen zugewiesenen Fernsprechstellen aufzusuchen hatten, um die ihnen ebenfalls definitiv zugewiesenen Verbindungsleute in Berlin anzurufen, die dann mit der Nachricht zur nahen Bendlerstraße eilten. (Es wäre unzweckmäßig, von Ostpreußen aus die Putschzentrale direkt anzuwählen; dort würden so viele Gespräche geführt werden, daß sich die Anrufe gegenseitig blockieren könnten.)

Bessere Chancen in puncto Nachrichtenkontakt konnten die Verschwörer sich wahrlich nicht wünschen. Doch sie wußten damit nichts anzufangen. Sie hatten die Bedeutung – und auch die Möglichkeit – mehrgleisiger Verbindungen nicht erkannt, sie hatten

sich, wie Fraenkel-Manvell schreiben und wie andere Autoren nicht bestreiten, „völlig auf das Telefon verlassen". Die negativen Folgen konnten nicht ausbleiben:
Mangels zuverlässiger und eindeutiger Nachrichten aus dem Führerhauptquartier – was meinte Fellgiebel mit seinem Anruf „Alles blockieren"? – verzögerte sich die Herausgabe der Walküre-Befehle um verhängnisvolle drei Stunden! Damit war der letzte Funke einer verwegenen Hoffnung auf das Gelingen des Staatsstreiches ausgelöscht. Die Gegenbefehle Hitlers trafen bei den meisten Wehrkreisen noch früher ein als die verworrenen Aufrufe der glücklosen Putschisten.
Glücklos waren sie vor allem bei der Auswahl ihres Geschäftsführers gewesen. Denn ein fähigerer Generalstabsoffizier hätte die eminente Bedeutung der Nachrichtenfrage rechtzeitig erkannt und aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen gezogen. An Möglichkeiten für eine optimale Lösung hat es wahrlich nicht gefehlt!

## DER GRIFF NACH DEM STROHHALM

Als Stauffenberg gegen 16.30 Uhr im Bendlerblock eintraf, war er vom Erfolg seines Anschlages noch fest überzeugt. Doch seine Siegesgewißheit wurde schon wenige Augenblicke später gedämpft, als der skeptische Fromm mit dem Führerhauptquartier telefonierte. Denn da meldete sich der nach Ansicht Stauffenbergs bereits seit Stunden tote Keitel!
Die Sprengkraft der Bombe hatte demnach nicht genügt, um plangemäß alle Teilnehmer der Lagebesprechung zu töten. Und wenn sogar Keitel, normalerweise unmittelbar neben seinem Führer stehend, die Explosion anscheinend unversehrt überlebt hatte, dann war es möglich, ja schon fast gewiß, daß Hitler auch diesmal wieder davongekommen war. Zudem hatte Fellgiebel telefonisch gemeldet: „Es ist etwas Furchtbares passiert. Der Führer lebt." Mit dem Überleben Hitlers war aber die unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg des Putsches entfallen.

Wie sollte Stauffenberg nun reagieren? Sollte er das Unternehmen abblasen und sich – wie Fromm forderte – eine Kugel in den Kopf schießen? Das wäre zweifellos die nobelste Lösung gewesen und hätte seinen Freunden eine Chance zum Überleben gegeben.
Noch war ja den anderen Verschwörern kaum etwas Belastendes nachzuweisen. In gutem Glauben hatten sie nach dem Eingang der Meldung vom Tode des Führers den Alarmplan „Walküre" ausgelöst, um Bürgerkrieg und Chaos zu verhüten, eine ganz legale Maßnahme, ein ganz plausibler Grund. Einige bedenkliche Randerscheinungen hätten sie dem toten Stauffenberg zuschieben oder – wenn auch mit knapper Not – vertuschen können. Die Lage Olbrichts und der übrigen Beteiligten wäre unter diesen Umständen, insbesondere nach dem Selbstmord des Attentäters, durchaus nicht hoffnungslos gewesen. Dies zeigt sich deutlich am relativ glimpflichen Schicksal Gerstenmaiers.
Es sei dahingestellt, ob dieser – wie Ehlers sich ausdrückt – „protestantisch-theologische Außenseiter" am 20. Juli zufällig oder vorsätzlich in die Ereignisse hineingeraten ist. Immerhin wurde er mit Stauffenberg und anderen Verschwörern in der Putschzentrale angetroffen und verhaftet. Er trug auch eine Pistole, hat nach seinen neuesten Bekundungen allerdings nicht geschossen. Bemerkenswerterweise gelang es ihm, seine Beteiligung an dem verbrecherischen Anschlag auf den Führer vor dem Volksgerichtshof trotz aller belastenden Umstände so weit herunterzuspielen und zu verharmlosen, daß er mit einer Freiheitsstrafe davonkam.
Viel leichter als der nach Kriegsrecht als Franktireur geltende Zivilist Gerstenmaier hätten sich General Olbricht, Oberst Mertz v. Quirnheim und Oberleutnant v. Haeften herausreden können, wenn die Walküre-Maßnahmen schon um 16.45 Uhr abgestoppt worden wären, unmittelbar nach dem Gespräch Fromms mit Keitel.
Einzig und allein für Stauffenberg gab es auch in diesem Fall kein Zurück mehr. Zu diesem Zeitpunkt, mehr als drei Stunden nach der Detonation seiner Bombe, mußte es den Kriminalisten in der Wolfsschanze bereits gelungen sein, ihn als den gesuchten Attentäter zu ermitteln. Mithin blieb ihm nur noch die Flucht nach vorn, oder, wie Peter Hoffmann schreibt, die bittere „Wahl zwischen der Förderung eines fast sicher zum Scheitern verurteilten Unterneh-

mens, das mit Tod und Qual enden würde, und dem schwachen Hoffnungsschimmer des Davonkommens". Derart in die Enge getrieben, setzt er alles daran, den Putsch in Gang zu halten, so wie ein Ertrinkender sich an den sprichwörtlichen Strohhalm klammert.
In der Literatur wird diese Situation etwas anders dargestellt. Vor allem Christian Müller findet als engagierter Biograph Stauffenbergs für die verzweifelten Rettungsversuche seines Helden sogar noch Worte der Anerkennung und Verehrung: „Während bei den meisten Eingeweihten der Wille, trotz Hitlers Überleben zu handeln, immer rascher zu schwinden beginnt, agiert Stauffenberg mit bewunderswerter Entschlossenheit und Energie. [Das] beweist, daß er . . . das Gebot der Stunde erkannt hat . . . In souveräner Eleganz spielt Stauffenberg auf der Klaviatur der verschiedenen Telefonapparate . . . Gisevius bewundert – wie auch Beck – die Entschlossenheit, Energie, Geschicklichkeit und faszinierende Bravour Stauffenbergs im telefonischen Umgang mit militärischen Fragern und Zweiflern . . . " Dann geht Müller in seinem Plädoyer noch weiter: Nach seiner kühnen Argumentation hat Stauffenberg „zu Recht keine Bedenken, weitere Personen in die Sache hineinzuziehen, [so daß nun] . . . auch die Ernennungen der Politischen Beauftragten und Verbindungsoffiziere herausgehen".
In der Tat, er geht ohne Bedenken seinen Weg: Obwohl er kurz nach 18 Uhr dem Obersten Haßel erklärt hat, „der Kerl ist ja nicht tot", behauptet er um 19.13 Uhr im Gespräch mit dem General Schaal: „Der Führer ist tot! Ich bin selbst dabeigewesen." Schaal fällt auf diese Lüge seines gräflichen Kameraden herein, wird „in die Sache hineingezogen" und bis zum Ende des Krieges gefangengehalten. Andere sinnlos Hineingezogene, so auch Oster, haben weniger Glück und enden auf dem Schafott oder am Galgen.
Es fehlt im Schrifttum nicht an Exkulpationsversuchen für die Verzweiflungsakte Stauffenbergs und seiner Mitverschwörer, die nach dem verpatzten Attentat auch noch einen aussichtslosen Putsch inszeniert haben. So schreibt ein sonst recht nüchtern urteilender Autor: „Wenn der Aufstand nicht gelang, so war doch der Welt und Deutschland bewiesen, daß es opferbereite Männer gab, die aus ihrer Ablehnung des Krieges und der Verbrechen des Regimes die Konsequenzen zogen, und damit zur Rettung der Ehre und Selbstachtung des deutschen Volkes beitrugen."

Es gab damals nur wenige Deutsche, die es sich zur Ehre anrechneten, daß es ein deutscher Offizier war, der seinem Obersten Befehlshaber und zwanzig ahnungslosen Kameraden eine Bombe unter den Tisch legte und sich dann aus dem Staube machte! Denn so und nicht anders sahen die Begleitumstände dieses mißlungenen Mordversuches aus, für jedermann, nicht nur in Deutschland, sondern auch jenseits aller Grenzen und Fronten.
Auch heute noch fällt es den Verteidigern Stauffenbergs nicht leicht, den Vorwurf des feigen Meuchelmordes auszuräumen und ihrem Mandanten den Heldenmantel umzuhängen. Denn die echten Helden sind recht selten geworden, und in die materialistische Atmosphäre des 20. Jahrhunderts passen wohl nur jene „Diplom-Helden", die anderswo, vor allem im Ostblock, von Amts wegen ernannt werden und dann mittels Ansteckplakette den Grad der ihnen verordneten Heldenhaftigkeit zur Schau stellen dürfen.
So ist es nur zu natürlich, daß in der Chronik des 20. Juli keine Heldentaten verzeichnet sind. Als die Katastrophe sich anbahnte, wurde das Tun und Lassen der Verschwörer, soweit sie nicht den Selbstmord vorgezogen hatten, vom Selbsterhaltungstrieb bestimmt. Niemand macht ihnen dieses Naturrecht streitig. Welshalb also will man nicht zugeben, daß auch die Widerstandskämpfer letzten Endes nur Menschen sind? Ihren Gegenspielern wird menschliches Verhalten als selbstverständlich zugebilligt, wenn auch nicht immer ohne hämischen Unterton.
Da ist der Nachrichtenoffizier Leutnant Röhrig. Er hat mit der Verschwörung nichts zu tun, und als er merkt, daß etwas derartiges im Gange ist, da laviert er mit äußerster Vorsicht – wie jeder vernunftbegabte Mensch in solcher Lage. „Er hatte eine gesunde Angst um seinen Kopf", schreibt Peter Hoffmann und fährt mit unverkennbar abwertender Tendenz fort: „Zum Heldentum fühlte er sich nicht geboren."
Was soll dieser Stich?
Da sind die Stabsoffiziere Herber, Heyde, Pridun, Fließbach, die am späten Abend den Gegenschlag führten. Auch für ihr Verhalten hat Hoffmann Verständnis: „[Jetzt] blieb ihnen . . . nur noch übrig, ihre Haut zu retten."
Und wie war es mit Helldorf und Nebe? „Ihr einziges Interesse galt jetzt [gegen 22 Uhr] ihrer eigenen Rettung", so schreiben Fraenkel und

Manvell. Auch die übrigen Autoren, die hiervon berichten, finden nichts Ehrenrühriges dabei, daß der Polizeipräsident und der Reichskriminaldirektor sich ohne sinnlose Heldengeste aus der Affäre ziehen wollen.

Warum soll nicht auch Stauffenberg derart realistisch gedacht haben, als er vom Überleben Hitlers erfuhr? Weshalb sucht man so krampfhaft nach ethischen Motiven für seinen Rettungsversuch, für seinen verzweifelten Griff nach dem Strohhalm?

Sein ganzes Gehabe in diesen letzten Stunden läßt doch nichts von Ethik erkennen; es ist von Panik, von heller Verzweiflung geprägt: dieses hektische Hin-und-her-Hasten von einem Telefon zum anderen; dieses sture, kindische Ableugnen der nicht mehr zu vertuschenden Tatsache, daß Hitler noch lebt; diese flehenden, beschwörenden Anrufe noch unmittelbar vor dem Zusammenbruch der Erhebung; dieser sinnlose Schußwechsel mit den regimetreuen Offizieren . . .

Hatte er etwa ein ethisches Motiv, auf den pflichtgemäß gegen die Rebellen vorgehenden Oberstleutnant Pridun zu schießen? Wäre es kein Mord gewesen, wenn er ihn tödlich getroffen hätte?

Dann greift Stauffenberg nach dem letzten Strohhalm: Er will noch einmal telefonieren und verlangt eine Verbindung mit Paris. Denn „dort schien noch Hoffnung auf eine Aktion, die den Durchbruch für den Staatsstreich bringen konnte", schreibt Peter Hoffmann und läßt offen, was Stauffenberg sich dabei gedacht haben könnte, in dieser Situation. Die Verschwörergruppe war nun schon in einigen Zimmern des Bendlerblocks zusammengedrängt und von den Soldaten des Wachbataillons umstellt. Was hätte es da noch genutzt, wenn ihre Freunde in Paris tatsächlich die Oberhand gewonnen hätten? So war dieser nicht mehr zustande gekommene Anruf nach Paris wirklich nur ein Strohhalm, der allerletzte!

Stauffenberg gibt auf und sagt, wie Hans Detlof v. Winterfeldt berichtet, „mit unbeschreiblich trostlosem Gesicht: ‚Sie haben mich ja alle im Stich gelassen'." Dieser Ausspruch, unter normalen Verhältnissen eines Offiziers und Edelmannes unwürdig, ist offenbar von der Vorahnung des drohenden Todes diktiert, da er eine absolut ungerechtfertigte und wahrheitswidrige Beschuldigung seiner Freunde enthält. Denn er selbst war es doch, der am 15. Juli seine vertrauensvollen Kameraden regelrecht „im Stich gelassen" hatte! Und er war es auch,

der die jetzt eingetretene Lage schuldhaft verursacht hatte – durch sein Versagen beim Attentat und durch seine objektiv wahrheitswidrige Behauptung, Hitler sei tot. Mertz v. Quirnheim und Olbricht hatten sich doch erst nach dieser falschen Todesmeldung zur Herausgabe der Walküre-Befehle entschlossen.

Der naheliegende Vergleich mit dem Pokerspieler, der immer noch die Chance hat, ein gutes Blatt zu ziehen, geht am Kern der Sache vorbei: Stauffenberg hatte bereits um 12.45 Uhr die letzte Karte ausgespielt – und verloren! Er wollte es nur nicht wahrhaben. Er wollte nicht aufgeben, trotz der absolut aussichtslosen Lage. „Wir müssen durchhalten", beschwor er seine Freunde; und zynisch, aber logisch könnte man ergänzen: „ . . . sonst bin ich verloren."

Bei objektiver Wertung aller bekannten Vorgänge und Gegebenheiten im Bereich des 20. Juli 1944 besteht kein Anlaß, das Verhalten Stauffenbergs am Nachmittag und Abend dieses Tages als heldenhaft zu bezeichnen. Er handelte wie ein im Moor Versinkender, der in panischer Todesangst seinen Freund zu Hilfe ruft und mit sich in die Tiefe zieht.

## ASPEKTE

Es erscheint geboten, einige nur am Rande erwähnte Komplexe ihrer Bedeutung entsprechend grundsätzlich und ausführlich abzuhandeln: Die Frage nach den Rechtsgrundlagen des Widerstandes und insbesondere des politischen Mordes dürfte nicht nur den Juristen interessieren. Die religiöse Grundeinstellung Stauffenbergs, in der Literatur als vorbildlich geschildert, wird hier aus der Sicht eines katholisch erzogenen Zeitgenossen zur Debatte gestellt.
Der Berufssoldat Stauffenberg hat auch politische Ambitionen entwickelt, statt sich ausschließlich auf die militärische Komponente des Widerstandes zu beschränken.

## RECHTSFRAGEN

Die radikale Umwertung zahlreicher Begriffe seit dem Mai 1945 hat dazu geführt, daß die juristische Bewertung eines politischen Tötungsdeliktes – „Tyrannenmord" – von der Beurteilung des Opfers abhängig gemacht wird. So gilt heutzutage ein Mordanschlag auf Hitler, mithin auch das Attentat Stauffenbergs vom 20. Juli 1944, als gerechtfertigt. Da hierbei aber einige zufällig am Tatort anwesende Personen ums Leben gekommen sind, kann auch eine solch willkürliche Rechtsauffassung für den Attentäter keine Entlastung bewirken, wenn folgende konkrete Frage zur Diskussion gestellt wird:
Hatte Stauffenberg das Recht, eine Bombe zu verwenden, die nicht nur Hitler allein, sondern alle Besprechungsteilnehmer in Lebensgefahr brachte?
Wenn hier der Einwand vorgebracht wird, diese Generale und Stabsoffiziere seien infolge ihrer führenden Positionen für Hitlers Politik mitverantwortlich und daher auch mitschuldig gewesen, dann sei – ohne die Stichhaltigkeit dieses Arguments anzuerkennen – die Untersuchung darauf beschränkt, ob Stauffenberg denn berechtigt war, den aus der Sicht der Widerständler doch zweifellos „unschuldigen" Steno-

grafen Dr. Berger zu töten. Die folgende Analyse bezieht sich daher ausschließlich auf die Tötung dieses einzigen Nicht-Soldaten unter den Opfern Stauffenbergs.
Wenn ein Mensch durch schuldhaftes Tun oder Lassen eines anderen Menschen zu Tode kommt, dann unterscheidet der Jurist mehrere unterschiedlich zu bewertende Straftaten: Fahrlässige Tötung, Totschlag, Mord. Für welches dieser Delikte liegen beim Tode Bergers die typischen Tatbestandsmerkmale vor?
Fahrlässige Tötung? Charakteristisch für diese Straftat ist der mangelnde Vorsatz zur Tötung. Stauffenberg aber hatte den festen Vorsatz, Hitler während der Lagebesprechung, demnach in Gegenwart von mehr als zwanzig Personen durch die Detonation einer Bombe zu töten. Da er diese nicht in unmittelbarer Nähe Hitlers abstellen konnte, wählte er eine Sprengladung, die nach seiner Überzeugung ausreichend bemessen war, um alle Anwesenden zu töten, auch den Stenografen Berger! Demnach war der Tod Bergers ganz konsequent eingeplant und, wenn auch mit Bedauern, in Kauf genommen. Das Einstufen der Tat als fahrlässige Tötung wäre abwegig!
Notwehrexzeß? Stauffenberg befand sich zweifellos – allerdings aus eigenem Entschluß – in einer lebensgefährlichen Situation, in „Not": Die Entdeckung der Bombe in seiner Aktentasche hätte ihn das Leben gekostet. Diese Lebensgefahr wurde aber durch die Tötung Bergers keineswegs behoben oder auch nur vermindert! Von Notwehr im weitesten Sinne kann also hier keine Rede sein.
Totschlag? Ein integrierendes Merkmal für dieses Delikt im Gegensatz zum Mord ist die Spontanität, das unüberlegte Handeln. Der Täter hat wohl im kritischen Moment die Absicht zu töten, so daß ein grundlegender Unterschied zur fahrlässigen Tötung besteht. Der Tötungswille überkommt ihn aber wie ein Rausch, ganz plötzlich, als Folge unmittelbar vorhergehender äußerer Umstände wie etwa physische oder psychische Schmerzen, Mißhandlung, Beleidigung, Herausforderung. Der Täter handelt im Affekt. Eine diesbezügliche Einrede zugunsten Stauffenbergs müßte wirkungslos bleiben, da seine Tat ja nicht spontan geschah, sondern von langer Hand geplant und vorbereitet war.
Also Mord? Das deutsche Strafrecht definiert den Mord als vorsätzliche Tötung eines Menschen unter Umständen, die eine besondere

Verwerflichkeit der Gesinnung oder die Gefährlichkeit des Täters offenbaren: Tötung aus Mordlust . . . aus Habgier . . . oder anderen niedrigen Beweggründen, die heimtückische oder grausame Tötung, ferner die Tötung mit gemeingefährlichen Mitteln.
Bei objektiver Deutung dieser Begriffe läßt sich nicht übersehen, daß einige von ihnen im Falle Stauffenberg/Berger durchaus gegeben sind. So muß man zweifellos eine Sprengladung als gemeingefährliches Mittel bezeichnen, wenn sie in einem Besprechungsraum in Gegenwart von mehr als zwanzig ahnungslosen Menschen zur Detonation gebracht wird.
So läge zweifellos Heimtücke vor, falls Stauffenberg, wie in der Literatur mit weitgehender Übereinstimmung behauptet wird, den Oberst Brandt gebeten haben sollte, auf seine Aktentasche zu achten, wohl wissend, daß die darin verborgene Bombe den ahnungslosen Aufpasser in wenigen Minuten zerreißen würde.
So muß man wohl von grausamer Tötung sprechen, wenn ein Mensch der Druckwelle einer Sprengladung ausgesetzt wird. Die hierbei auftretenden Schmerzen – falls nicht sofort der Tod eintritt – sind wahrhaft grausam. Dies wird jeder bestätigen, der eine solche Situation selbst durchlebt hat. Diese Schmerzen sind nicht zu vergleichen mit solchen, die bei Verwundung durch Geschosse oder Granatsplitter verursacht werden. Berger aber wurde nicht sofort getötet; die Bombe hatte ihm beide Beine abgerissen, und er starb erst nach mehreren Stunden. Die übrigen Opfer wurden erst nach Tagen durch den Tod erlöst. Es war also wirklich grausame Tötung!
Dann wären noch die Beweggründe des Täters zu untersuchen. Stauffenberg wählte unter den verfügbaren Attentatswaffen diejenige aus, die ihm die beste Gewähr für seine persönliche Sicherheit bot. So liest man, wenn auch anders formuliert, in allen Berichten über den 20. Juli. Der für dieses Sicherheitsbestreben angegebene Grund wird bei objektiver und kritischer Würdigung der Begleitumstände hinfällig: Wie an anderer Stelle ausführlich nachgewiesen, war das Entkommen Stauffenbergs nach geglücktem Attentat für die Durchführung des Staatsstreichs ohne Bedeutung; er war n i c h t unentbehrlich oder unersetzlich. Unter diesen Umständen und nach allen in der Literatur bekanntgegebenen Tatsachen stand einem Attentat mittels Pistole, also ohne Gefährdung dritter Personen, nichts im Wege außer der

Sorge des Attentäters, nach der Tat wieder aus der Wolfsschanze herauszukommen.
Es steht schließlich die Frage offen, ob die Erhaltung des eigenen Lebens oder der eigenen Freiheit, erkauft durch den Tod zahlreicher unbeteiligter Kameraden, im Sinne des Strafgesetzes als „niedriger Beweggrund" zu bewerten ist. Es geht hier um einen ins Extrem gesteigerten Fall von Güterabwägung. Ein kompetenter Fachmann, der Bundesgerichtspräsident Dr. h. c. Hermann Weinkauff, äußerte sich im Rahmen ausführlicher Darlegungen zu diesem Thema wie folgt:
„Es gilt bei Ausübung des Widerstandsrechts wie überall sonst im Recht zunächst der Grundsatz der Güterabwägung. Wenn ich die Wahl habe zwischen einem Mittel, das das gemeine Recht in geringerem Maße verletzt, und einem Mittel, das es in höherem Maße verletzt, und wenn das erste Mittel ebenfalls zum Ziele zu führen verspricht, dann darf ich nur das erste Mittel anwenden; dann wäre der Gebrauch des zweiten Mittels rechtswidrig . . ."
Nun hatte Stauffenberg mindestens zwei Mittel zur Verfügung, die Bombe und die Schußwaffe. Beim Gebrauch einer geeigneten Schußwaffe wäre außer Hitler kein anderer verletzt oder gar getötet worden. Die Bombe aber mußte gemäß Stauffenbergs Kalkulation ein Blutbad anrichten. Außerdem war angesichts der langen Zünderlaufzeit und der Unberechenbarkeit der Sprengwirkung ein Erfolg, der Tod Hitlers, weit weniger gewährleistet als bei einem Schußwaffenattentat, dessen technische Durchführbarkeit andernorts überzeugend nachgewiesen ist.
Stauffenberg hätte also die Schußwaffe benutzen müssen; der Gebrauch des anderen Mittels, der Bombe, war, wie Weinkauff entschieden hat, absolut rechtswidrig!
Weinkauff hat allerdings durchaus nicht die Absicht, Stauffenberg für schuldig zu erklären. So äußert er sich denn auch an anderer Stelle recht eindeutig zugunsten des Attentäters: „Diese [Attentats-]Handlungen konnten ja nur durchgeführt werden, indem auch Unschuldige, Unbeteiligte geopfert wurden, Ordonnanzen, Flugzeugführer, am politischen Leben unbeteiligte Offiziere . . ."
Hier aber muß man den Juristen Weinkauff mit allem Nachdruck in die Schranken seines Fachgebietes verweisen. Als Jurist dürfte er wohl

kaum kompetent sein, über die Verwendbarkeit militärischer oder technischer Instrumente zu urteilen. Wie anders wäre es wohl zu erklären, daß er die echte Auswahlmöglichkeit Stauffenbergs – Bombe oder Pistole – ganz außer acht läßt! Wenn der Attentäter bereit war, sein Leben oder zumindest seine Freiheit zu riskieren, dann bestand doch absolut keine Notwendigkeit, auch nur einen einzigen Unbeteiligten zu opfern. Wie steht es unter diesem Aspekt mit dem Grundsatz der Güterabwägung? Hier der Täter, der sich bei einem Pistolenattentat der Gefahr, nicht etwa der Unvermeidlichkeit, sofortiger Festnahme oder Exekution aussetzt; dort eine erhebliche Anzahl getöteter, verwundeter und in akute Lebensgefahr gebrachter Unbeteiligter, wenn er das andere „Mittel", die Bombe, einsetzt.
Falls also Weinkauff die Rechtslage zutreffend definiert hat, dann ist Stauffenberg im Sinne des Strafrechts voll verantwortlich für den Tod des Stenografen Berger und der übrigen Opfer seines Anschlages, weil er trotz gegebener Alternative das rechtswidrige Mittel verwendet hat. Mithin kann ein Jurist, der den überführten Täter entlasten will, nur noch nachzuweisen versuchen, daß es sich nicht um Mord handelt, sondern um ein anderes, weniger schwerwiegendes Tötungsdelikt.
Übrigens steht Weinkauff nicht allein mit der Auffassung, die Tötung Unschuldiger sei unvermeidbar gewesen. Im gleichen Sinne wie er, wenn auch – berufsbedingt – mit recht drastischen Worten, äußert sich gelegentlich einer Diskussion über die „Vollmacht des Gewissens" ein Oberstleutnant Sendtner: „Der Satan [Hitler] war doch nicht zu beseitigen, ohne daß da auch noch einige andere mit ins Gras beißen mußten . . ." Abgesehen von der objektiven Wahrheitswidrigkeit dieses Ausspruches, die nicht, wie im Falle Weinkauff, mit Unkenntnis militärischer Fakten entschuldigt werden kann, erscheint der burschikose Jargon angesichts des Themas sehr deplaciert und provozierend: Warum, Herr Oberstleutnant Sendtner, wollte denn Herr Oberst Stauffenberg nicht selbst „ins Gras beißen"? Warum überließ er diese Rolle den anderen Herren, seinen Kameraden im Führerhauptquartier? Wesentlich dezenter, wenn auch im Kern der Sache ebenfalls unzutreffend, äußert sich in der gleichen Gesprächsrunde der Oberstaatsanwalt Hölper: „Bekanntlich waren die Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz der Person Hitlers damals bereits so verschärft, daß es selbst unter Aufopferung des eigenen Lebens unmöglich war, zu

vermeiden, daß dem Anschlag auf Hitler, welche Art der Ausführung man auch für das Attentat wählte, unter Umständen auch Unschuldige zum Opfer fielen."
Dem Juristen, dem militärischen Laien Hölper, sei diese Verkennung der technischen Gegebenheiten ebenso nachgesehen wie seinem Kollegen Weinkauff. Es bleibt aber bei der Tatsache, daß der Berufssoldat Stauffenberg das gesetzlich unzulässige Tatinstrument ausgewählt und benutzt hat. Demnach besteht beim derzeitigen Stand der Ermittlungen die Tatsache, daß er sich durch die Tötung speziell des Stenografen Berger einer schweren Straftat, eines Verbrechens schuldig gemacht hat.
Der Tod Stauffenbergs am 20. Juli hat die Justiz der Strafverfolgung des Täters enthoben. Doch stellt sich die Frage, aus welchen Gründen die an sich selbstverständlichen Ermittlungen gegen die Überlebenden seines Kreises wegen Beihilfe unterblieben sind, nachdem hierzulande wieder friedensmäßige Verhältnisse eingetreten waren. Es müßte doch im Interesse der Öffentlichkeit, vornehmlich aber im Interesse der damals Beteiligten liegen, durch eine gerichtliche Untersuchung klarzustellen, daß sie im Sinne objektiv ausgelegter Rechtsnormen von jeder Schuld freizusprechen sind!
Aus der Perspektive des nüchtern urteilenden Zeitgenossen ist der Grund für diese Passivität unschwer zu erkennen: Die Justiz hatte sich wieder einmal auf die neuen Machtverhältnisse umgestellt, so wie im November 1918, so wie im Frühjahr 1933. Es wäre töricht, eine solch offenkundige Tatsache bestreiten zu wollen. „Quod regi placet, legis habet vigorem." Auf deutsch: Neues Regime – neues Recht!
Die Anpassung der Rechtsprechung an das veränderte Klima zeigt sich in besonders krasser Weise am Schicksal der Helene Schwärzel: Sie hatte am 12. August 1944 den von der Polizei steckbrieflich gesuchten Verschwörer Carl Goerdeler identifiziert, unter den damaligen Gegebenheiten – und auch nach heutigen Begriffen – ein selbstverständlicher Akt staatsbürgerlicher Pflichterfüllung. Doch nach dem Kriege wurde sie wegen dieses Tatbestandes, der nun als Denunziation und Auslieferung eines Unschuldigen an die Gestapo galt, zu langjähriger Gefängnishaft verurteilt.
Seit dem Mai 1945 waren nämlich die Antifaschisten wieder am Drücker, und da galten andere Maßstäbe, andere Rechtsnormen.

Welcher Staatsanwalt hätte sich damals erkühnt, gegen einen Widerstandskämpfer wegen Mordverdacht oder Beihilfe zu ermitteln, weil am 20. Juli 1944 ein unbekannter Stenograf hatte „ins Gras beißen" müssen? So blieb den überlebenden Mittätern und Helfern Stauffenbergs jegliche juristische Verfolgung erspart. Die moralische Mitschuld aber steht hier nicht zur Debatte.
Auf Grund solcher Erwägungen kam es wohl auch zu folgendem Ausspruch des Professors Walter Künneth, der an der oben erwähnten Diskussion über die „Vollmacht des Gewissens" beteiligt war:
„ . . . Wenn ich recht sehe, dann scheint mir die eigentliche Verantwortung für dieses Attentat nicht er [Stauffenberg] allein zu tragen, sondern der gesamte Kreis, der dahinter steht." Muß man hieraus nicht schließen, daß der Professor Künneth den Attentäter Stauffenberg im Sinne der auch heute geltenden Strafgesetze für schuldig, wenn auch nicht allein schuldig hält?

Nachtrag:
Der Schweizer Student Maurice Bavaud war vom Volksgerichtshof im Dezember 1939 zum Tode verurteilt und zwei Jahre später hingerichtet worden, weil er versucht hatte, Hitler zu erschießen. Vierzig Jahre danach hat ein deutsches Gericht den Prozeß wieder aufgenommen und die Todesstrafe in eine Haftstrafe umgewandelt. Doch im Fall „Stauffenberg-Attentat" hat es bisher noch kein Ermittlungsverfahren gegeben. Somit bleibt wohl die Ermordung des Stenografen Berger weiterhin ungesühnt.

## DER KATHOLIK STAUFFENBERG

„Entschiedenen Halt in allem Streben aber gewährte Stauffenberg nicht zuletzt das katholische Christentum. Ohne Frömmelei erfüllte er die Pflichten, die ihm seine Kirche auferlegte." So schreibt – hier als einer von vielen genannt – Bodo Scheurig, der damit einen Beitrag leistet zur Debatte um die Gretchenfrage: „Wie hast du es mit der Religion?"

Im Grunde genommen wäre eine solche Debatte überflüssig. Da aber die Autoren des Widerstandes dieses Thema nun einmal angeschnitten haben, sollte man reinen Tisch machen und im Interesse der historischen Wahrheit untersuchen, ob das Tun und Lassen Stauffenbergs sich mit den Geboten der katholischen Kirche vereinbaren läßt.

Es bleibt zu ergründen, ob er wirklich – wie seine Sekundanten behaupten – ein guter Katholik war, ob er also auch in dieser Hinsicht einer Elite zugerechnet werden kann oder darf oder muß.

„Wir sind zwar nicht das, was man im eigentlichen Sinne gläubige Katholiken nennt. Wir gingen nur selten zur Kirche und nicht zur Beichte." Diese Aussage Berthold v. Stauffenbergs läßt sich nicht einfach mit dem Bemerken abtun, den Verhörsbeamten der Gestapo sei es weniger um die Wahrheit, sondern mehr um die Diffamierung der Stauffenbergs gegangen. Denn in gleichem Sinne berichtet auch ohne jede diffamierende Absicht Joachim Kramarz: „Stauffenberg blieb immer mit der katholischen Kirche verbunden, wenn er auch nicht die von der Kirche vorgeschriebene Form praktizierte." Damit aber ist die Aussage Berthold Stauffenbergs bestätigt; damit sind die Stauffenbergs als typische Taufschein-Katholiken charakterisiert.

Denn im Gegensatz zu weltlichen Vereinen oder politischen Parteien, die sich mit nomineller Mitgliedschaft und pünktlicher Beitragszahlung zufrieden geben, verlangt die christliche und insbesondere die katholische Kirche von ihren Gläubigen auch ständige aktive Betätigung: Sie sollen nicht nur im stillen Kämmerlein beten ; sie sollen vielmehr durch Befolgung ritueller Vorschriften in aller Öffentlichkeit demonstrieren, daß sie der „alleinseligmachenden" katholischen Kirche angehören. Diese Kulthandlungen sind nicht in das Ermessen des Gläubigen gestellt; sie sind durch konkrete, absolut bindende Vorschriften geregelt, durch die „Fünf Gebote der Kirche", die zu mißachten noch bei Lebzeiten Stauffenbergs als Todsünde galt und ewige Höllenstrafen nach sich zu ziehen drohte.

So dürfte der Beweis für oder gegen die kirchentreue Haltung Stauffenbergs nicht schwerfallen, wenn man anhand zahlreicher Bekundungen in der einschlägigen Literatur nachprüft, ob er seine religiösen Pflichten erfüllt und die Gebote der katholischen Kirche in frommer Demut befolgt hat.

Das erste dieser Gebote – „Du sollst die gebotenen Feiertage halten!" – konnte ihn, den Berufsoffizier, nicht in Konfliktsituationen bringen. Denn die Erledigung soldatischer Dienstobliegenheiten, wie etwa beim Wach- oder Streifendienst, fiel nicht unter das Feiertagsgebot.
Doch schon am zweiten Gebot scheiden sich die Geister: „Du sollst an allen Sonn- und Feiertagen andächtig die heilige Messe hören!" Seit Jahrhunderten war die Sonntagsmesse gewissermaßen das Erkennungszeichen des Katholiken, sein Prüfstein und sein Glaubensbekenntnis. Wenn am Sonntagmorgen die Glocken zum Kirchgang läuteten, dann kamen sie alle, ob arm oder reich, bei Wind und Wetter, oft stundenweit her von den entlegensten Einödhöfen. So schreibt denn auch der Historiker Franz Schnabel zu diesem Thema: „Noch immer nahmen die Honoratioren sonntags in der Kirche ihre Plätze in den alten Chorstühlen ein, und wenn der eine oder andere Herr fehlte, von dem man wußte, daß er nicht verreist war, so schickte man Kollegen oder Anverwandte hin und ließ fragen, ob er sich nicht wohl befinde."
Selbst die unflätigsten Lümmel getrauten sich nicht, daheim oder in der Kneipe zu bleiben; fügsam gingen sie mit den anderen zur Kirche, sei es auch nur, um ganz im Hintergrund nahe der Tür stehenzubleiben und sich lange vor dem „Ite missa est" wieder hinauszudrängeln. In der Anonymität der Großstädte wirkte die Sonntagspflicht allerdings wie ein Filter: Während die wahrhaft Gläubigen in den Kirchen mit Gebet und Gesang das Meßopfer feierten, verschliefen die Taufschein-Kaholiken den halben Vormittag und gingen dann zum Frühschoppen oder ins Kasino.
Den Soldaten der Reichswehr und später der Wehrmacht wurde der Kirchgang am Sonntag nicht nur erlaubt, sondern sogar, wenn auch nur hin und wieder, zur Pflicht gemacht.
Und Stauffenberg? Ist er an jedem dienstfreien Sonntag zur Messe gegangen, um das strikte Gebot der Kirche zu befolgen, um seine katholische Überzeugung öffentlich zu bekennen? Eine klare Frage, deren ebenso klare Beantwortung seinen Angehörigen eigentlich nicht schwerfallen kann; vermutlich hat man sie nicht danach gefragt. Biographen und Chronisten schweigen. Wissen sie nichts Positives auszusagen? Christian Müller berichtet zwar, „daß Stauffenberg in späteren Jahren in voller Uniform mit seinen Kindern zur Kirche

ging", läßt aber offen, ob dies regelmäßig oder nur gelegentlich geschah. Bis zum Beweis des Gegenteils ist deshalb anzunehmen, daß er nicht jeden Sonntag die Messe besucht hat.
Weniger auffällig wirkt sich das dritte, das Fastengebot aus. Den Gegebenheiten des Industriezeitalters Rechnung tragend, hatte der Papst die Katholiken weitgehend vom rituellen Fasten dispensiert. Seine Forderung nach freiwilligen Ersatzhandlungen aber fand bei überzeugten Gläubigen gehorsame Resonanz: Verzicht auf Alkohol und Nikotin während der Fastenzeit; Geldspenden als Fastenopfer; Teilnahme an Sondergottesdiensten („Kreuzwegandacht"); Vermeidung lauter Geselligkeit (Tanzveranstaltungen, Kegelabende, aufwendige Familienfeste).
Selbst viele der noch nicht zum Fasten verpflichteten Kinder wollten nicht zurückstehen und legten geschenkte Süßigkeiten bis Ostern zurück. In den meisten Familien wurde von Aschermittwoch bis Karsamstag Abend für Abend gemeinsam der Rosenkranz gebetet – kurzum, das Fastengebot wurde von überzeugten Katholiken sehr ernst genommen. Trifft das auch auf den Katholiken Stauffenberg zu? Warum berichten seine Biographen nichts dergleichen, obwohl sie doch die Debatte selbst eröffnet haben? Hier wäre doch Gelegenheit, sein religiöses Engagement nachzuweisen! Schon eine einzige, am Karfreitag nicht gerauchte Zigarette würde überzeugender wirken als alle Worte.
Die beiden nächsten Kirchengebote sind prinzipieller Art. Sie lassen keine Auslegungen und keine Ausnahmen zu. Sie verpflichten jeden Katholiken, wenigstens einmal im Jahre zu beichten sowie einmal im Jahre zu kommunizieren, und zwar „zur österlichen Zeit". So kam es in den letzten Tagen dieser Frist manchmal zu Gedränge und Stauungen vor den Beichtstühlen, weil laue Christen das peinliche Sündenbekenntnis so lange wie möglich hinauszögerten, auf keinen Fall aber den Schlußtermin, den Sonntag „Rogate" versäumen wollten. Denn nach der Lehre eifernder Priester führte das Unterlassen der Osterkommunion automatisch zum Ausschluß aus der Kirche, zum Kirchenbann! Es steht fest, daß Stauffenberg diese beiden bedeutsamen Kirchengebote jahrelang nicht befolgt hat.
Im Spiegel der hier erörterten fünf Gebote der Kirche erscheint Stauffenberg keineswegs als vorbildlicher Katholik, eher schon als der

Prototyp des Katholiken, wie er nicht sein soll. Wenn er aber, wie behauptet wird, zur Verteidigung religiöser Grundwerte gegen Hitler angetreten ist, dann trifft auf ihn zu, was Georg Christoph Lichtenberg vor 200 Jahren ironisch feststellte: „Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gerne für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?"

Nun einmal abgesehen von der spezifisch katholischen Variante: Wie steht es mit den Forderungen und Verboten der allgemein christlichen Glaubenslehre? Es erübrigt sich wohl, jedes einzelne der Zehn Gebote dem Verhalten Stauffenbergs gegenüberzustellen. Man darf ohnehin voraussetzen, daß er weder Meineide geleistet, noch gestohlen, noch Ehebruch begangen hat. Allein das Fünfte Gebot – „Du sollst nicht töten!" – läßt sich nicht so summarisch erledigen. Denn Stauffenberg hat getötet, wenn auch nicht Hitler, so doch außer mehreren Offizieren seines Stabes den völlig unbeteiligten Stenografen Dr. Berger. Gibt es für diese Tat eine theologische, mit christlicher Moral zu vereinbarende Rechtfertigung?

„Cui finis est licitus, etiam media sunt licita" (volkstümlich übersetzt: „Der Zweck heiligt die Mittel"), schrieb im Jahre 1650 der Jesuitenpater und Moraltheologe Hermann Busembaum. Mit Entrüstung verwahrte sich seit jeher die katholische Kirche gegen die Unterstellung, sie habe diese These und damit auch den politischen Mord grundsätzlich gebilligt. Daher konnte der Katholik nicht daran zweifeln, daß seine Kirche den Tyrannenmord verurteilte.

Doch die Verteidiger Stauffenbergs wollen dieses eindeutige Verdikt nicht akzeptieren. Sie wollen ihrem Klienten die kirchliche Absolution verschaffen und bedienen sich hierzu der Mithilfe des ehemaligen Bischofs von Berlin, des Kardinals Graf Preysing.

Wie einige Autoren berichten, schrieb dieser nach dem Kriege „der Mutter Stauffenbergs, daß er ihm [anläßlich einer Begegnung im Frühjahr 1944] zwar den Segen der Kirche nicht habe erteilen können, ihm seinen eigenen priesterlichen Segen jedoch nicht vorenthalten habe". Diese Textstelle, offensichtlich zur Rechtfertigung des Attentats und zur Entlastung des Attentäters mehrfach im Schrifttum zitiert, hat bisher keine kritische Erörterung ausgelöst, höchst erstaunlich in Anbetracht der hier zutage tretenden Zwiespältigkeit. Hätte Preysing den Segen der Kirche gar nicht erwähnt, dann wäre alles klar

gewesen: Wie das bei katholischen Geistlichen nun mal Brauch ist, erteilte er zum Abschluß der Audienz dem Besucher seinen priesterlichen Segen. Wenn es aber üblich wäre, bei solchen Anlässen auch den offiziellen Segen der Kirche zu spenden, dann muß es damals einen triftigen Grund gegen die Segenserteilung gegeben haben.
Hatte der Bischof etwa Bedenken, dieses kostbare Gnadenmittel an ein Vorhaben zu verschwenden, das nach der Lehrmeinung seiner Kirche als verwerflich, als Todsünde galt? Dann mußte er vom Vorhaben Stauffenbergs gewußt haben; dann wäre er als katholischer Priester verpflichtet gewesen, diesen – wenn auch politisch motivierten – Mord zu verhindern, statt dem potentiellen Mörder auch noch seinen privaten Priestersegen mitzugeben, oder, wie es in der Bibel heißt, „Perlen vor die Säue zu werfen"!
Und wenn er über diese Pläne seines Besuchers gar nicht informiert gewesen wäre? Laut Christian Müller „sprach er (nämlich Stauffenberg während der Audienz; d. Verf.) mit keinem Wort von einem bevorstehenden Staatsstreich oder Attentat, geschweige denn, daß er auch nur andeutend die seelsorgerische Billigung einer solchen Tat zu erwirken suchte". Unter diesen Umständen aber ergäbe die Vorenthaltung des Kirchensegens erst recht keinen Sinn.
Enthält das Schreiben Preysings etwa noch einige bisher unbekannte Äußerungen, die zur Klärung der Segensfrage beitragen könnten? Nun, der kritische Zeitgenosse urteilt selbstverständlich nach den ihm präsenten Indizien, und diese lassen den erlauchten Schreiber zunächst einmal als Opportunisten erscheinen. Zwecks Restitution seines guten Rufes sollte man baldigst alle eventuell vorliegenden entlasteten Passagen des Orginaltextes der Öffentlichkeit zur Information anbieten, ohne erst noch ein dahin gehendes Ersuchen abzuwarten.
Wie aber auch immer der Inhalt des Briefes lauten mag – auf die theologische Beurteilung des politischen Mordes kann er sich nicht auswirken, da die Privatansicht eines Klerikers, sei er Kaplan oder Kardinal, von mündigen Katholiken nicht als Dogma respektiert zu werden braucht.
Man denke nur an Papst Alexander VI. und seinen Sohn, den zeitweiligen Kardinal Cesare Borgia! Es stünde schlecht um den katholischen Glauben, wenn derart unwürdige Repräsentanten mit ihrer Moralauffassung Schule gemacht hätten.

Gerade die Geschichte der Päpste läßt erkennen, daß auch der höchste priesterliche Rang nicht immer für die richtige Einsicht garantiert. Man darf also – zumindest in Fragen der Politik – dem Seelenhirten nicht blindlings vertrauen. Der Christ, im vorliegenden Fall der Katholik, muß vielmehr nach den im Katechismus festgeschriebenen Grundsätzen der katholischen Glaubenslehre entscheiden, ob ein politischer Mord erlaubt und gerechtfertigt ist.

Anscheinend gab es in dieser Hinsicht unter den Verschwörern widersprüchliche Auffassungen. Der Oberleutnant v. Haeften, so berichtet Joachim Kramarz, „versagte sich dem Attentat aus religiösen Gründen"; er wollte es nicht persönlich ausführen. Sein bemerkenswert elastisches Gewissen erlaubte es ihm aber, einem Kameraden beim Tyrannenmord zu assistieren!

Stauffenberg hingegen vertrat dem gleichen Autor zufolge die These, „daß die katholische Überlieferung in der Beantwortung dieser Frage großzügiger sei als die evangelische". Noch weiter geht er in einer Äußerung, die sein Gesinnungsfreund Axel v. d. Bussche publiziert: „Natürlich haben wir Katholiken eine andere Einstellung dazu, weil es in der katholischen Kirche eine Art stillschweigender Übereinkunft gibt, daß unter gewissen Umständen ein politischer Mord gerechtfertigt werden kann."

Dem einfältig-frommen Allerweltskatholiken war und ist von einer solchen Übereinkunft nichts bekannt. Doch läßt sich nicht mit Sicherheit ausschließen, daß man in gewissen Kreisen – etwa unter Grafen und Kardinälen – das Fünfte Gebot von Fall zu Fall unterschiedlich auslegt; daß da hinter vorgehaltener Hand augenzwinkernd getuschelt wird: „Necate Ducem! Deus vult!" Mit anderen Worten: „Bringt Hitler um! Das wäre ein gottgefälliges Werk!"

In diesem Sinne zitieren einige Autoren den klassischen Moraltheologen Thomas v. Aquin: „Quando non est recursus ad superiorem ... tunc enim qui ad liberationem patriae tyrannum occidit laudatur." Seit fünfhundert Jahren steht es so geschrieben in der „Summa theologica", die – dem Theologen als Pflichtlektüre verordnet – dem katholischen Laien ein vager Begriff geblieben ist. Kein Kanzelredner der NS-Zeit hat gewagt, diese These öffentlich und in deutscher Übersetzung zu verkünden: „Wenn von höherer Stelle keine Hilfe zu erwarten ist, dann wird der gelobt, der zur Rettung des Vaterlandes den Tyrannen tötet."

Unter Hinweis auf eine Textstelle aus Fitz Gibbons „Shirt of Nessus" bemühen sich auch Fraenkel und Manvell um die theologische Rechtfertigung des Attentats. Demzufolge „hat Kardinal Graf Preysing, als Stauffenberg ihm seine Absicht mitteilte, geantwortet, daß er sich nicht berechtigt fühle, ihn aus theologischen Gründen von seinem Vorhaben abzuhalten"! Hier aber handelt es sich offensichtlich um eine tendenziös entstellte Wiedergabe der Aussage Preysings, der doch – siehe oben! – eine solche Anfrage Stauffenbergs nachdrücklich abstreitet.

Angesichts solcher Unklarheiten in Sachen Tyrannenmord sei darauf hingewiesen, daß damals, zu Lebzeiten Stauffenbergs, die katholischen Abiturienten humanistischer Gymnasien mit eindeutigen Informationen bezüglich Auslegung des Fünften Gebotes ins Leben entlassen wurden. Die Religionslehrer waren befähigt und auch bereit, die oftmals recht spitzfindigen Fragen der Primaner klar und konkret zu beantworten. Da schälte sich nach heißen Debatten die Erkenntnis heraus, daß der katholische Christ niemals in voller Absicht einen Menschen töten dürfe, es sei denn zwecks Vollstreckung legaler Todesurteile. Straffreiheit in theologischem Sinne konnte demnach nur der Henker, der amtlich bestallte Scharfrichter, erwarten und beanspruchen.

Wie aber steht es mit den Pflichten des Soldaten im Kriege? Auch diese Frage beantwortete ein Moraltheologe, der vier Jahre lang als Feldgeistlicher unter Soldaten gelebt und die Realitäten des Krieges kennengelernt hatte: Der Soldat darf und muß im Kampfe von seinen Waffen Gebrauch machen, um den Gegner kampfunfähig zu machen, nicht aber mit dem Vorsatz, ihn zu töten. Wenn er dem Feind eine Kugel in den Kopf schießt, dann hat er Leben oder Tod des Getroffenen der Allmacht Gottes anheimzustellen; er darf also töten, aber nicht töten wollen!

Diese Formel ist gar nicht so weltfremd und abstrakt, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag: Unbestreitbar gilt die Torpedierung, die Versenkung von Kriegsschiffen als legale, völkerrechtlich und theologisch sanktionierte Kriegshandlung, auch wenn hierbei die Besatzungen ums Leben kommen. Es wäre jedoch gemeiner Mord, die nach dem Untergang ihres Schiffes im Wasser treibenden Überlebenden abzuschießen oder auch nur ihrem Schicksal zu überlassen.

In gleicher Weise ist auch das Notwehrrecht auszulegen: Der Mensch darf sich bei lebensgefährlicher Bedrohung mit allen verfügbaren Mitteln zur Wehr setzen. Er braucht auf das Leben des Angreifers keine Rücksicht zu nehmen. Er darf dessen Tod zwar verursachen, jedoch nicht vorsätzlich herbeiführen. Gerade d a s aber war die volle Absicht Stauffenbergs bei der Planung und Ausführung des Attentats. Er wollte Hitler nicht „kampfunfähig" machen, er wollte ihn töten! Hierzu schreibt Christian Müller: „Der Staatsstreichplan konnte nur realisiert werden, wenn Hitler tot war." Peter Hoffmann zitiert Stauffenbergs Ausspruch vom 4. 7. 1944: „Es bleibt also nichts übrig, als ihn umzubringen." Und Bodo Scheurig: „Von Hitlers Tod waren die Phasen des Aufstandes abhängig gemacht." Schließlich noch Joachim Kramarz: „. . . daß ein Staatsstreich gegen Hitler, sollte er am Leben sein, wenig Erfolg versprach."

Es bedarf wohl keiner weiteren Hinweise, um klar erkennen zu lassen, daß Stauffenberg die feste Absicht hatte, Hitler und mit ihm auch die bei der Lagebesprechung anwesenden Offiziere durch die Detonation seiner Bombe zu töten. Eine solche Tat aber war mit den Grundsätzen des Christentums und insbesondere der katholischen Kirche nicht vereinbar.

Bei dieser Schlußfolgerung wird angesichts des Totalitätsanspruches der katholischen Kirche und ihres straffen Zentralismus unterstellt, daß die oben dargelegte Definition des Tötungsrechtes nicht nur für eine einzige Diözese, sondern für die ganze katholische Welt als Norm galt; daß also dem Katholiken in Stuttgart oder Lautlingen nicht erlaubt sein konnte, was in Köln oder Königsberg verboten war. Von einer theologisch begründeten Rechtfertigung des Tyrannenmordes bleibt unter dieser Prämisse nichts übrig.

Im Gegenteil! Der überzeugte, glaubenstreue Katholik durfte Hitler nicht töten, unter gar keinen Umständen. Wenn Thomas v. Aquin eine andere Ansicht zugeschrieben wird – die Sachverständigen sind sich in der Deutung seines oben zitierten und unverbindlich übersetzten Ausspruches nicht ganz einig –, dann handelt es sich um eine private Interpretation des Fünften Gebotes, nicht aber um ein Dogma.

Doch nicht nur der Tyrannenmord, sondern auch der Putsch, der Staatsstreich, erfüllt nach der christlichen Glaubenslehre den Tatbestand einer gottlosen, verwerflichen Handlung. „Seid untertan der

Obrigkeit. Denn jede Obrigkeit ist von Gott", schreibt Paulus im vielzitierten Römerbrief. Diese Forderung des Völkerapostels hat fundamentalen, absolut verbindlichen Charakter für alle Christen, die an Gottes Allmacht und Allwissenheit glauben. Wenn auch das Gottesgnadentum der Potentaten im 20. Jahrhundert einen argen Stoß erlitten hat, so bleibt der Inhaber der Regierungsgewalt immer noch der irdische Vollstrecker des göttlichen Willens. So bleibt es immer noch unbestreitbare, gottgewollte Christenpflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, im großen wie im kleinen.

Noch Anfang der zwanziger Jahre wurde im Religionsunterricht sogar die Frage gestellt – und positiv beantwortet –, ob das Radfahren bei Nacht ohne vorgeschriebene Beleuchtung etwa auch eine beichtpflichtige Sünde sei! Die gleiche Frage zum damals aktuellen Kapp-Putsch zu stellen erübrigte sich, da nicht der geringste Zweifel bestand, daß es sich hierbei um eine Todsünde handelte.

Dem Zeitgeist entsprechend bemühen sich nun manche Theologen um den Nachweis, daß das NS-Regime keine Obrigkeit im Sinne des Römerbriefes gewesen sei. Und wiederum berufen sie sich auf Thomas v. Aquin: „Eine Gewalt, die gegen die Gesetze Gottes verstößt, ist nicht von Gott." Es sei dahingestellt, ob diese windschlüpfige Sophistik von der Kirche als verbindliche Lehrmeinung reklamiert wird. Wie aber soll der schlichte Bürger christlichen Glaubens feststellen, ob „eine Gewalt gegen die Gesetze Gottes verstößt"?

Waren nicht die römischen Kaiser zur Zeit des Urchristentums als gottgefällige Obrigkeit anzuerkennen, trotz Christenverfolgungen und Schandtaten aller Art? Haben damals die Christen an Rebellion oder gar Tyrannenmord auch nur gedacht? Waren nicht gerade die christlichen Legionäre die zuverlässigsten Leibwächter der christenfeindlichen Imperatoren? Wenn aber die Greueltaten eines Nero, eines Decius, eines Diokletian den damaligen Christen nicht als Verstöße gegen die Gesetze Gottes erschienen – nach welchen Maßstäben soll da der Christ der NS-Zeit entscheiden, ob das Maß Hitlers nun so voll ist, daß er keinen Gehorsam mehr beanspruchen kann oder daß seine Ermordung gerechtfertigt erscheint, daß „das Attentat dem Liebesgebot Jesu entspricht", wie sich der Theologe Gerstenmaier als Sachverständiger ausdrückt?

War etwa der Polenkrieg 1939 ein Verstoß gegen die Gesetze Gottes?

Keineswegs! Andernfalls hätte die Kirche, hätte der Papst, hätten die deutschen Kardinäle doch wohl nicht gezögert, die Katholiken von ihrer Gehorsamspflicht gegen Hitler zu entbinden. Wann also haben die echten, die anrechenbaren Verstöße gegen Gottes Gesetze begonnen? Wann und aus welchem Anlaß hat die Kirche gerufen: „Bis hierher und nicht weiter!"?

Der Moraltheologe Professor Dr. Angermaier macht sich die Antwort auf diese Frage etwas zu leicht, wenn er behauptet, die Kirche habe während der Herrschaft Hitlers „jederzeit tapfer verkündet", daß niemand einer Obrigkeit, „die nicht mehr Gottes Dienerin" sei, gehorchen dürfe. Weder Angermaier noch der Papst haben damals den Katholiken in Deutschland klipp und klar gesagt: „Ihr dürft eurem Führer nicht mehr gehorchen."

Nicht immer begnügten sich die Päpste mit verschlüsselten, vagen Andeutungen. Einige Nachfolger Petri scheuten nicht davor zurück, die Missetaten mächtiger Kaiser und Könige mit Kirchenbann und Interdikt vor aller Welt anzuprangern; auch auf die Gefahr hin, von den Gebannten verfolgt zu werden wie Papst Gregor im Investiturstreit mit dem deutschen Kaiser Heinrich; sogar auf die Gefahr hin, daß ein ganzes Volk sich von Rom lossagte, wie England unter Heinrich VIII. Und im Kulturkampf vor hundert Jahren hatte Papst Pius IX. die deutschen Katholiken öffentlich zum Ungehorsam gegen die Staatsgesetze aufgefordert und den Reichskanzler Bismarck als „modernen Attila" bezeichnet.

Im Vergleich mit solchen Vorgängen schneiden die Päpste der Hitlerzeit nicht besonders gut ab. Doch der unentwegte Angermaier tritt die Flucht nach vorn an und dreht den Spieß um: „Wer sich anmaßt, der Kirche vorzuwerfen, sie habe damals feige geschwiegen, beweist damit nur, daß er in jenen Jahren nicht auf die Kirche hörte."

Ein starkes Wort! Doch der Vorwurf der Anmaßung fällt auf den so leichtfertig urteilenden Zensor zurück, der nicht zu wissen scheint, wie intensiv damals mancher Katholik in echter Gewissensnot mit Priestern seiner Kirche diskutiert hat in der – vergeblichen – Hoffnung, eine verbindliche Aussage zu hören. Nicht jeder hatte freilich Gelegenheit, einen Kardinal zu Rate zu ziehen, und wenn doch, so wäre er wohl genau wie Stauffenberg mit Halbheiten abgespeist worden. „Offiziell kann die Kirche nicht zustimmen. Aber

als Privatmann habe ich gegen Attentat und Umsturz nichts einzuwenden."
Statt also Millionen deutscher Katholiken in unangebrachter Dreistigkeit zu verunglimpfen, hätte Angermaier versuchen sollen, konkrete Beispiele für das tapfere Verkünden der Kirche ausfindig zu machen.
Es wäre allerdings ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen, zumal gerade die tatsächlichen Aktionen einzelner Kleriker erkennen lassen, daß die Kirche versäumt hat, diese Beispiele tapferen Verkündens auch ihrerseits in aller Öffentlichkeit zu verkünden. Beispiel: Die weitaus meisten Deutschen erfuhren erst nach dem Kriege, daß der Bischof Graf Galen so mutig und erfolgreich gegen die Tötung Geisteskranker, gegen die Euthanasie, interveniert hatte.
Trotz aller Aussichtslosigkeit unternimmt der Autor Kurt Zentner einen Entlastungsversuch für die Kirche und zitiert Auszüge aus der päpstlichen Enzyklika „Mit brennender Sorge" vom 19. März 1937. Es liegt nicht nur an der unzureichenden Leistung des Übersetzers, wenn man da unter salbungsvollem Schwulst nur versteckte Andeutungen findet: „Wer in pantheistischer Verschwommenheit Gott mit dem Weltall gleichsetzt, Gott in der Welt verweltlicht und die Welt in Gott vergöttlicht, gehört nicht zu den Gottgläubigen." Was soll dieses Wortgeklingel? Anscheinend will Pius XI. zum Ausdruck bringen, Hitler gehöre nicht zu den Gottgläubigen. Na und? Muß der deutsche Katholik ihm nicht dennoch gehorchen, da doch jede Obrigkeit von Gott kommt? Auf diese Frage aber gibt weder der elfte noch der zwölfte Pius eine Antwort. In diesem Sinne hat Rolf Hochhuth also doch recht, wenn er behauptet, der Papst habe geschwiegen.
Auch der ungarische Historiker Jenö Levai startet mit seiner Dokumentation „Geheime Reichssache" eine vehemente Attacke zugunsten des Papstes, beweist dann aber genau das, was er widerlegen wollte. Da publiziert er folgenden Ausspruch des Papstes Pius XII.: „Ich habe mehrere Male daran gedacht, den Nazismus mit dem Bannstrahl der Exkommunikation zu belegen, um vor der zivilisierten Welt die Bestialität der Judenausrottung anzuprangern. Doch nach vielen Tränen und vielen Gebeten bin ich zu dem Schluß gelangt, daß ein Protest nicht nur niemandem helfen, sondern das Vorgehen gegen die Juden noch verschlimmern würde." Wie kann ein Historiker

angesichts dieses Eingeständnisses noch behaupten, der Stellvertreter Christi habe nicht geschwiegen?
Er hat geschwiegen und – wie der ungarische Fürstprimas Seredi erbittert feststellt – „das diplomatische Verhältnis mit der deutschen Regierung weiter aufrechterhalten". Der deutsche Katholik war mithin nicht von seiner Gehorsamspflicht entbunden und durfte sich nicht an einer Verschwörung gegen die vom Papst anerkannte Obrigkeit, gegen Hitler und sein Regime, beteiligen.
Auf keinen Fall? Nun, die Grenzen der Gehorsamspflicht sind durch ein markantes Bibelwort abgesteckt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", heißt es im Evangelium von der Zinsmünze. Hier wird erkennbar, daß es zum Konflikt kommt, wenn der Kaiser fordert, was Gottes ist. In solchen Fällen muß der Christ der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam verweigern. Das ist der Widerstand, den die Kirche nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich fordert. Es ist ein passiver Widerstand. Doch nirgendwo in der Bibel oder in den Dogmen der katholischen Kirche zeigt sich auch nur die Spur einer Rechtfertigung aktiver Widerstandshandlungen, des Staatsstreichs oder gar des Tyrannenmordes. Mit dieser Feststellung haben sich die Verkünder und Verfechter des Widerstandsrechtes abzufinden, sofern sie ehrlich und konsequent auf dem Boden des Christentums stehen.
Im Endeffekt führt diese unvermeidbar weitläufige Erörterung christlicher Prinzipien zu der Erkenntnis, daß es dem Rufe Stauffenbergs dienlicher gewesen wäre, sein religiöses Engagement nicht in die politische Debatte einzubeziehen. Dann hätte es sich erübrigt, auf die Tatsache hinzuweisen, daß er nach damaligen Begriffen durchaus kein vorbildlicher Sohn seiner Kirche gewesen ist. Mit dem aus der Sicht des Katholiken wichtigsten Aspekt, mit dem Seelenheil eines Menschen, der kurz vor seinem Tode vier Tötungsdelike begangen hat, mögen sich die hierfür zuständigen Moraltheologen befassen.

Vorweg ein Zitat aus Christian Müllers Stauffenberg-Biographie: „In dieser Elite (gemeint sind hier die Offiziere der Fronde; d. Verf.) gab es den ... Unterschied zwischen dem ... sich apolitisch verhaltenden ... Offizierstypus und jenem der politisch verantwortungsbewußten ... politisch handelnden und an der politischen Diskussion sich beteiligenden Offiziere ... Prägnanteste Inkarnation des sehr raren zweiten Typus war Stauffenberg selbst."

Eine fast sakral klingende Hymne.

Realistischer und nüchterner beurteilt Schlabrendorff die der Fronde angehörenden Soldaten: „Eine der Hauptstärken des deutschen Offiziers war seine militärische Einseitigkeit ... Aber in dieser Stärke lag auch seine Schwäche. Denn die militärische Einseitigkeit machte ihn urteilslos in allen nichtmilitärischen Fragen, besonders in allen politischen Erwägungen." Ist Schlabrendorff, dieser Jurist in Offiziersuniform, für die Beurteilung des deutschen Offiziers kompetent?

Der Fachmann Goerdeler, begreiflicherweise über die politischen Ambitionen des Dilettanten Stauffenberg verärgert, wird noch deutlicher: Er beklagt sich in seinen Denkschriften über diesen „Querkopf, ... der auch Politik machen wollte".

Im Prinzip vertritt Peter Hoffmann die gleiche Meinung: „Aber Stauffenberg war schließlich nicht politisch erfahren, seine Ansichten waren vage; mit gutem Willen und Idealismus allein kann man in der Politik nur Unheil anrichten."

„Kaum einer der feldgrauen Verschwörer ... hegte politischen Ehrgeiz ... Auch er [Stauffenberg] war kein Politiker." So lautet die konkrete Feststellung Bodo Scheurigs.

Doch Stauffenberg selbst schätzt seine diesbezüglichen Fähigkeiten höher ein. Er, der Berufssoldat, der die Politik nur aus den Werken Stefan Georges, aus Zeitungsmeldungen und aus dem Rundfunk kannte, beanspruchte nicht nur „Teilhabe an der politischen Entscheidung" im Kollegium seiner Mitverschwörer, er beanspruchte sogar die „politische Federführung"! Er deklarierte den sechzig Jahre alten präsumtiven Reichskanzler Goerdeler als „Urheber einer Revolution von Greisen", scheute sich aber nicht, dessen internationale Verbin-

dungen auszunutzen, um selbst als Repräsentant der künftigen deutschen Regierung aufzutreten.
„Ich muß wissen", verkündete er in der Attitüde des großen Staatsmannes, „wie sich England und die USA benehmen, wenn sich Deutschland zur Aufnahme kurzfristiger Verhandlungen genötigt sehen sollte." Er dachte dabei an Kontakte mit Churchill; und mit Eisenhower wollte er gar, wie Christian Müller ein halbes dutzendmal repetiert, „von Heerführer zu Heerführer verhandeln".
Ausgerechnet mit Eisenhower, dem die traditionelle Ritterlichkeit und die Großmut des Siegers unbekannte Begriffe waren, der den mit seinen Truppen in Gefangenschaft geratenen Oberbefehlshaber des Afrikakorps, Generaloberst v. Arnim, keines Wortes gewürdigt hatte: „Die Vernehmung Kriegsgefangener ist Sache des Ic." Den selbsternannten „Heerführer" Stauffenberg hätte er wohl gar nicht zur Kenntnis genommen. Eine Probe aufs Exempel hat es nicht gegeben; die Heerführer-Konferenz kam nicht zustande.
Auch der Kontakt mit Churchill stand noch in weitem Felde. Immerhin war Trott zu Solz im Auftrage Stauffenbergs schon mal nach Schweden gereist. Resultat: Die Feindseite wollte sich auf keinerlei Verhandlungen oder gar Zusagen einlassen; es bestand nicht die geringste Aussicht, an der bedingungslosen Kapitulation vorbeizukommen.
In weltfremder Ahnungslosigkeit beharrte der „einseitig militärisch" ausgerichtete Amateurpolitiker laut Kramarz auf der Illusion, „England könne sich eine Auslieferung Europas an die Sowjets einfach nicht leisten ... (und) müßte infolge des bedrohlichen Machtzuwachses der Sowjetunion versöhnlich gestimmt sein". Prinzipiell entsprach diese Schlußfolgerung wohl den normalen Denkgesetzen, die dann auch nach dem Kriege in vollem Umfang bestätigt worden sind. Doch damals, angesichts des nicht mehr zweifelhaften Sieges, ließen sich Roosevelt und Churchill nicht mehr von Vernunft, sondern von Emotionen leiten: In missionarischem Fanatismus wollten sie den Kreuzzug gegen Hitler und seine Deutschen ohne Mithilfe deutscher Handlanger zum glorreichen Ende führen. Das hatten sie den Sendboten der Fronde immer wieder ausrichten lassen, mal über Allen Welsh Dulles dem Vizekonsul Gisevius, mal über Bischof Bell dem Pastor Bonhoeffer.

Im Hinblick auf die unerschütterliche Front der Feindmächte, deren ideologische Verhärtung durch die ergebnislose Schwedenreise seines Bruders Berthold im Winter 1943/44 bestätigt wurde, blieb dem Debütanten Stauffenberg nichts weiter übrig, als die außenpolitische Entwicklung schicksalsergeben abzuwarten; auf diesem Gebiet waren vorerst keine Erfolge vorstellbar.

Mit desto größerem Eifer verlegte er sich daher auf die Innenpolitik und – man verzeihe die saloppe, aber treffende Formulierung – legte die alte Kreisauer Platte auf: „Was kommt nach Hitler?" Für viele der Frondeure bedeutete das nur die Fortsetzung der bisherigen Diskussion („im luftleeren Raum", definiert Christian Müller); „man" traf sich eben wie bisher im „Verschwörerkränzchen" und „erleichterte sich das Herz über die bösen Zeiten". (Kein geringerer als Stauffenberg hat diese nicht minder saloppe Definition geprägt.) Warum auch nicht? Der emeritierte Diplomat Ulrich v. Hassell hatte nichts zu versäumen; der Oberregierungsrat Yorck konnte über seine Mußestunden frei verfügen; auch Moltke war als Rechtsberater der Abwehr nicht an starre Dienstpläne gebunden, ganz zu schweigen von allen freiberuflich Tätigen, die dem Verschwörerkreis angehörten.

Dagegen war die Freizeit Stauffenbergs knapp bemessen. Peter Hoffmann berichtet, zugunsten der Widerständler tendenziös übertreibend: „Die militärischen Verschwörer waren mehr als vollbeschäftigt . . . Die Umsturzpläne konnten sie nur in kurzen, minutenlangen Augenblicken oder in der Zeit, die sie . . . zur Erholung und zum Schlaf gebraucht hätten, mehr oder minder hastig besprechen und vorantreiben." Diese kostbaren minutenlangen Augenblicke aber vergeudete Stauffenberg unbegreiflicherweise für seine Profilierung als Politiker!

Doch für diese Absurdität hält Christian Müller eine Erklärung bereit: „. . . weil das Attentat bis anhin nicht hatte realisiert werden können, fand er Zeit, sich auch in die politischen Erörterungen der Konspiration einzuschalten". (Der beflissene Autor verschweigt, aus welchem Grunde Stauffenberg diese „gefundene" Zeit nicht zur besseren Vorbereitung des Attentates ausgenutzt hat.) Im Bewußtsein der „besonderen Verantwortung des Generalstabsoffiziers, nicht jedes subalternen Truppenführers" – was soll diese überhebliche Gegenüberstellung? – beteiligte er sich an den dialektischen Vorbereitungen

für den „Tag danach". Denn das war der Pol, um den sich schon seit Jahren die Gedanken der Kreisauer drehten.
An Stoff bestand kein Mangel: Wer sollte künftig der Erste Mann im Staate sein, als Präsident, als Reichsverweser, quasi als Ersatz-Kaiser? Wer sollte als Kanzler, Minister, Staatssekretär fungieren? Es waren ja so viele Ämter zu besetzen, so viele Posten zu vergeben! Mit leidenschaftlichem Engagement und erbitterter Rivalität kämpfte man nicht nur um Namen und Personen, sondern auch um das Programm der neuen Regierung: Weimar durfte nicht wiedererstehen; konservativ wollten die einen und progressiv wollten die anderen regieren; die künftige Rolle der Kirchen und der Gewerkschaften, das Wahlrecht, das Schulwesen, das Elternrecht – eine Fülle von Themen, zugleich aber auch von hochbrisantem Konfliktstoff . . .
Und nun trat auch noch dieser Graf Stauffenberg auf und meldete seine Forderungen an, um „in überheblichem Eigensinn" – so Christian Müller – seine unausgegorenen politischen Ideen durchzusetzen, nicht gerade zur reinen Freude der altgedienten Frondeure. Sie trauten diesem „Offizier, der auch Politik machen wollte", nicht viel zu; sie blieben reserviert, zumal er sich ihrer Meinung nach so wenig konkret ausdrückte, „daß seine wahre politische Absicht nicht zu erkennen" war.
Naturgemäß blieb seine Aktivität auf diesem Gebiet ohne greifbares Ergebnis; nicht einmal sein Versuch, statt Goerdelers den Gewerkschaftler Julius Leber als Kanzlerkandidaten zu lancieren, fand hinreichende Resonanz. So erscheint seine politische Tätigkeit im nachhinein als reine Zeitverschwendung.
Doch unbeeindruckt von rationalen Erwägungen hält Stauffenberg an seinen Zielen fest; er fühlt sich befähigt, die Funktionen des Geschäftsführers, des Attentäters und des Politikers in Personalunion wahrzunehmen – neben seinen dienstlichen Pflichten als Generalstabsoffizier in exponierter Position!
Die nächstliegende Erklärung für diese Ämterhäufung, für diese Hans-Dampf-Psychose, erscheint auch als die glaubwürdigste: sein stark ausgeprägtes Geltungsbedürfnis. „Seit früher Jugend hatte er das Gefühl der Bestimmung zu etwas Außerordentlichem", berichtet Peter Hoffmann. Gerhard Ritter entdeckt „ein Stück dämonischen Machtwillens". Und Christian Müller verweist immer wieder auf

Stauffenbergs Überzeugung, einer Elite anzugehören. Manche seiner Bekannten aber „bemerkten an Stauffenberg nach seiner Verwundung einen verzehrenden Tatendrang, den einige auch für Ehrgeiz hielten." Auf Grund dieser Mentalität – gemeinhin: Großmannssucht – ließ er dann wesentliche Generalstabsprinzipien außer acht, vor allem den Grundsatz der Konzentration auf ein Ziel.
Die Folgen solch dilettantischer Kräftezersplitterung konnten nicht ausbleiben: Auch als Politiker hat Stauffenberg versagt.

## ERGEBNIS DER BEWEISAUFNAHME

Urteil eines Frontsoldaten über Stauffenberg:
„Wenn ein deutscher Offizier schon meint, seinen Obersten Befehlshaber umbringen zu müssen, dann soll er das mit der Pistole erledigen, statt ihm eine Bombe unter den Tisch zu schieben und sich aus dem Staube zu machen."
So äußerte sich mein Divisionskommandeur am 22. Juli 1944 im Kreise seiner Offiziere zum Attentat Stauffenbergs.
Ich war damals – wie meine Kameraden – der gleichen Ansicht.
Ich habe mich inzwischen eingehend mit der Widerstandsliteratur befaßt und bin heute mehr denn je der Überzeugung, daß das oben zitierte Urteil des Generals keiner Korrektur bedarf.
Ich nehme an, daß Kunrat v. Hammerstein gute Gründe hatte, den nachstehenden Ausspruch Guderians ohne jeden Kommentar zu publizieren:
„Niemals hat man sich im preußisch-deutschen Reich eines Staatsoberhauptes durch Mord entledigt. Deshalb und weil es nicht glückte, wird der 20. Juli ein ewiger Schandfleck in unserer Geschichte sein."

## NACHTRAG

Die Besonderheiten des vorliegenden Themas geben Anlaß zu grundsätzlichen Betrachtungen hinsichtlich der Bewertung der Informationsquellen.
Wie verträgt sich die militärische Disziplin der Bundeswehrsoldaten mit dem Geist des Widerstandes?
„Die Kritiker sollten einmal versuchen, bessere und durchführbare Vorschläge [zur Attentatsplanung] zu machen", fordert ein bekannter Autor, der hier mit einem synthetischen Attentat konfrontiert wird.
Ein Zeitgenosse Stauffenbergs berichtet von seiner aufschlußreichen Begegnung mit einem „Hitlermörder".
Ausblick und Rückblick lassen erkennen, welche katastrophalen Auswirkungen ein Gelingen des Stauffenberg-Attentats zur Folge gehabt hätte.

## QUELLEN

Unter allen Informationsquellen, die dem Verfasser einer geschichtlichen Abhandlung zur Verfügung stehen, rangiert das persönliche Erlebnis an erster Stelle der Güteskala. Der Idealfall ist also gegeben, wenn der Chronist die Ereignisse am Schauplatz des Geschehens selbst beobachten kann. Als typisches Beispiel für diese seltene Koinzidenz wäre hier der jüdische Historiker Flavius Josephus zu nennen, der im Gefolge des nachmaligen Kaisers Titus an der Belagerung und Zerstörung Jerusalems teilgenommen hat. In gleicher oder doch vergleichbarer Situation befanden sich auch Herodot und Thukydides, da sie, den geringsten Dimensionen der damaligen Weltbühne zufolge, ihre Werke aus dem eigenen Erleben zu gestalten vermochten und bei der Darstellung historischer Ereignisse nicht auf die mehr oder weniger glaubwürdigen Schilderungen Dritter angewiesen waren. – In solchen Fällen sind Objektivität und Wahrheitsliebe des Autors maßgebend für die Objektivität und auch den Wahrheitsgehalt eines Geschichtswerkes.

Am 20. Juli 1944 aber befand sich kein Herodot in der Wolfsschanze, kein Xenophon oder Plinius im Bendlerblock, so daß die persönliche Information des Autors als Quelle ausfällt. Mithin stehen den Historikern der Jahre nach 1945 in erster Linie die Aussagen der überlebenden Akteure und Tatzeugen zur Verfügung.
Schon diese Quelle aber ist nur mit Vorbehalt zu akzeptieren, da die Informanten durchweg zwei verschiedene Versionen ihrer Erlebnisse präsentieren. Welche davon ist wahr, die Aussagen vor der Gestapo und dem Volksgerichtshof oder die Bekundungen vor den Tribunalen der Besatzungsmächte und vor den Entnazifizierungskammern, wo die Angeklagten von ehedem als Zeugen auftraten? So einfach die Entscheidung auf den ersten Blick auch sein mag – Schutzbehauptung vor, Tatsachen nach dem Mai 1945 –, so glatt geht die Rechnung nicht immer auf.
Im Schatten des Galgens hat gewiß mancher Angeklagte zu seiner Verteidigung gelogen, selten mit Erfolg, nicht immer zum Vorteil seines Charakterbildes, und mit Recht nennt Gisevius das Esel-Bekenntnis Hoepners „eines der trostlosesten Tonbänder aus dem Dritten Reich". Zur Ehre einiger Widerständler sei aber gerne und nachdrücklich festgestellt, daß sie sich auch vor dem Volksgerichtshof mit mutiger Offenheit zu ihrer Überzeugung bekannt haben. Es wäre vernunftwidrig, etwa die Aussagen Moltkes und Wirmers als Schutzbehauptungen zu klassifizieren. Auch Gerstenmaier, der heute noch so eifrig seine Attentatsbereitschaft herausstellt, dürfte auf der Anklagebank die wesentlich harmlosere Wahrheit gesagt haben.
Nach dem Ende des Dritten Reiches wird der Volksgerichtshof von weisungsgebundenen und tendenzbelasteten Sondergerichten abgelöst. Die Richter und Machthaber von einst sitzen nun auf der Anklagebank, konfrontiert mit den ehemaligen Angeklagten als Klägern und Zeugen. Die subjektive Wahrheit der hierbei zustande gekommenen Zeugenaussagen sei – mit Vorbehalt – unbestritten. Doch in objektiver Hinsicht mußte sich mancher der nun hochangesehenen „Antifaschisten" korrigieren lassen. Erinnert sei hier nur an die im Laufe der Zeit mehrmals modifizierte Beurteilung des Reichskriminaldirektors und SS-Gruppenführers Nebe sowie des Berliner Polizeipräsidenten Graf Helldorf!

Bedeutungsvoller im Sinne der Geschichtsforschung ist aber eine Begleiterscheinung dieser „Säuberungsverfahren": Mancher Zeuge hat sich nicht auf Aussagen zur Sache beschränkt, sondern in verständlicher Reaktion auf erlittene Unbill die Gelegenheit wahrgenommen, vor einem sympathisierenden Publikum seinen persönlichen Kampf gegen das Hitler-Regime darzulegen, nicht immer mit gebotener Zurückhaltung, nicht immer objektiv, nicht immer ohne eine Prise beschönigender Übertreibung, so daß bei diesem Teil seiner Aussagen eine gewisse Skepsis angebracht erscheint.
Auch der „Persilschein", jenes ekelhafte Exkrement der juristisch anfechtbaren Entnazifizierung, enthält neben der Entlastungszensur für den „Säuberungs"-Kandidaten in vielen Fällen noch regelrechte Kurzgeschichten über die Widerstandsmeriten des Persil-Lieferanten – eine zwar ergiebige, oft jedoch giftige Quelle für den Chronisten.
Literarisch begabte NS-Gegner sahen sich nach dem Finale aus vielerlei Gründen veranlaßt, ihre Erlebnisse und Erfahrungen in Buchform zu veröffentlichen. Leider sind auch diese Werke nicht unbesehen als Quellenmaterial zu verwerten. Ehrgeiz und dichterische Fantasie des Schriftstellers produzieren da manche Passagen, die man mit einigem Wohlwollen gerade noch als eitle Image-Kosmetik bezeichnen könnte. Wenn der Konsument dieser literarisch oft geradezu brillanten Lektüre jedoch nach echten Informationen sucht, dann muß er sich schon anstrengen, um die Spreu vom Weizen zu trennen.
Dieser Notwendigkeit ist er enthoben bei einer weiteren Quellengruppe, bei den von vielen Verschwörern geführten Tagebüchern und Aufzeichnungen, die oft erst nach Jahren dem Geschichtsforscher zugänglich geworden sind. Man mag darüber streiten, ob es für einen Verschwörer zweckmäßig ist, seine Gedanken und Absichten schriftlich zu fixieren oder gar eine Namensliste seiner Mitverschwörer anzulegen und damit eine latente Gefahr für alle Beteiligten herbeizuführen. Die Tatsache als solche besteht; Tagebücher, Namenslisten und andere Aufzeichnungen existieren. Sie haben, in unrechte Hände gefallen, manchen zunächst Unverdächtigen gefährdet, manchen Verdächtigen überführt und dem Henker ausgeliefert. Als Quellen aber sind sie außerordentlich wertvoll. Der Schreiber bringt seine tatsächlichen Gedanken zu Papier, ohne jede Tendenz. Er schreibt,

was er wirklich denkt; er schreibt die Wahrheit, zumindest das, was er für wahr hält, also eine subjektive Wahrheit.
Ganz anders verhält es sich mit Briefen und Denkschriften: Hier will der Verfasser nicht primär seine Gedanken notieren; hier will er den Empfänger umstimmen, beeinflussen oder überzeugen! Hier ist eine stark ausgeprägte Tendenz zu erkennen. Hier wird der Verfasser, dem Zweck des Schreibens entsprechend, nur das erwähnen, was diesem Zweck förderlich ist; hier wird er alles verschweigen oder umfärben, was diesem Zweck abträglich sein könnte. Die absolute Wahrheit – ob subjektiv oder objektiv – darf man folglich in solchen Schriftstücken nicht ohne Einschränkung als gegeben unterstellen.
Eine andere Quelle: Die meisten Akteure des 20. Juli haben schon vor Kriegsende den Tod gefunden, und so bemühen sich die Historiker, von den Angehörigen und Freunden ergänzende Auskünfte zu erlangen. Hier aber ist die Wahrscheinlichkeit objektiver Aussagen noch geringer. Wird der Sohn oder Bruder des hingerichteten Widerstandskämpfers nicht schon aus Pietät versuchen, ein möglichst makelloses Charakterbild des Toten zu zeichnen? Wird er nicht bewußt oder unbewußt das Negative verschweigen, das Positive desto nachdrücklicher herausstellen? Überdies, was kann er an Realitäten wissen und weitergeben? Es finden sich zwar hinreichend Beweise, daß die Verschwörer in oft unglaublichem Leichtsinn auch Unbeteiligte in ihre Pläne eingeweiht haben. Doch sollte man im allgemeinen annehmen dürfen, daß die im Umgang mit „Verschlußsachen" geschulten Offiziere wie Stauffenberg und seine Freunde auch ihren Familienangehörigen gegenüber die wirklich wichtigen Dinge verschwiegen haben. Ausnahmen wie Oster und v. Haeften bestätigen nur die Regel. Als Ergebnis für die Quellenforschung verbleibt demnach, daß die Angehörigen und Freunde wohl über Charakter und Lebensgewohnheiten der Widerstandskämpfer, kaum aber über Details des Staatsstreiches oder des Attentates aussagen können.
Schließlich hat auch die Gegenseite noch Quellenmaterial geliefert: die Protokolle der Untersuchungsrichter, die Berichte der Gestapo („Kaltenbrunner-Bericht"), Anklageschriften, Urteilsbegründungen und andere Gerichtsakten. Nun ging es vor dem Volksgerichtshof nicht nur darum, die Verschwörer zu richten und schließlich – bei der Schwere der ihnen zur Last gelegten Verbrechen selbstverständlich –

zur Hinrichtung zu verurteilen. Darüber hinaus haben sich Freisler und andere Richter bemüht, auch die moralischen Defekte einer „kleinen Clique ehrgeiziger, gewissenloser, erbärmlicher Kreaturen" nachzuweisen. Zweifellos beeinträchtigt eine solche Tendenz den Quellenwert der hierbei anfallenden Gerichtsakten, ohne jedoch auszuschließen, daß auch in diesen Dokumenten echte Informationen gefunden werden können.

In den folgenden Jahren hat sich eine umfangreiche, gewissermaßen „dynamische" Quellengruppe herausgebildet, die ihrer Eigenart entsprechend immer neue Ableger produziert: Bereits vorhandene Literatur dient als Quelle für neue Werke, die dann wieder den nächsten Schub mit Informationen versorgen. Einer Kettenreaktion vergleichbar entstehen so neue Quellen, die aber auf Grund ihrer Basis als sekundär zu bezeichnen und zu bewerten sind. „Es ist erstaunlich", meint ein bekannter Autor, „wie kritiklos auch Autoritäten manchmal voneinander abschreiben."

Der Zeitgeist bringt es mit sich, daß bei einem derart brisanten Thema die historische Wahrheit nicht immer gesucht, sondern oft nur widerwillig geduldet wird, sofern sie sich nicht verschleiern läßt. Mit kaum noch zu überbietendem Zynismus bekennt da der schriftstellernde Sohn eines prominenten Romanciers, daß ihm als Historiker (?) die Widerlegung gewisser Geschichtslügen „sozusagen volkspädagogisch unwillkommen" wäre!

Mit diesem Hinweis auf abschreibende Autoritäten und wahrheitsscheuende Historiker sei – unter Verzicht auf Vollzähligkeit – die Benennung der Informationsquellen abgeschlossen. Es ist also nicht nur erstklassiges Material, das da dem interessierten Zeitgenossen angeboten wird, wenn er mehr sucht als Unterhaltungslektüre, wenn er – skeptisch geworden durch manche Ungereimtheit – erfahren will, was damals denn wirklich geschehen ist. Mithin erfordert die Auswertung der Literaturquellen einige grundsätzliche Überlegungen: Was soll der Leser glauben, was soll der Dozent seinen Hörern, was soll der Lehrer seinen Schülern als historische Wahrheit verkünden, wenn Autoritäten einmal nicht voneinander abschreiben, sondern gegensätzliche Behauptungen aufstellen, wie etwa Kramarz und Scheurich bezüglich Stauffenbergs Propagandamarsch im Februar 1933? Gewiß eine völlig unwichtige Episode! Doch aus welchem

Grunde wird diese Spiegelfechtermensur noch vor der Fernsehkamera fortgesetzt? Aus welchem Grunde verharren die Paukanten so hartnäkkig auf ihren konträren Standpunkten?
Für welche Version soll der Leser, soll der Lehrer optieren, wenn auch bei wichtigeren Anlässen der eine Autor die These des anderen, des Rivalen, mit beträchtlichem Aufwand an aggressiven Vokabeln zu entwerten versucht? Eine Auswahl aus diesem Vokabular möge demonstrieren, mit welcher Erbitterung dabei gefochten wird:
Da findet der eine beim anderen nicht nur Erinnerungslücken, Datenverschiebungen, Schutzbehauptungen und Spekulationen, sondern auch Mißverständnisse, Verwechselungen, Irrtümer und natürlich Abschreibfehler! Da ist der Konkurrent unzuverlässig, unglaubwürdig und schlecht unterrichtet, seine Darstellung ungenau, flüchtig, abenteuerlich, überholt, wenig gesichert und letzten Endes nicht überzeugend. Tatsächlich, da steht es: nicht überzeugend!
So bleibt dem wahrheitssuchenden Zeitgenossen die Entscheidung anheimgestellt: Soll er sich auf die ältesten Literaturprodukte verlassen in der Annahme, damals, unmittelbar nach dem Geschehen, sei die Erinnerung der Zeugen noch frisch und „ungetrübt" gewesen? So schreibt ja Gero v. Gaevernitz als Empfehlung zu Schlabrendorffs Buch „Offiziere gegen Hitler". Doch schon bei der nächsten Auflage sieht er sich veranlaßt, einige Korrekturen vorzunehmen, ohne freilich garantieren zu können, daß nunmehr alles stimmt. Derlei Retuschen lassen sich auch bei anderen Elaboraten aus den ersten Nachkriegsjahren feststellen. Mit den ältesten Quellen scheint es demnach etwas zu hapern. Soll man daher dem neuesten Werk den höchsten Informationswert beimessen in der gleichfalls plausiblen Annahme, daß nunmehr mancher Irrtum der ersten turbulenten Jahre berichtigt, daß nunmehr auch ehedem unzugängliches Beweismaterial ausgewertet worden sei?
Da wird mit Emphase eine Neuerscheinung angepriesen: „Es ist nicht denkbar, daß dieses Werk in den nächsten zwanzig Jahren durch ein anderes überholt werden könnte." Doch schon im Jahr darauf naht auf der Überholspur ein Novize mit seinem Opus, das angeblich „als nahezu endgültig angesehen werden kann", und konstatiert „gewaltige Irrtümer" seines Vordermannes. Inzwischen ist vielleicht ein neues „Ewigkeits"-Produkt in Vorbereitung, um mit neuen Behauptungen auch neue Maßstäbe zu setzen!

So wird der Stausee literarischer Informationen immer wieder aufgewühlt und getrübt. Das klare Wasser, die historische Wahrheit, kann nur durch einen rigorosen Filterprozeß ausgesondert werden. Zu diesem Zweck muß man jedes Wort all dieser Aussagen, Werturteile, Anschuldigungen und Schutzbehauptungen auf die Goldwaage legen; man muß jedes Körnchen erwiesener Tatsachen akribisch aussortieren und sinnvoll einordnen, so wie der Kriminalist Indizien zusammenträgt, um ein Verbrechen aufzuklären. Man muß die neutrale, nüchterne Logik des Mathematikers mit dem witternden Spürsinn des Detektivs kombinieren, um die vielen Quellen – auch die trüben – richtig ausschöpfen zu können. Nur diese Methode führt am Ende zu der unanfechtbaren Gleichung:
Wenn A = B und B = C, dann gilt auch A = C.

## DIE BUNDESWEHR UND DER 20. JULI 1944

Man muß schon weit ausholen, um dieses Thema zu ergründen. „Der jahrhundertelange Marsch des deutschen Soldaten ist nun zu Ende", konstatierten einige prophetisch veranlagte Literaten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Erheblich nüchterner klangen die Bekundungen der deutschen Landser: „Wir haben die Schnauze voll."
Seit mehr als zwei Jahrtausenden geisterte der „Furor teutonicus" durch die Geschichte. Der Deutsche hatte seinen Ruf weg als kriegslüsterner Störenfried, und seit den Tagen des Alten Fritz figurierten vor allem die Preußen als Inbegriff des aggressiven Militarismus. Dagegen erschienen die zahlreichen Kriege anderer Völker, die sich der Sympathien der Historiker erfreuen konnten, als sittlich gerechtfertigte Akte der Verteidigung nationaler Interessen. So schreibt Wheeler-Bennett noch im Jahre 1954: „Hierzu muß . . . festgestellt werden, . . . daß Preußen oder Deutschland (seit 1788) in nicht weniger als sieben Kriege verwickelt war." Der offensichtlich voreingenommene Brite schweigt zu der Tatsache, daß die Franzosen in der gleichen Zeitspanne vierzehn regelrechte Kriege geführt und dazu noch in zwölf militärischen „Expeditionen" ihre Machtansprüche mit Waffen-

gewalt durchgesetzt haben; er vergißt zu erwähnen, daß die Geschichte Großbritanniens durch einen nahezu permanenten Kriegszustand gekennzeichnet ist, auch noch im 20. Jahrhundert. Als er seine „Nemesis der Macht" konzipierte, konnte er allerdings nicht voraussehen, daß Briten und Franzosen im Bunde mit Israel zwei Jahre später den Imperialismus der Viktorianischen Epoche auffrischen und einen Überfall auf Ägypten inszenieren würden. Es ist hierzulande nicht bekannt, ob Wheeler-Bennett diesen Angriffskrieg von 1956 – „Suezverschwörung" schreibt sein Landsmann Anthony Nutting – ebenso verurteilt hat wie den preußisch-deutschen Militarismus.
Wie kommt es zu dieser einseitig antideutschen Mentalität des Nemesis-Autors und der meisten Historienschreiber in aller Welt?
Schon ein flüchtiger, objektiver Blick ins Geschichtsbuch beweist doch, daß die Deutschen keineswegs aggressiver sind als ihre Nachbarn, daß sie sogar wesentlich friedfertiger sind. Es zeigt sich aber auch noch etwas anderes: das Verhalten des typischen Deutschen im Kriege. Wenn sie von ihrem König oder Kaiser oder Führer zu den Waffen gerufen wurden, dann „legten sie die Arbeit nieder, und folgten treu der Fahne", ohne erst zu fragen, ob es sich da um einen gerechten Verteidigungskrieg handelte oder um einen völkerrechtswidrigen Überfall. Wo hätten sie sich auch erkundigen sollen? Für einen klärenden Prozeß vor Gericht blieb dem einberufenen Wehrpflichtigen keine Zeit. Die Kirche als einzige Instanz, die unabhängig von irdischen politischen Erwägungen hätte entscheiden können, enthielt sich der Stimme oder ermunterte sogar die jungen Soldaten zum tapferen Streiten und – „Herr, dein Wille geschehe!" – zum gottergebenen Sterben. War immer so.
Mithin gab es kein Überlegen und Besinnen, es gab nur noch den bedingungslosen blinden Gehorsam. „Es muß sein!", sagten sich Millionen friedliebender Bürger, nahmen das Gewehr in die Hand und taten ihre Soldatenpflicht mit einer Tapferkeit, die an den Nimbus der alten Germanen erinnerte. Sie bewiesen auch auf diesem Felde eine Tüchtigkeit, die ihren Gegnern unbegreiflich erschien und mit einem manischen Hang zum Militarismus gleichgestellt wurde. Infolge dieser Tüchtigkeit kam es zu glorreichen Siegen, die den Feind zum Friedensschluß zwangen – 1813/15, 1870/71 – oder ihn derart in Bedrängnis brachten, daß er sowohl im Ersten wie auch im Zweiten

Weltkrieg das militärische und wirtschaftliche Potential der ganzen Erde aufbieten mußte, um nach langem Ringen die Gefahr einer Niederlage abzuwenden.
Der uneingestandene Respekt vor den Leistungen deutscher Soldaten mußte beim Gegner eine selbstverständliche Reaktion hervorrufen: Ausschaltung dieses Machtfaktors, sobald sich hierzu eine Möglichkeit bot. Napoleon reduzierte das preußische Heer auf 42000 Mann, die ihm beim nächsten Konflikt nicht gefährlich werden konnten. In Versailles machten die Sieger es noch gründlicher und verfügten eine 12jährige Dienstzeit für die kleine Reichswehr, so daß die Bereitstellung von Reserven nach dem Krümpersystem Scharnhorsts ausgeschlossen war. Ferner: keine schweren Waffen für die Deutschen – als schwerstes Geschütz wurde die leichte Feldhaubitze Kaliber 10,5 cm zugelassen –; keine Panzer und keine Panzerabwehr; keine Flugzeuge und keine Flugabwehr! Das deutsche Volk, durch diese Rüstungsbeschränkungen jeglicher Angriffsmöglichkeiten beraubt, sollte sich nicht einmal gegen Angriffe seiner Nachbarn verteidigen können! Ja, die unentwegt in ihrer Kriegs- und Revanchepsychose verharrenden Hasser à la Foch und Clemenceau hatten an vieles gedacht, fast an alles. Fast!
Druck erzeugt Gegendruck, und auf die Dauer konnte man diesen Zustand, die Wehrlosigkeit eines 60-Millionen-Volkes nicht aufrechterhalten. Es war ein weiter Weg; aber als Hitler im März 1935 die Wehrhoheit des Deutschen Reiches wiederherstellte, da konnte er sich nicht nur auf die hunderttausend perfekt ausgebildeten Soldaten der Reichswehr stützen; da waren insgeheim schon so viele Vorbereitungen getroffen, daß wenige Wochen genügten, um eine nicht nur zahlenmäßig, sondern auch waffentechnisch imponierende Wehrmacht gleichsam aus dem Boden zu stampfen.
Dann kam es zum Krieg, zum Zweiten Weltkrieg, der nach fast sechs Jahren erbitterter Kämpfe mit der totalen Niederlage Deutschlands endete. Damit war endlich – laut Wheeler-Bennett – „das Ziel von Generationen erreicht und der Geist des deutschen Militarismus begraben". Friede auf Erden!
Doch schon bald zeigte sich, daß die Erhaltung des Weltfriedens nicht nur vom Wohlverhalten der endlich gebändigten Deutschen abhing: Krieg in Korea! Da führten die Truppen der Vereinten Nationen einen

verlustreichen Kampf gegen den aggressiven Kommunismus, während die fleißigen, friedlichen Bürger der Bundesrepublik, von ihren ehemaligen Feinden, von den Besatzungsmächten, gegen jede Bedrohung abgeschirmt, die zerbombten Städte wieder aufbauten, Fabriken wieder in Gang brachten, die Wirtschaft ankurbelten, Geschäfte machten.

Nun folgt ein denkwürdiges Kapitel in der Geschichte des deutschen Soldaten: Die Westmächte, die soeben in brüderlichem Zusammenwirken mit dem bolschewistischen Rußland die totale Abrüstung Deutschlands erzwungen hatten, verlangten nun seine Wiederbewaffnung, verlangten seinen militärischen Beitrag zum Kampf mit den ehemaligen roten Waffenbrüdern, zur Verteidigung der „freien" Welt gegen die „Roten"! Vorab die USA, die in Korea die Hauptlast des Krieges trugen, die aber auch aus machtpolitischen Gründen das weitere Vordringen der Sowjets nach Westen verhindern wollten, empfanden es als Widersinn, daß die Bundesrepublik aus der Ost-West-Spannung Nutzen zog – „Wirtschaftswunder" –, ohne eine Gegenleistung zu erbringen. Sie hatten unter Roosevelt ihren Verbündeten „Old Joe" Stalin als braven Biedermann eintaxiert, waren aber seit der Berlin-Blockade ernüchtert. So kam es ihnen sehr gelegen, daß der geltungssüchtige Adenauer ihnen bereits 1950 mit der Ungeschicklichkeit des Politnovizen voreilig das Stichwort souffliert hatte: Auch die Bundesrepublik möchte wieder eine bewaffnete Macht aufbauen. Angesichts der immer heftiger werdenden Kontroversen mit dem Ostblock und der zunehmenden Verschärfung des Kalten Krieges reagierten die Briten zwar nicht gerade mit Begeisterung, so doch prinzipiell positiv.

In Frankreich allerdings brach die Aversion gegen die gefürchteten „Boches" mit äußerster Schärfe wieder durch. Es entbrannte eine hemmungslose deutschfeindliche Kampagne, die ihre Argumente aus der Ära Poincaré-Clemenceau bezog. Noch hatte man die schmähliche Niederlage vom Sommer 1940 nicht verwunden! Als dann aber unter dem Druck der Angelsachsen eine grundsätzliche Zustimmung zur deutschen Remilitarisierung nicht mehr zu vermeiden war, kam es zu grotesken Rückzugsgefechten der französischen Militärs und Diplomaten: Wenn schon deutsche Soldaten, dann aber keine deutschen Generale! Wenn schon deutsche Truppenkontingente, dann nur unter

alliiertem, also vorwiegend französischem Befehl! Die Deutschen sollten höchstens die Bataillonskommandeure stellen dürfen. Schließlich steigerten sich die Zugeständnisse bis zur Brigade als größter Einheit unter deutschem Kommando.
Die internationale Presse erging sich in sarkastischen Kommentaren: Die Bundeswehr sollte zwar stärker sein als die Rote Armee Stalins, jedoch nicht so stark wie die mittlerweile auf 3000 Mann angeschwollene Streitmacht Luxemburgs. Witzblätter illustrierten die Zukunft folgendermaßen: Die mit Pfeil und Bogen bewaffneten Krieger Adenauers bringen die in Massen anrollenden Russenpanzer am Rhein zum Stehen, indes die vollmotorisierten Anglo-Amerikaner unter wehenden Coca-Cola-Fahnen in Richtung Dünkirchen davonstieben. Da endlich ging das französische Veto im Hohngelächter der ganzen Welt unter. Die Remilitarisierung der Bundesrepublik war definitiv genehmigt und beschlossen – in Washington und London und in Paris und in all den anderen Staaten, die man nicht gefragt hatte.
Wie aber sah es nun bei den am meisten Betroffenen aus, bei den Deutschen? Mit einem Wort gesagt: negativ! Wohl war es Adenauer gelungen, dem Bundestag die Notwendigkeit der Wiederbewaffnung einzureden; wohl erwies sich das anfängliche Sträuben der Volksvertreter – vor allem der Sozialdemokraten – als Theaterdonner; doch außerhalb des Parlaments gab es erhebliche Schwierigkeiten. Die ehemaligen Soldaten waren keineswegs begeistert darüber, daß sie nun die Knobelbecher wieder anziehen durften. Ihr Bedarf an Heldentum war gedeckt; sie hatten – wie gesagt – die Schnauze voll. „Ohne mich!" lautete die Parole der meisten von ihnen. Der meisten, jedoch nicht aller.
Da waren die Berufssoldaten, die außer dem Waffenhandwerk nichts weiter gelernt hatten und nach Auflösung der Wehrmacht mühevoll versuchten, in zivilen Berufen Fuß zu fassen. Wen wundert's, daß sie jetzt die Chance wahrnehmen wollten, in den neuen Planstellen wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, zumal infolge des atomaren Patts der Supermächte das Risiko eines Kriegsausbruches minimal erschien! So kamen sie denn, die Unteroffiziere und Feldwebel, die Subalternoffiziere und Majore, um ungeachtet aller Nie-wieder-Schwüre von gestern den vorübergehend unterbrochenen Marsch des deutschen Soldaten fortzusetzen. Sie waren den Werbern des Amtes Blank hochwillkommen.

Mit der Reaktivierung höherer Chargen hatte es allerdings noch einen Haken: Die Aspiranten vom Oberst aufwärts mußten vor einer parlamentarischen Kommission erscheinen, um sich einer Zuverlässigkeitsprüfung zu unterziehen. Doch es gab genug Oberste und Generale, die auch diese Kröte schluckten, die sich von „Zivilisten" – darunter ehemalige und sogar aktive Kommunisten! – examinieren ließen, ob sie bereit wären, nach parlamentarisch-demokratischen Prinzipien zu denken und zu dienen. Welch eine Wandlung! Ein paar Jahre zuvor hätte sich das nicht einmal der jüngste Leutnant der großdeutschen Wehrmacht gefallen lassen.

Die höheren Offiziere, die vor den Prüfern Gnade gefunden hatten, bildeten nun das Führungskorps der Bundeswehr. Da auch genug Unteroffiziere als Ausbilder bereitstanden, konnte die Einberufung der Mannschaften beginnen. Inzwischen war nämlich das Grundgesetz zweckmäßig geändert worden, so daß jeder Deutsche im wehrpflichtigen Alter zum vordem verpönten Dienst mit der Waffe gezwungen werden konnte.

Die Adenauer-Blank-Armee, die Bundeswehr, entwickelte sich nun ganz konsequent als Truppe ohne jegliche Tradition in bewußter und gewollter Abkehr von allen früheren Erscheinungsformen deutschen Soldatentums: Das kaiserliche Heer kam schon seit dem Umsturz 1918 nicht mehr als Vorbild in Frage; denn das Zerrbild des bornierten, monokeltragenden, näselnden Gardeleutnants und des Schuster-Hauptmanns von Köpenick – diese negativen Standardfiguren aus „Kladderadatsch" und „Simplicissimus" – überschatteten alle Leistungen vergangener Kriegs- und Friedenszeiten. – Die Weimarer Reichswehr, die General v. Seeckt so konsequent dem Einfluß der Politik und der politischen Parteien entzogen hatte, wurde mitsamt ihrem Oberbefehlshaber Hindenburg für den Aufstieg und die Machtergreifung Hitlers verantwortlich gemacht; einen solchen Staat im Staate, einen solch eigenständigen, vom Parlamentsgetriebe unabhängigen Machtfaktor durfte es nicht noch einmal geben. Mit dem Fanatismus des Renegaten distanzierte sich die Führung der Bundeswehr – die ehemaligen Generale Hitlers – von ihrer eigenen Vergangenheit, von der Wehrmacht des Dritten Reiches. Begreiflich, aber unlogisch! Peinlichst vermied man jede kompromittierende Optik: Schnitt und Farbe der Uniform, Rangabzeichen, Fahnen, Embleme – alles wurde radikal „entnazifiziert" . . .

. . . sogar die Grundbegriffe des Soldatentums. Da wollte der selbsternannte Militärphilosoph Graf Baudissin „aus der Vergangenheit eine Lehre ziehen" und setzte an die Stelle des Soldaten den „Bürger in Uniform". Nun gibt es viele Bürger, die bei der Berufsausübung einheitlich gekleidet, also uniformiert sind: Förster und Feuerwehrleute, Polizisten und Stewardessen, Verkehrsflieger und Eisenbahner und, nicht zu vergessen, die harmlos-närrischen Gardisten der Karnevalskorps, allesamt Bürger in Uniform.

Der Soldat aber ist weit mehr als ein uniformierter Bürger. Er war hierzulande – und ist in anderen Staaten auch heute noch – der perfekt ausgebildete, selbstbewußte Waffenträger der Nation, der Inbegriff der Wehrbereitschaft und des Lebenswillens jedes souveränen Volkes, befähigt und entschlossen, als wehrhafter „Krieger" allezeit seine Pflichten zu erfüllen und hierbei – im Gegensatz zum braven Bürger in Uniform – bedenkenlos sein Leben einzusetzen.

Doch Baudissin, der sich als moderner Clausewitz aufspielt, begnügt sich nicht mit der Degradierung des Soldaten; er will auch das uralte Prinzip vom Befehlen und Gehorchen durch den verschwommenen Begriff „Innere Führung" ersetzen, ohne die hiermit verbundene Zersetzung der Wehrkraft zu begreifen. Diese ist inzwischen soweit fortgeschritten, daß die Bundeswehr um Polizeischutz bitten muß, wenn sie ihre Rekruten nach der Vereidigung zur Kaserne zurückbringen will; daß Streikposten der Gewerkschaften wichtige Dienststellen der Bundeswehr blockieren dürfen; daß kommunistisch unterwanderte „Friedens"-Demonstranten militärische Maßnahmen behindern oder gar verhindern können! Welcher Gegner soll da noch Respekt haben vor einer Armee, die vielleicht bei Kriegsausbruch nicht einmal imstande ist, an die Front auszurücken, weil Bürger o h n e Uniform die Kasernentore zuhalten! Was nun, Graf Baudissin?

Die Flurbereinigung ging damals noch weiter. Da war die delikate Frage der Orden und Ehrenzeichen. Leider hat man die einmalige Gelegenheit versäumt, diesem Anachronismus ein Ende zu machen. Man witzelte zwar über Göring, der sich – angeblich – nicht einmal im Schlafanzug von seinem „Pour le merite" trennte; man bemerkte aber nicht den Effekt der Lächerlichkeit, den der ordenübersäte Galarock eines sowjetischen Marschalls hervorruft, ganz zu schweigen von dem knielangen Kittel des Kannibalenkaisers Bokassa, der seine

gesammelten Prunkstücke im Original mit sich herumschleppte. (Auf die Idee sind bisher nicht einmal die Karnevalisten gekommen!) Man konnte sich nicht entschließen, dem vernünftigen Beispiel der Schweiz zu folgen und den Dienstanzug des Soldaten von jeglichem Sonderzierat freizuhalten, die Orden einfach abzuschaffen. Die reaktivierten führenden Offiziere wollten auf ihre dekorative Ordensschnalle, auf EK 1 und Ritterkreuz nicht verzichten. Da aber das Vorzeigen von NS-Emblemen verboten war, kam es zu einem Vorgang, den es in der Geschichte der Orden noch nie zuvor gegeben hatte: Der Empfänger feilte den ihm von Hitler verliehenen Orden zurecht, bis er in die veränderte Landschaft paßte! Anderswo, etwa in Spanien, ist man unbefangener und ehrlicher: Die ehemaligen Offiziere der „Blauen Division", die sich Schulter an Schulter mit den Deutschen im Kampf gegen den Bolschewismus ausgezeichnet hatten, tragen heute noch stolz das Eiserne Kreuz, so wie es ihnen verliehen wurde; das darauf prangende Hakenkreuz lassen sie sich nicht wegfeilen!

Angesichts des radikalen Bruchs mit der Vergangenheit müßte sich das Thema „Bundeswehr und 20. Juli" eigentlich ganz von selbst erledigen. Die Bundeswehr ist ein materialistisches Instrument der Politik, dessen Wirksamkeit auf der Einsatzbereitschaft der Soldaten und auf der Qualität ihrer Waffen beruht. Die „richtige" Einstellung zu den Ereignissen in der Wolfsschanze und im Bendlerblock vermag die Schlagkraft der Bundeswehr wohl kaum zu steigern – sollte man bei nüchterner Betrachtung meinen. Doch die „Innere Führung" ist da anderer Meinung. An die Traditionen der Wehrmacht wollten die maßgebenden Herren nicht anknüpfen; desto mehr engagierten sie sich für die Wehrmachtoffiziere, die sich dem Widerstand angeschlossen hatten. Es gibt kaum eine Stauffenberg- oder Widerstandsgedenkstunde, an der die Bundeswehr nicht beteiligt ist, sei es auch nur als Staffage, sei es auch nur, um die Säle zu füllen. Die Tagespresse berichtet ja immer wieder vom geringen Interesse der Bevölkerung an derartigen Veranstaltungen. Offensichtlich sucht die traditionslose Bundeswehr nach Anknüpfungspunkten für eine problemfreie Tradition. Denn offizielle Sympathiebekundungen für Stauffenberg und seine Gesinnungsfreunde finden höheren Orts wohlwollende Billigung und sogar Förderung. Hierüber meditiert Wolfgang v. Groote im Jahrgang 1964 der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte:

„Ein begründetes Urteil über den Militärputsch (!) von 1944 wurde bei der Einstellungsprüfung von jedem ehemaligen Offizier verlangt, der sich 1955 und später um Wiederverwendung bewarb." Der Autor gibt nicht bekannt, ob den Bewerbern auch objektives Informationsmaterial zur Verfügung gestellt oder empfohlen wurde. Wie anders aber sollten sie da ein „begründetes Urteil" zustande bringen? Während des Krieges wurde nur die von Goebbels diktierte „Sprachregelung" in Presse und Rundfunk verbreitet. Und nachher konnte man sich aus den einschlägigen Literaturerzeugnissen erst recht kein objektiv richtiges Bild machen, da die überlebenden Akteure selbst sich in wesentlichen Punkten widersprachen! Was sollte man da glauben?
Die jungen Wahrheitssucher wurden aber, wie Groote berichtet, nicht lange im unklaren gelassen: „1959 erließ der damalige Generalinspekteur einen Tagesbefehl, der die Märtyrer von 1944 Vorbilder der Soldaten nannte." Nun konnte es keinen Zweifel mehr geben, wie das Urteil der Offiziere auszusehen hatte! War es da nicht gescheiter, sich der Meinung des Examinators anzupassen, statt mit eigenwilligen Interpretationen gegen den Strom zu schwimmen? Anscheinend hat es trotzdem solche kühnen Schwimmer gegeben: „Als vor einem Jahre", fährt Groote fort, „ein jugendlicher Leutnant . . . den Vorbildcharakter der Verschwörer von 1944 anzweifelte, konnte über die mangelhafte Urteilsfähigkeit des Einsenders keine Ungewißheit bestehen." Jeder alte Soldat kann sich die Konsequenzen dieser Eigenwilligkeit ausmalen. Jedoch „ist mir nicht bekannt, ob diese Meinungsäußerung tatsächlich von negativen Folgen für den Betroffenen war", meint Groote, der damit doch unverkennbar zum Ausdruck bringt, daß er negative Folgen durchaus für möglich hält. Nicht gerade eine Ermutigung für die Offiziere der Bundeswehr, seine folgende These zu akzeptieren: „Bewältigung verlangt Erörterung, Diskussion. Nichts ist ihr schädlicher als die Aufrichtung von Tabus, als die Verkündung von Dogmen, die Zweifel oder Kritik für unstatthaft erklären."
Dann setzt dieser Verfechter der Meinungsfreiheit seine Reputation aufs Spiel, indem er selbst einige Dogmen verkündet: „Gesichert ist z. B. das überragende Motiv aller Verschwörer, die Empörung nämlich über Rechtsbruch und Verbrechen der Staatsführung." Nachträglich findet Groote diese Formulierung wohl allzu kühn und schwächt etwas

ab: „Diesem sittlichen Beweggrund mischen sich natürlicherweise andere bei – bei den Randfiguren mehr als bei den Führern." Dann aber schwingt er sich zu einer schwülstigen Apotheose auf: „Die reine und unwiderstehlich ansteckende Flamme der geistigen Führer erhielt [zwar] profanere Beimengungen unter den Gefolgsleuten . . . [aber schließlich] überstrahlt der Gewissensaufstand für Anstand und Recht im politischen Leben des deutschen Volkes alle anderen Lichter."
Das ist keine Erörterung mehr, keine sachliche Diskussion. Das ist eine klare Stellungnahme, die jeden Zweifel an der Überzeugung des Autors ausschließt. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß damit auch der Standpunkt der Bundeswehrführung definiert ist, zumal gerade die ersten „Bürger in (Generals-)Uniform" im Schrifttum als veritable Widerstandskämpfer figurieren. Ob mit Recht?
Da ist der General Heusinger. Nach eigenem Bekunden war er „von Tresckow um Beteiligung an der Verschwörung angegangen worden, hatte aber weder eine aktive Rolle übernommen noch eine völlig ablehnende Haltung gezeigt". So schreibt Peter Hoffmann, der seiner Gemeinde die Definition des Begriffes „völlig ablehnend" schuldig bleibt. Denn der gleiche Autor berichtet, daß „Heusinger [sich] weigerte, auch nur auf das Thema einzugehen", als Tresckow ihn um Unterstützung bat bei seinem Versuch, „selbst in eine Position zu kommen, von der aus er Zugang zu Hitler und die Möglichkeit zu einem Attentat gehabt hätte". Ist das keine „völlig ablehnende" Haltung? Welche Antwort aber hält Wolfgang v. Groote parat, wenn nun „ein jugendlicher Leutnant den Vorbildcharakter dieser Haltung anzweifelt"?
Im Krisensommer 1938 scheiterte Beck mit seinem Versuch, Hitlers Angriffspläne durch einen Streik der Generalität zu durchkreuzen. Auch sein Rücktritt als Generalstabschef wäre wirkungslos geblieben, da andere bereitstanden, seinen Posten sofort zu übernehmen. Akkurat diese Situation trat ein, als Zeitzler – entschlossener als Beck – sich am 30. Juni 1944 beurlauben ließ, weil er laut Christian Müller „nicht mehr willens war, . . . seinem früheren Idol [Hitler] in den selbstverschuldeten Abgrund zu folgen": Der Generalleutnant Heusinger, nunmehr mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes beauftragt, versuchte gar nicht erst, dem Beispiel Zeitzlers zu folgen und ebenfalls zu „streiken"; er übernahm bereitwil-

lig die Aufgabe, jeden Befehl Hitlers an die Frontbefehlshaber weiterzuleiten und somit die Fortsetzung des aussichtslos gewordenen Krieges sicherzustellen. Kann man dieses Verhalten Heusingers beispielhaft nennen? Nun, das kommt auf den Standpunkt an.
Es fällt nicht leicht, den richtigen Standpunkt zu finden. Nachdem Heusinger über die Verschwörung informiert worden war, hätte er als korrekter Offizier unverzüglich Meldung machen müssen, um Attentat und Putsch zu verhindern. Als Kamerad Tresckows hätte er ihn warnen und zum Aufgeben der Umsturzpläne überreden müssen. Wenn er aber, wie behauptet wird, „der Fronde nahestand", dann war er verpflichtet, die Ziele der Frondeure nach Kräften zu fördern. Doch er fand noch eine vierte Alternative: Er hat die Rebellen nicht gemeldet; er hat ihnen nicht abgeraten; er hat sie nicht unterstützt – er hat sich einfach aus der Sache herausgehalten! Auch ein Standpunkt, allerdings kein beispielhafter. Erst nach dem Kriege hat er eindeutig Stellung bezogen – für den Widerstand. Sein schriftliches Bekenntnis „Befehl im Widerstreit" – von alten Soldaten respektlos als „Widerstands-Reibert" bewitzelt – wird sogar als Quelle zitiert und dürfte wohl in keiner Kasernenbücherei fehlen. Damit aber ist der rote Faden für das Thema „Bundeswehr und 20. Juli" gegeben. Dieser Widerstandsgeneral ist kein Vorbild für deutsche Soldaten!
Auch Speidel, der zweite der beiden ersten Generale der Bundeswehr, war in die Verschwörung verstrickt. Ungeachtet der Bindungen des Fahneneides beteiligte er sich aktiv an den Putschplänen Stülpnagels und anderer pflichtvergessener Offiziere. – Genauso wie Heusinger nutzte auch er nach dem Kriege die Konjunktur. Denn damals zahlte es sich aus, wenn man sich auf Widerstandsleistungen berufen konnte. So schrieb er denn auch ein diesbezügliches Buch. Doch sein Name steht ohnehin schon im Geschichtsbuch, wenn auch unter anderem Vorzeichen: Als Stabschef einer Armeegruppe hatte er im August 1944 keinen Versuch gemacht, den Trümmerbefehl Hitlers („Brennt Paris?") anzuhalten. Bedenkenlos gab er ihn auf dem Dienstwege weiter und überließ es vorsichtshalber dem General v. Choltitz, dem Willen seines Obersten Befehlshaber zu trotzen und die Zerstörung der Weltstadt zu verhindern. Vom Standpunkt des blind gehorchenden Untergebenen aus gesehen war Speidels Verhalten korrekt, peinlich korrekt. War es unter den damaligen Verhältnissen auch vorbildlich – oder nur peinlich?

Die positive Einstellung der Bundeswehrführung zum 20. Juli kann dem persönlichen Einfluß Speidels und Heusingers zugeschrieben werden. Denn beide waren an dem Meutereiplan beteiligt, der eine aktiv, der andere – etwas vorsichtiger – durch schweigende Duldung und passive Förderung. Wenn aber die höchsten Repräsentanten der neudeutschen Streitkräfte mit der Anti-Hitler-Fronde mehr oder weniger offen sympathisiert haben, dann steht die Erörterung des Themas „Bundeswehr und 20. Juli" ganz automatisch unter dem Zeichen der Suggestivfrage: „Darf ein Offizier der Bundeswehr den Vorbildcharakter der Verschwörer von 1944 anzweifeln und warum nicht?" Angesichts der solcherart vorweggenommenen Antwort wird die Diskussion zur Farce.

Die Bundeswehr wurde keineswegs zur Durchsetzung moralischer Prinzipien aufgebaut, sondern einzig und allein zur Abwehr eines sowjetischen Angriffes, mehr noch: zur Verhütung eines solchen Angriffes durch ihre Präsenz im Rahmen der Nato. Die für diese Aufgabe erforderliche Schlagkraft ist aber nicht nur von der Anzahl der Panzer, von der Fähigkeit der Truppenführer und von der Tapferkeit der Soldaten abhängig, sondern auch und nicht zuletzt von der militärischen Disziplin. Der Erfolg einer Operation hängt davon ab, daß die Anordnungen und Befehle der Führung unverzüglich ausgeführt werden. Das hat auch für den „Bürger in Uniform" zu gelten! Es kann nicht zugelassen werden, daß, wie es Bestrebungen gerne möchten, die Ausführung des Befehles von der Einsicht des Soldaten abhängig gemacht wird. Die Verantwortung für die juristische oder moralische Rechtmäßigkeit der befohlenen Aktionen liegt beim Vorgesetzten, beim befehlenden Unteroffizier genauso wie beim Feldmarschall. Für Diskussionen, Rückfragen oder gar Rechtsauskünfte ist da kein Raum. Somit erscheint es unbegreiflich, daß man den Soldaten der Bundeswehr ausgerechnet solche Offiziere als Vorbilder präsentiert, die – aus welchen Gründen auch immer – gemeutert haben und nicht einmal in den eigenen Reihen Disziplin halten konnten. Oder ist es keine Disziplinlosigkeit höchsten Grades, wenn der gegen Hitler rebellierende Oberst Hansen am 20. Juli auf Urlaub geht, statt dem Befehl des Rebellenführers Stauffenberg zu gehorchen und die Gestapozentrale auszuheben?

Wenn man aber den 20. Juli 1944 vom Standpunkt des Taktikers aus

## Kriegsverzeichnis

Der britische Historiker Wheeler-Bennett rechnet in seiner „Nemesis" den Deutschen bzw. Preußen vor, daß sie zwischen 1788 und 1945 in sieben Kriege verwickelt waren. Wesentlich länger ist die Liste der Kriege, die England und Frankreich in diesem Zeitraum geführt haben.

| **Frankreich** | | **England** | |
|---|---|---|---|
| 1792–1801 | Österreich, Preußen | 1793–1802 | Frankreich |
| 1798–1801 | Türkei (Ägypten) | 1803–1815 | Frankreich |
| 1805 | Österreich | 1807 | Dänemark |
| 1806–1807 | Preußen, Rußland | 1812–1814 | Nordamerika |
| 1807–1814 | Spanien, Portugal | 1839 | Afghanistan |
| 1809 | Österreich | 1840–1842 | Opiumkrieg |
| 1812–1814 | Rußland | 1842 | Afghanistan |
| 1813–1814 | Preußen, Österreich, England u. a. | 1849–1850 | Griechenland |
| | | 1850 | Afrika (Kaffern) |
| 1815 | Napoleons 100 Tage | 1854–1856 | Krimkrieg |
| 1823–1828 | Spanien | 1856–1858 | China |
| 1827–1840 | Algerien | 1857–1858 | Indien (Sepoys) |
| 1844 | Marokko | 1860 | China |
| 1851 | Marokko | 1860 | Neuseeland |
| 1854–1856 | Krimkrieg | 1861–1862 | Mexiko |
| 1858–1860 | China | 1867 | Abessinien |
| 1858–1862 | Annam | 1878–1879 | Afghanistan |
| 1859 | Österreich | 1879 | Afrika (Zulus) |
| 1860–1861 | Syrien | 1880–1881 | Burenkrieg |
| 1863 | Mexiko Kaiser Maximilian | 1882 | Ägypten |
| | | 1884–1885 | Sudan (Gordon †) |
| 1867 | Italien | 1885–1886 | Birma |
| 1870–1871 | Preußen und andere deutsche Staaten | 1893 | Afrika (Matab.) |
| | | 1895 | Indien-Tschitral |
| 1881 | Tunis | 1896–1899 | Sudan (Mahdi) |
| 1882 | Annam | 1897 | Indien (Afridi) |
| 1883–1885 | China | 1899–1902 | Burenkrieg |
| 1884–1885 | Madagaskar | 1900 | China (Boxer) |
| 1895 | Madagaskar | 1904 | Tibet |
| 1900 | China (Boxer) | 1914–1918 | Weltkrieg I |
| 1914–1918 | Weltkrieg I | 1939–1945 | Weltkrieg II |
| 1939–1945 | Weltkrieg II | | |

betrachtet, dann ergibt sich erst recht kein „Vorbildcharakter", es sei denn als abschreckendes Beispiel. Denn diese Operationen – das Attentat und der Putsch – sind so unzulänglich geplant, vorbereitet und durchgeführt worden, daß sie nur infolge einer Vielzahl glücklicher Zufälle hätten gelingen können. Diese „Revolution per Telefon" steht somit im Widerspruch zu fundamentalen Erkenntnissen der Generalstäbe in aller Welt. Vor Nachahmung ist daher dringend zu warnen.

„Die Klärung muß vorangetrieben, das Gespräch aktiviert werden. Die Meinungsbildung wird dringend", forderte Wolfgang v. Groote im Jahre 1964. Es darf angenommen werden, daß er sich inzwischen um Klärung und Meinungsbildung bemüht hat. Bei objektiver Beurteilung kann es aber nur die eine Meinung geben: Die Bundeswehr muß alles daransetzen, um eine Wiederholung des 20. Juli 1944 zu verhindern! Denn – so sagte Hitlers Generalstabschef Beck im Sommer 1938 während der Sudetenkrise: „Meuterei und Revolution sind Worte, die es im Lexikon eines deutschen Offiziers nicht gibt" und nicht geben darf!

## DER FAST PERFEKTE TYRANNENMORD

„Das Versagen Stauffenbergs müßte erst noch nachgewiesen werden . . . [und] die Kritiker . . . sollten . . . bessere, durchführbare Vorschläge machen", schreibt da Peter Hoffmann, der sich der Zweischneidigkeit seiner Attacke anscheinend nicht bewußt ist. Denn dieser Versuch, jede Kritik an der Galionsfigur des Widerstandes zu unterdrücken, erweist sich als direkte Herausforderung des Kritikers zu der logischen Replik: „Schaffen Sie mir erst einmal die Voraussetzungen, die am 15. oder 20. Juli 1944 gegeben waren, und dann werde ich die Aktion Stauffenbergs nicht nur nachvollziehen, sondern auch von Grund auf besser machen!"

Selbstverständlich ist der oben zitierte Autor nicht imstande, dieser durchaus berechtigten Aufforderung nachzukommen, so daß der experimentelle Nachweis für das Versagen Stauffenbergs entfällt. Dem-

nach kann die Entwicklung „besserer, durchführbarer Vorschläge" nur auf dem Wege logischer Überlegungen und Deduktionen erfolgen. Wie wäre wohl die Aktion vom 20. Juli 1944 verlaufen, wenn an Stelle Stauffenbergs, der seiner selbstgestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen war, ein kriegserfahrener, waffenkundiger, technisch gebildeter und zum höchsten Einsatz fest entschlossener Offizier den Anschlag vorbereitet und ausgeführt hätte? Vielleicht fände man heute in der Chronik den nachstehenden Bericht des Attentäters:

Nachdem ich mich entschlossen hatte, Hitler mit einer Bombe zu töten, galt meine erste Sorge der Beschaffung des Sprengstoffes. Zu diesem Zweck wandte ich mich an einen befreundeten gleichgesinnten Offizier, der als Chef einer Pionier-Ersatzkompanie fungierte. Zunächst äußerte er Bedenken wegen der strengen Bestimmungen: Die Munitionsbestände waren genau verbucht, und der Verbrauch mußte mit detaillierten Verwendungsnachweisen belegt werden. Doch sagte er mir seine Mithilfe zu, nachdem ich ihm erklärt hatte, wie leicht es sei, den von mir benötigten Sprengstoff ganz unauffällig zu beschaffen. Auf dem Dienstplan der Ausbildungskompanie standen auch die sogenannten Gewöhnungssprengungen: Die Rekruten mußten sich eingraben, und ein Ausbilder, meistens der Zugführer, brachte dann in der Nähe eine Sprengladung wechselnder Größe zur Detonation. Hierbei wurden keine festen Objekte gesprengt; die jungen Soldaten sollten sich nur an den Knall und die Nervenbelastung gewöhnen.

Meinem Vorschlag entsprechend übernahm nun auch der Hauptmann selbst hin und wieder die Anbringung und Zündung der Ladung. Wenn er sich dann einige Sprengkörper (Format 4 x 5 x 7 Zentimeter, Gewicht 200 Gramm) in die Tasche steckte, war nach der Detonation niemand in der Lage, die tatsächlich verbrauchte Menge festzustellen. (Bei der Sprengung von Mauerwerk, Beton, Stahl oder anderen festen Materialien hätte die Verminderung der Sprengstoffmenge zu einem meßbaren Wirkungsabfall geführt!)

In solch unauffälliger Weise beschaffte mir der Pionieroffizier nach und nach einen ausreichenden Vorrat an Sprengstoff. Diesen verpackte ich in Konservenbüchsen, die ich mit aufgeklebten Etiketten als Wurst, Apfelmus und Marmelade deklarierte. Ein Bekannter mit einschlägigen Beziehungen hatte mir die leeren Büchsen und auch

leihweise ein Rändelgerät zum fachgerechten Verschließen besorgt. In dieser unverfänglichen Verpackung schafften Fellgiebel, Stieff und andere Freunde den Sprengstoff ins Führerhauptquartier Wolfsschanze und später auch nach Berchtesgaden, so daß ich gegebenenfalls sofort darüber verfügen konnte. Ich wollte ja nicht „wochenlang mit meiner Aktentasche voll Sprengstoff durch die Lande reisen", wie ein Literat so sarkastisch formuliert hat. Der Sprengstoff für das Attentat lag also bereit.

Bei unseren Beratungen über die Bemessung der Ladung trafen wir zunächst auf unerwartete Schwierigkeiten. Denn keiner der befragten Pionieroffiziere war in der Lage, eine exakte Berechnung vorzunehmen. Es gab nämlich keinerlei wissenschaftliche Erkenntnisse hinsichtlich der physiologischen Auswirkungen von Sprengstoffexplosionen.

Es war rechnerisch nicht feststellbar, wie groß die Ladung sein müßte, um auf bestimmte Entfernung einen Menschen zu töten. Doch aus der jedem Pionier bekannten Sprengformel $L = W^3 \cdot c \cdot d$ geht hervor, daß 1 Kilogramm TNT im Umkreis von einem Meter auf „gewalzten Schotter" oder vergleichbar festes Material zermalmend wirkt. So einigten wir uns nach Abwägung aller kalkulierbaren Umstände und Auswertung diesbezüglicher Erfahrungen der Frontoffiziere auf die Annahme, daß eine Bombenexplosion auf Menschen absolut tödlich wirkt, wenn die Ladungsmenge ein Kilogramm und der Abstand vom Detonationsherd höchstens einen Meter beträgt.

Zwecks Erhöhung der Erfolgsaussichten entschloß ich mich noch zu folgenden „Overkill"-Maßnahmen:

1. Ich wählte als Ladung 14 Sprengkörper à 200 Gramm, demnach mit insgesamt 2,8 Kilogramm fast das Dreifache des errechneten Quantums. (Über die Zahl 14 werde ich weiter unten noch referieren.)
2. Ich würde die Bombe dem während meines Vortrages neben mir stehenden Hitler im wahrsten Sinne des Wortes vor die Füße legen, nämlich in einem Abstand von etwa 30 Zentimetern. Sollte er dann zufällig noch um einen Schritt zur Seite treten – mehr war in Anbetracht der dichten Teilnehmerreihe nicht möglich –, so befände er sich immer noch innerhalb des tödlichen Wirkungskreises.

Als nächstes war nun das Zünderproblem zu lösen. Die ohne Verzögerung wirkenden heeresüblichen Zug- und Druckzünder kamen nicht in Frage. Ihre Verwendung hätte für den Attentäter reinen Selbstmord bedeutet. Welcher Mensch normaler Geistes- und Gemütsverfassung aber ist der seelischen Belastung eines solchen Einsatzes gewachsen? Ich fühlte mich hierzu nicht befähigt. Man sprach zwar in unserem Kreise wohl gelegentlich von einigen Vorhaben dieser Art; doch ist keines von ihnen über das Stadium der Planung und Vorbereitung hinaus gediehen. (Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei darauf hingewiesen, daß hier nur Anschläge gegen Hitler zur Debatte stehen!) In keinem dieser Fälle ist es wirklich zur Tat gekommen; in keinem dieser Fälle hat der Täter – sofern vor der Tat von Täter die Rede sein kann – die letzte Konsequenz gezogen oder ziehen können oder ziehen müssen. Es kam immer etwas dazwischen, und der Täter erhielt keine Gelegenheit zur letzten Bewährungsprobe. Heute aber muß er damit rechnen, daß seine damalige Einsatzbereitschaft und seine Opferwilligkeit mangels Beweises in Zweifel gezogen werden. Kurzum, ich halte nichts von derartigen Winkelried-Plänen, die im Falle des Scheiterns auch noch Anlaß zu peinlichen Unterstellungen und hämischen Bemerkungen geben können. Meines Erachtens sollte der politische Attentäter weniger Heldenmut und mehr Intelligenz aufwenden.

Infolge Wahrnehmung zeitgemäßer technischer Gegebenheiten bot sich mir dann auch eine reale Chance, das Attentat ohne unmittelbare persönliche Gefährdung auszuführen, indem ich zwar ebenfalls einen Zeitzünder verwendete, im Gegensatz zu Gersdorff und anderen jedoch mit einem grundlegenden Unterschied: Ich lehnte den englischen Clam- bzw. Bleistiftzünder ab, da er auf einer chemischen Reaktion beruht und daher nach dem Zerdrücken der Säurekapsel nicht mehr abgestellt werden kann; somit ist der Attentäter gleichsam der Gefangene seines Tatwerkzeuges. Da dieser Zünder nach Schlabrendorffs Angaben am 13. März 1943 versagt hatte, zweifelte ich auch an seiner Zuverlässigkeit.

Es mußte daher ein mechanischer Zünder zur Verwendung kommen, der sich nach Belieben an- und abschalten ließ. Ein solcher Zünder aber stand mir damals nicht zur Verfügung; aus deutschen Heeresbeständen oder sonstigen Quellen war er nicht zu beschaffen.

Da präsentierte mir ein befreundeter Ingenieur einen selbstkonstruierten, absolut lautlosen Zündmechanismus: Eine Blattfeder aus Bimetall wird durch den Strom einer Taschenlampenbatterie erhitzt, biegt sich auf und schließt nach einer regulierbaren Zeitspanne den Stromkreis einer elektrischen Sprengkapsel, eines „Glühzünders". (Erläuterungen s. unten!) Wir haben diesen Apparat mehrfach mit Erfolg getestet; doch stellte sich heraus, daß die Laufzeit wohl auf die Minute, nicht aber auf die Sekunde genau einzustellen war. Nach meinem Plan aber kam es auf Sekunden an!

Immerhin war ich einen entscheidenden Schritt weitergekommen, da ich nun ein ideales Hilfsmittel des Attentäters, den elekrischen Glühzünder, kennengelernt hatte. Es wird mir immer unbegreiflich bleiben, aus welchem Grunde die Fachleute unseres Kreises, etwa die Pionieroffiziere Knaak und Kuhn, niemals auf den Glühzünder hingewiesen haben, obwohl dieser zur normalen Ausstattung des Pioniers gehörte! Sollten sie, die Bataillonskommandeure, einen solch alltäglichen Gebrauchsgegenstand des Pioniers nicht gekannt haben? Sollten sie über das normale Handwerkszeug ihrer Waffengattung so schlecht und unzureichend informiert gewesen sein? Jedenfalls verdankte ich meine diesbezüglichen Informationen nicht einem dieser Pioniermajore, sondern einem „Zivilisten", dem bereits erwähnten Ingenieur, der mir auch bei meinen weiteren Vorbereitungen behilflich war.

Mit Ausnahme des deutschen Handgranatenzünders beruhten alle mir bis dahin bekannten Zünder auf dem gleichen Prinzip: Ein Schlagbolzen schnellt unter Federdruck auf das Zündhütchen; es entsteht eine Stichflamme, und diese entzündet die Sprengkapsel als Initialzündung für den Sprengstoff. Der Glühzünder, nichts anders als eine Sprengkapsel mit eingebautem Glühdraht, vereinfacht den Zündvorgang ganz wesentlich, da er ohne mechanische Vorrichtungen ausgelöst wird, nämlich durch Schließen eines elektrischen Stromkreises, also durch den oft zitierten „Druck auf den Knopf".

Ich hatte nun noch dafür zu sorgen, daß dieser Knopfdruck im richtigen Zeitpunkt erfolgte. Zu diesem Zweck wollte ich eine handelsübliche elektrische Uhr verwenden. Da eine spezielle Schaltuhr nicht aufzutreiben war, mußte eine elektrische Zeituhr meinem Zweck dienlich gemacht werden, und zwar durch Einbau eines variablen Kontak-

tes. Dies gelang meinem geschickten Freund ebenso gut wie auch die Herstellung eines schalldichten Gehäuses. Den Strom für den Glühzünder lieferte eine normale Trockenbatterie.
Damit war im Prinzip der technische Teil unserer Aufgabe gelöst, und wir testeten nun noch die Zuverlässigkeit des ganzen Aggregates durch zahlreiche Probestarts, die immer den gleichen positiven Verlauf nahmen: Nach dem Einschalten des Stroms begann die Uhr zu gehen, und genau zum vorgesehenen Zeitpunkt schloß sich der Kontakt, der im Ernstfalle den Zündstrom einschalten würde.
Am 13. März 1943 war der Attentatsversuch Schlabrendorffs gescheitert, weil der einzige Zünder seiner Bombe versagt hatte. Das sollte mir nicht passieren; ich bestückte vorsorglich meine Bombe mit drei Zündern! Ich benötigte demnach auch drei Glühzünder, die mir dann der bereits erwähnte Pionieroffizier beschaffte. (Es war inzwischen meinem technischen Mentor, dem „zivilen" Ingenieur, gelungen, aus normalen, in jedem Elektrogeschäft erhältlichen Einzelteilen einen gut funktionierenden Behelfs-Glühzünder zu konstruieren; doch zog ich es vor, die Originale zu verwenden.)
Noch ein weiterer Unsicherheitsfaktor mußte berücksichtigt werden: Ich wollte die Bombe in unmittelbarer Nähe Hitlers unter den Tisch stellen und dann hinausgehen. Wenn nun jemand nach meinem Weggehen aus irgendeinem Grunde die Aktentasche wegnahm oder zur Seite schob, dann war der Erfolg des Anschlages in Frage gestellt. Aus diesem Grunde baute ich im Boden der Bombe einen Entlastungszünder ein. Damit war die Gewähr gegeben, daß man nach dem Einschalten des Zündstromes die Bombe nicht mehr ohne mein Zutun aus der Nähe Hitlers entfernen konnte, ohne die Detonation auszulösen.
Wenn aber Hitler sich aus der Nähe der Bombe entfernte, wenn er den Raum oder zumindest den Gefahrenbereich verließ? Hierzu durfte ich ihm keine Gelegenheit geben. Ich mußte selbst bis zum letztmöglichen Augenblick auf meinem Platz an seiner Seite bleiben. Eine Sicherheitsphase von 40 bis 50 Sekunden erschien mir angemessen.
Der Entlastungszünder im Boden der Aktentasche hatte noch einen anderen, zunächst nicht vorgesehenen Zweck zu erfüllen: Am 18. Juli wurde mir ein alarmierender Vorfall bekannt. Der etwas unbekümmerte und redselige Oberleutnant v. Haeften sollte in Gegenwart

Uneingeweihter – cherchez la femme – von einem „bevorstehenden Attentat" schwadroniert haben. Eine Tochter der Frau v. Bredow hatte dann prompt diese sensationelle Neuigkeit dem Grafen Welsburg erzählt; der gab sie weiter, und nun kursierte in den Salons der Berliner Gesellschaft das Gerücht, daß noch in dieser Woche das Führerhauptquartier in die Luft gesprengt würde. Es war also nur noch eine Frage der Zeit, daß auch die Gestapo davon erfuhr und entsprechend reagierte.

Diese Befürchtungen verfolgten mich, bis ich am 20. Juli unbehelligt, aber keineswegs beruhigt den Besprechungsraum in der Lagebaracke betrat. So war ich – um den Ereignissen etwas vorzugreifen – während meines Vortrages jederzeit darauf gefaßt, daß plötzlich einige RSD-Leute aufkreuzten, um mich von Hitler abzudrängen und zu verhaften. Doch dank des Bodenzünders wäre ich auch einer solchen Situation gewachsen gewesen. Denn was auch immer geschehen mochte – Hitler hätte mir nicht mehr entkommen können. In jedem Falle blieb mir Zeit und Gelegenheit, die Tasche mit dem Fuß anzustoßen und dadurch die Explosion auszulösen. Mein Leben wäre nach Entdeckung des Anschlages ohnehin verwirkt gewesen. Doch dieser Akt der Verzweiflung blieb mir erspart; die Gestapo hatte von dem fatalen Gerede des Oberleutnants v. Haeften und vom drohenden Untergang der Wolfsschanze noch nichts oder zu wenig oder zu spät erfahren.

Zurück zu meinen Vorbereitungen!

Da drohte noch eine Gefahr, die sich trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nicht völlig ausräumen ließ: Die Verhaftungswelle der jüngsten Zeit, der so manche unserer Freunde zum Opfer gefallen waren, ließ zweifelsfrei erkennen, daß die Gestapo durch zunächst noch diffuse Attentatsgerüchte schon mißtrauisch geworden war. So mußten wir damit rechnen, daß der für Hitlers Sicherheit verantwortliche Lagerkommandant auf den naheliegenden Einfall kam, die Aktentaschen der Besprechungsteilnehmer beim Eintritt kontrollieren zu lassen. (Ein entsprechender Befehl lag schon lange vor, wurde bislang aber noch ingnoriert.) Es war also notwendig, die Bombe derart zu tarnen, daß sie wenigstens bei einer normalen Kontrolle, bei einem flüchtigen Blick in meine geöffnete Aktentasche, nicht bemerkt werden konnte. Ich wählte als Tarnung einen zweckmäßig präparierten Aktenordner. Denn was erscheint harmloser und unauffälliger als

Akten in einer Aktentasche? Dazu waren allerdings einige Vorarbeiten zu leisten. Zunächst ließ ich mir eine zweckdienliche Aktentasche anfertigen. Sie war so geräumig, daß darin außer einem normalen Aktenordner auch noch zwei Schnellhefter Platz fanden. (Ich mußte ja einige Vortragsunterlagen zur Verfügung haben!)
Dann machte ich den Ordner als Bombenversteck zurecht. Ich füllte ihn mit einigen hundert Schriftstücken, so daß sich ein Papierstoß von sieben Zentimeter Höhe ergab. Die einzelnen Blätter hatten je einen Ausschnitt von 16 x 21 Zentimeter Größe und bildeten somit einen Hohlraum, in dem ich 14 Sprengkörper à 200 Gramm verstaute. Ich hätte 15 Stück unterbringen können, mußte aber einen weglassen, um Platz zu schaffen für die Schaltuhr. Nach Einbau der Sprengladung und der Uhr wurde die Öffnung mit ein paar weiteren Schriftstücken – natürlich ohne Ausschnitt – überklebt. Man konnte nun den Ordner ganz unbesorgt aus der Tasche herausnehmen, man konnte sogar den Deckel aufklappen, ohne daß etwas Auffälliges oder Verdächtiges zum Vorschein kam. Das Gewicht der herausgeschnittenen Papiermenge entsprach ungefähr dem des Sprengstoffes, so daß auch in dieser Hinsicht kein Verdacht aufkommen konnte. Der übliche gelb-rote, diagonal aufgeklebte Papierstreifen als Kennzeichen der „Geheimen Kommandosache" und an augenfälliger Stelle noch ein gleichlautender Stempelaufdruck vervollständigten die Tarnung.
Der Entlastungszünder ließ sich infolge seiner geringen Dimensionen im Boden der Aktentasche einbauen. Alle elektrischen Leitungen verliefen, durch Überkleben verdeckt, in den Nähten der Tasche. An dieser und – korrespondierend – am Ordner befanden sich verdeckte Klammern, so daß beim Fertigmachen der Bombe die elektrischen Anschlüsse schnellstens hergestellt werden konnten. Farbmarkierungen machten jede Verwechslung unmöglich.
So war ich technisch aufs beste für das Attentat gerüstet, und demgemäß vollzog sich der Ablauf der Ereignisse wie geplant:
Nach meinem Eintreffen in der Wolfsschanze begab ich mich, begleitet von meinem Adjutanten, in einen separaten Raum, den ich mir unter einem plausiblen Vorwand vom Lagerkommandanten hatte reservieren lassen. Vor jeglicher Störung sicher, packte ich die Bombe in die Aktentasche und klemmte die Stromleitungen an. Schließlich legte ich noch die beiden Schnellhefter mit den Vortragsunterlagen

dazu. Damit waren meine Vorbereitungen für den Einsatz abgeschlossen.
Als der Zeitpunkt gekommen war, ging ich mit den anderen Offizieren zur Lagebaracke, in der Hand die Aktentasche. Dann kam Hitler, begrüßte uns und eröffnete die Besprechung, die „Morgenlage". Zuerst sprach General Heusinger, und anschließend wurde ich zum Vortrag aufgefordert. Der entscheidende Augenblick war gekommen, und es scheint mir gelungen zu sein, meine begreifliche Erregung zu verbergen.
Ich trat unmittelbar rechts neben Hitler an den Kartentisch und nahm mein Vortragskonzept aus der Aktentasche. Hierbei konnten die Umstehenden und auch Hitler selbst natürlich den übrigen Inhalt erblicken, den explosiven, aber harmlos aussehenden Aktenordner. Niemand schöpfte Verdacht. Warum auch? Ich verschloß meine Tasche wieder und stellte sie dann mit der linken Hand so weit unter den Tisch, daß Hitler sie bei normalem Verhalten nicht mit den Füßen berühren konnte. Das war äußerst wichtig, wenigstens für meine Person; denn die geringste Verschiebung der Tasche hätte die sofortige Explosion zur Folge gehabt, und ohne zwingenden Grund wollte ich meinen Führer auf seinem letzten „Fluge" nicht begleiten. Hingegen verbot sich ein zu großer Sicherheitsabstand wegen der dadurch verminderten Wirkung der Detonationswelle. Deshalb hatte ich schon längst vorher den optimalen Platz für die Tasche sorgfältig ermittelt und das richtige Abstellen immer wieder geübt. Trotz meiner flatternden Nerven klappte es jetzt auch wie abgezirkelt. Beim Loslassen des Tragegriffes betätigte ich den unter diesem angebrachten Schalter: Jetzt lief die Uhr, und es blieben noch genau fünf Minuten bis zur Explosion.
Ich begann mit meinem Vortrag, dessen Text so abgefaßt war, daß ich nach vier Minuten Veranlassung fand, eine als Blickfang aufgemachte Zeichnung auf den Tisch zu legen. Erwartungsgemäß wurde Hitler durch diesen Trick zunächst einmal abgelenkt und beschäftigt. Diese Situation ausnutzend, leitete ich nun meinen Rückzug ein. (Da ich meine Armbanduhr an der Innenseite des Handgelenks trug, konnte ich dauernd, aber unauffällig, das Zifferblatt im Auge behalten.) Es war mittlerweile allerhöchste Zeit – nur noch 40 bis 50 Sekunden vor „X"!

Mit sorgfältig ausgewählten Worten sowie entsprechender Mimik und Gestik erklärte ich meinem Führer, daß ich mich wegen eines natürlichen, aber unaufschieblichen menschlichen Bedürfnisses unverzüglich zurückziehen müsse; und ohne seine Erlaubnis abzuwarten, verließ ich den Raum, ringsum verständnisinnige Heiterkeit auslösend. Meine offensichtliche Eile war keineswegs nur vorgetäuscht, sondern, vom Vorrücken des Uhrzeigers verursacht, völlig echt. Sie erregte jedoch infolge meiner „Dringlichkeitserklärung" keinerlei Verdacht.

(Wenn mir diese Komödie so überzeugend gelungen ist, dann verdanke ich das der Hilfe eines berühmten Schauspielers und Regisseurs, der – wenigstens im engsten Freundeskreis – als enragierter Hitlergegner bekannt war. Geduldig hat der große Mime den für mich lebenswichtigen Auftritt so lange und so oft mit mir geprobt, bis meine Worte und Gesten nach seinem sachverständigen Urteil hinreichend lebensecht wirkten.)

Die Mühe des intensiven Rollenstudiums wurde belohnt; Hitler ließ mich wortlos gehen. Er mag wohl an seine eigenen diesbezüglichen Beschwerden gedacht haben. Ich konnte mich unbehelligt entfernen und erreichte den ins Freie führenden rettenden Korridor. Während ich die Tür hinter mir schloß, hörte ich noch, wie Hitler das Gespräch wieder aufnahm.

Dann folgten die längsten Sekunden meines ganzen Lebens. Bei jedem Schritt zum Ausgang hin erwartete ich einen Ruf, einen Befehl: „Halt! Stehenbleiben! Zurückkommen!" Ich war einer Panik nahe, als vor mir ein SS-Mann auftauchte, der dann aber nur die übliche Ehrenbezeigung machte und vorbeiging. Endlich drang das sehnlich erwartete Krachen der Explosion in mein Bewußtsein, und die ungeheure Spannung löste sich in dem befreienden Gedanken: „Es ist geschafft!"

Da kam auch schon mein Adjutant und führte mich zwischen den jetzt von allen Seiten herbeistürzenden Soldaten hindurch zum startbereiten Wagen. Und wieder eine Ewigkeit später, während der Schlagbaum an der Außenwache hochging, während der von mir zur Eile gedrängte Leutnant Kretz mit Vollgas und durchdrehenden Rädern anfuhr, hörte ich die wahrhaft weltbewegenden Worte, die der Feldwebel Kolbe seinen Soldaten zurief: „Der Führer ist tot!"

## Perfekt

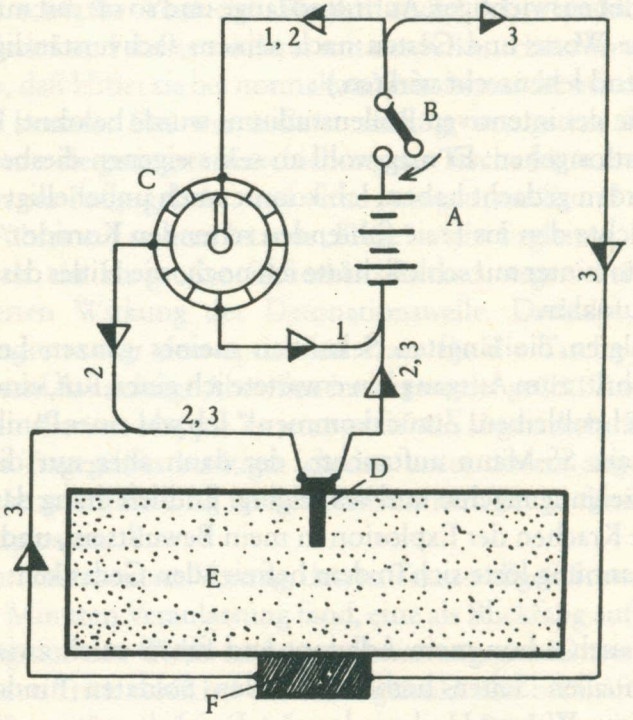
### Schaltschema der elektrischen Anlage

Bestandteile:

| | | | |
|---|---|---|---|
| A | Stromquelle (Batterie) | D | Glühzünder |
| B | Startschalter | E | Sprengladung |
| C | elektrische Schaltuhr | F | Entlastungszünder |

Funktion:

Durch Betätigung des Startschalters wird die Batterie angeschlossen; die Schaltuhr läuft an (Stromkreis 1).
Nach Ablauf der eingestellten Zeit wird Stromkreis 2 durch die Schaltuhr geschlossen; der Glühzünder löst im vorgesehenen Zeitpunkt die Detonation aus.




Wird die Bombe während der Zünderlaufzeit angehoben oder zur Seite gerückt, dann schließt der unter dem Bombenbehälter (Aktentasche) angebrachte Entlastungszünder den Stromkreis 3, so daß sofort die Detonation der Sprengladung erfolgt.

Damit endet die Schilderung eines imaginären Tyrannenmordes, und jeder fachkundige Beurteiler wird einräumen müssen: „So hätte es sein können am 20. Juli 1944."
Doch trotz scheinbar lückenloser Perfektion bleibt auch hier ein unkontrollierbarer Faktor dem Zufall überlassen. „Hitler wird sich doch wohl nicht gerade in diesem Augenblick entschließen, ebenfalls hinauszugehen", rechnet der Attentäter. Wenn er aber doch hinausginge? Zeitlich könnte es so eben reichen, und dann wäre er wieder einmal davongekommen.
Mithin kann bei Verwendung von Zeitzündern nur dann mit dem sicheren Gelingen des Anschlages gerechnet werden, wenn der Attentäter zum Selbstopfer bereit ist. In allen anderen Fällen bleibt auch der perfekte Plan hinsichtlich der Erfolgsaussicht eben doch nur imperfekt!

## HARRY WITTNER IN DER KROLL-OPER

Nach dem Ende des Krieges entdeckten zahlreiche Opportunisten, daß sie eigentlich schon immer „dagegen" gewesen waren. Wie die Pilze nach dem Regen, so schossen nun die Widerstandskämpfer aus dem Boden, und verhinderte Tyrannenmörder machten ihre Ansprüche geltend, außer den üblichen Lorbeeren auch materielle Werte nicht verschmähend. Manche von ihnen fielen durch allzu eifriges Gewinnstreben auf und verschwanden nach einer mehr oder minder langen Starperiode unter peinlichen Begleiterscheinungen von der politischen Bühne. Anderen gelang indes nicht einmal der kleinste Probeauftritt. Hierüber berichtete ein Zeitgenosse aus eigenem Erleben:
Seit der radikalen Kursänderung im Jahre 1945 wollte ich schon immer mal einen jener gescheiten Männer kennenlernen, die im Gegensatz zu uns, zur „urteilslosen breiten Masse", unseren Führer von Anfang an durchschaut und sogar bekämpft hatten. Gar zu gerne hätte ich von einem leibhaftigen Widerstandskämpfer erfahren, aus welchen Gründen alle Anschläge gegen Hitler erfolglos geblieben waren, trotz vorgeblicher Selbstopferbereitschaft, trotz bester Chancen.

Eines Tages war es dann soweit. Schmunzelnd und augenzwinkernd stellte der Gastgeber mir einen – wie er betonte – uralten Antifaschisten vor: „Das ist Harry, unser Hitlermörder!" Der also Apostrophierte zeigte sich nun keineswegs ungehalten oder gar beleidigt. Im Gegenteil! Er faßte diese saloppe Statusdefinition anscheinend als Kompliment auf, gewissermaßen als Bestätigung, daß er, Harry Wittner, in einer Reihe stand mit so berühmten Persönlichkeiten wie Feldmarschall Rommel und General Beck und Oberst Graf Stauffenberg.
Harry Wittner – das war genau der Mann, den ich schon seit langem gesucht hatte! Bei passender Gelegenheit dirigierte ich ihn in einen ruhigen Winkel des gastlichen Hauses, und es bedurfte keiner besonderen Aufforderung, um ihn zum Reden zu bringen. Er brannte förmlich darauf, seine Geschichte wieder einmal loszuwerden, und so erfuhr ich aus berufenem Mund von einer Episode des Widerstandes, die in der Literatur noch nicht verzeichnet ist.
Im Sommer 1933 wollte Harry anläßlich einer Reichstagssitzung in der Kroll-Oper dem NSDAP-Regime ein Ende machen und dem Reichskanzler Hitler eine Handgranate aufs Rednerpult werfen. „Dabei wäre ich natürlich auch hops gegangen", umschrieb er mit heroisch-burschikosem Galgenhumor sein eigenes Schicksal.
Alles war bestens vorbereitet, wenigstens theoretisch: Sein „Assistent", ein abtrünnig gewordener SA-Führer, würde nicht nur die Handgranate und die Eintrittskarte besorgen; er würde auch neben ihm sitzen und ihn gegen die Platznachbarn abschirmen, so daß sie ihm beim Bombenwurf nicht in den Arm fallen konnten. Doch während der gute Harry sich seelisch auf den historischen Augenblick vorbereitete und mit dem Leben abschloß, muß sein Komplize wohl kalte Füße bekommen haben. Er war jedenfalls zur Gestapo gelaufen und hatte gepetzt.
Daraufhin erschienen ein paar SS-Männer bei unserem Harry und nahmen ihn mit. Einige Tage saß er in der Zelle, wurde scharf verhört und schließlich kommentarlos wieder entlassen. Derart überraschend billig davongekommen, besann er sich nicht lange, nahm die Füße in die Hand und setzte sich ab, so weit es eben ging. Er landete am äußersten Südzipfel Italiens in einer Künstlerkolonie, wo er als Faktotum sein Leben fristete, schlecht und recht, bis es ihn nach dem Kriege wieder in die alte Heimat zog. Und da war er nun . . .

Da war er nun und ging mit seiner Attentatsgeschichte hausieren. Er wollte seinen Kampf gegen Hitler der Mitwelt in Buchform überliefern, stieß aber bei den Verlegern einstweilen noch auf kühle Reserve, zumal sein Opus kaum über die Ouvertüre hinaus gediehen war. Da er mithin seinen Tatbericht noch nicht schwarz auf weiß präsentieren konnte, verlegte er sich aufs Erzählen und suchte nach Leuten, die ihm geduldig zuhörten, so wie ich an diesem Abend.

Ich weiß nicht, ob es Harry jemals gelungen ist, andere Hörer zu überzeugen; bei mir schaffte er es jedenfalls nicht. Ich lauschte zwar ohne Wimpernzucken, konnte mich aber nicht zum Glauben entschließen. Denn dieses Heldenlied vom todesmutigen Tyrannenmörder enthielt nach meiner Ansicht doch allzu viele „ungereimte" Verse.

Fangen wir einmal mit der letzten Strophe an, mit der rätselhaften Freilassung eines Mannes, der Hitler hatte ermorden wollen: Nach landläufiger Meinung war sein Schicksal besiegelt: Anklage – Gerichtsverhandlung – Todesurteil – der Gang zum Schafott; jeder andere Ausgang undenkbar. Nach Berichten seriöser Autoren erging es so dem Studenten Helmut Hirsch, der am 4. Juni 1937 hingerichtet wurde; so erging es auch den Verschwörern Karl Hoffmann, Wilhelm Tosch und Erich Schulz am 12. Oktober 1940. Sie hatten keinen Schuß auf Hitler abgegeben, keine Bombe gezündet, keine Handgranate geworfen. Sie hatten ihre Attentate nur geplant; sie hatten sich nur zur Ausführung bereit erklärt, genau wie Harry Wittner. Den aber ließ die Gestapo wieder laufen, obwohl seine Schuld durch die Aussage seines umgefallenen Komplizen zweifelsfrei bewiesen war!

Lag hier vielleicht ein Mißverständnis vor, ein Irrtum der Gefängniswärter? Dann mußte Harry mit alsbaldiger Aufklärung und erneuter Verhaftung rechnen. Daher konnte es für ihn nur einen vernünftigen Gedanken geben: Weg von hier, nichts wie weg! Raus aus dem Machtbereich der deutschen Justiz!

In der Tat hat Harry denn auch das Weite gesucht. Welcher vernunftbegabte Mensch jener Zeit aber würde unter solchen Umständen ausgerechnet nach Italien fliehen, wo die Gestapo bei den Schwarzhemden Mussolinis großzügige Rechtshilfe erwarten durfte, wenn es gegen einen Antifaschisten ging? Haftentlassung und Italienreise – das ist eine Kombination, die nur folgendermaßen erklärt

werden kann: Harry hatte eine relativ reine Weste. Seine Festnahme war nicht wegen eines Kapitaldeliktes erfolgt, sondern wegen einer Bagatelle, die nach Auffassung der Gestapo durch den ausgestandenen Schreck hinreichend gesühnt war. Diese Vermutung fand ich bald darauf durch den Bericht eines Mitbetroffenen bestätigt: Anläßlich einer Razzia im Halbweltmilieu war auch Harry mal aufgegriffen worden. Dabei fand man in seiner Rocktasche ein Exemplar des KPD-Organs „Rote Fahne" – für die Gestapo Grund genug, den armen Kerl in die Mangel zu nehmen.

Einstweilen aber blieb Harry noch bei seiner Heldensage, und nur allmählich konnte ich sein Schwadronieren stoppen, um das Gespräch in realistische, nüchterne Bahnen zu lenken. Bei der nun einsetzenden Erörterung technischer Details geriet der kühne Widerstandskämpfer schwer in die Bredouille, da er auf meine Fragen nur selten eine sinnvolle Antwort geben konnte. Es häuften sich die Indizien, daß die beiden Amateur-Attentäter auch die primitivsten Vorbereitungen unterlassen hatten.

So mußte Harry eingestehen, daß er nie in der Kroll-Oper gewesen war; er hatte es nicht für nötig befunden, sich mit der Örtlichkeit ein wenig vertraut zu machen. Er wußte nicht einmal, wo er Platz finden würde und aus welcher Entfernung er seine Handgranate werfen müßte. Die besten Plätze wären selbstverständlich bereits anderweitig vergeben gewesen: Das Parkett für die Abgeordneten, die Ränge für prominente Gäste, für Diplomaten, Generale, Parteifunktionäre, nicht zu vergessen die Rundfunkreporter und die internationale Presse. Würde es dem SA-Führer a. D. überhaupt gelungen sein, die beiden Eintrittskarten zu besorgen? Denn es gab damals viele, die in der Kroll-Oper auch einmal eine Reichstagssitzung miterleben wollten. Der Attentäter konnte also keinesfalls in die unmittelbare Nähe Hitlers gelangen; er mußte mit einer Wurfentfernung von mindestens zwanzig bis dreißig Metern rechnen. Damit kamen wir bei unserer Debatte zum eigentlichen „Akt", und Harry hatte insofern Pech mit der Auswahl seines Gesprächspartners, daß er an einen alten Krieger geraten war, der mit Handgranaten auf du und du stand.

Die erste Frage ergab sich ganz von selbst: Wäre es dem Attentäter gelungen, auf diese Distanz seine Handgranate genau ins Ziel zu werfen? Doch Harry wehrte lässig ab: „Ich hätte den Kerl schon

getroffen!" Er hielt eine weitere Erörterung dieser Frage für überflüssig, ohne allerdings eine Begründung für seine ostentative Zuversicht liefern zu können. Das nächste Eingeständnis erschien mir so über alle Maßen vernunftwidrig, daß ich es zunächst gar nicht glauben wollte; aber Harry erklärte ganz unmißverständlich, daß er niemals versucht hatte, seine Treffsicherheit zu erproben. „Wurfübungen? Wozu? Überdies hatte ich ja die Handgranate noch gar nicht bekommen!" Einen passend zugeschnittenen Holzknüppel als Trainingsgerät zu verwenden, auf diese Idee war er nicht gekommen. Mit der Sturheit des unbelehrbaren Laien vertrat er auch jetzt noch die Ansicht, daß ein Fehlwurf bei einer Entfernung von „nur" 30 Metern völlig ausgeschlossen sei.

Welch unbegreiflicher Optimismus! Wie hat unsereiner sich doch schwergetan bei der Handgranatenausbildung! Wie oft habe ich wohl den Zielkreis verfehlt, ehe ich mit einiger Sicherheit für einen Treffer garantieren konnte! Den anderen Rekruten ging es durchaus nicht besser. Ganz gewiß hätten auch Thälmanns „Rote Frontkämpfer" unserem Harry zu intensivem Training geraten, wenn er sie befragt hätte. Er hat sie nicht befragt, trotz seiner – übrigens auch jetzt noch immer bekundeten – Sympathie für das Rote Paradies und seine militanten Handlanger hierzulande.

Doch mit dem Treffen allein wäre es damals in der Kroll-Oper noch nicht getan gewesen. Auch die exakt auf dem Rednerpult aufschlagende Handgranate würde da nicht liegenbleiben; sie würde abprallen und ganz woanders explodieren. Und falls sie Hitler genau vor die Füße gekollert wäre, dann hätte der mit der Routine des erfahrenen Frontsoldaten zweckmäßig reagiert und nicht wie ein schreckgelähmtes Kaninchen die tödliche Detonation abgewartet.

Die heute noch vorliegenden Szenenfotos von den Sitzungen des Reichstages beweisen, daß Hitler während seiner Rede nicht in einer allseitig geschlossenen Kanzel stand, wie etwa der Pastor bei der Predigt; daß er vielmehr genügend Bewegungsfreiheit hatte, um sich durch seitliches Ausweichen in Sicherheit zu bringen. Ein Erfolg des Anschlages war demnach nur dann zu erwarten, wenn der Attentäter durch richtig bemessene Verzögerung beim Abwurf dafür sorgte, daß die Handgranate genau im Augenblick des Auftreffens detonierte. Um diesen sogenannten Schrapnell-Effekt zu erzielen, hätte Harry mit der

Stoppuhr in der Hand stunden- und tagelang systematisch trainieren müssen. Doch auf Befragen gab er zu, daß er an diesen Umstand, an das Abprallen, überhaupt nicht gedacht hatte.
Es gab da noch mehr Dinge, an die er nicht gedacht hatte. Wie wollte er wohl seine Bombe in die scharf bewachte Kroll-Oper hineinbringen? Einfach unter den Rock stecken? Ich forderte ihn auf, dies mit einer passenden Konservenbüchse einmal vorzumachen, und stellte ihn dann vor den Garderobenspiegel. Diese Demonstration genügte, um seinen Optimismus zu dämpfen. Er widersprach nicht, als ich die Ansicht äußerte, daß er mit einer echten Stielhandgranate unter dem Rock wohl kaum durch die Sperre gekommen wäre. Aber trotzig beharrte er: „Das mußte ich eben riskieren." An irgendwelche Tarnmaßnahmen hatten die beiden Helden damals nicht gedacht.
Ferner stellte sich heraus, daß Harry nie zuvor und auch nie hernach eine Handgranate in natura gesehen hatte und daß er von ihren technischen Einzelheiten so gut wie gar nichts wußte: Daß sie vor Gebrauch durch Einsetzen der Sprengkapsel scharfgemacht werden mußte; daß man die Kappe am Stielende abschrauben mußte, um den Abziehknopf freizulegen; daß dieser Knopf in einer ganz bestimmten Manier festgehalten werden mußte, damit er beim ruckartigen Abziehen nicht aus der Hand glitt . . .
„Das alles hätte mir der SA-Führer schon noch rechtzeitig beigebracht", meinte er und gab zu, daß er ganz auf die Hilfe seines Komplizen angewiesen war. Ob der allerdings die erforderlichen Kenntnisse besaß, das mochte Harry nun auch wieder nicht beschwören.
Der dem Gast gebotenen Höflichkeit entsprechend konnte ich all diese Einzelheiten nicht durch direkte Fragen aus dem merklich kleiner werdenden Erzähler herausholen. Es bedurfte erheblicher Umwege, um schließlich des Pudels winzigen Kern freizulegen: Der Salonbolschewik Harry Wittner hatte mal beim Dämmerschoppen einen aus der SA ausgestoßenen Gesinnungsgenossen getroffen. Als beide nach einigen Schnäpsen und vorsichtigem Abtasten ihre Seelenverwandtschaft erkannt hatten, gingen sie zum Meinungsaustausch über. Von Alkohol und Kneipendunst enthemmt, steigerten sie sich in einen vorerst noch platonischen Blutrausch hinein: „Schmeißt dem Hitler doch eine Handgranate an den Kopf!"

Mit diesem nicht gerade kategorischen Imperativ hatte es dann sein Bewenden, abgesehen davon, daß die beiden Hitlerkiller die Chancen eines solchen Vorhabens noch etwas ausführlicher diskutierten. Als sie sich dann später einmal nüchtern und bei hellem Tageslicht begegneten, da war von Attentat und Heldentod keine Rede mehr; da hatten sie nur noch Angst, daß jemand an der Theke ihre verwegenen Sprüche mitbekommen haben könnte. Doch diese Gefahr ging vorüber; die anderen waren genauso benebelt gewesen wie die beiden Amateurverschwörer.

Es gehört nun nicht mehr viel dazu, um aus diesem Biertischgerede und der späteren Verhaftung eine richtige Attentatsgeschichte zu komponieren. Zeit genug hatte Harry ja gehabt während der Jahre im Exil, und an „künstlerischer Anregung" dürfte es in der Künstlerkolonie nicht gemangelt haben. Warum sollte er nun, zwölf Jahre später, nicht die Konjunktur nutzen, warum sollte er sich nicht mit einem autobiographischen Abenteuerroman den Zugang zur Ehrenloge der Widerstandskämpfer erlisten? So begann er frisch-fröhlich zu schreiben und zu erzählen, und wenn er in Freundeskreisen fortan als „Hitlermörder" figurierte, so konnte das dem erstrebten Nimbus nur dienlich sein.

Das also ist die Geschichte vom Harry, der auszog, um Hitler zu ermorden. Er hat es nicht geschafft, weder den Mord, noch die wirtschaftliche Ausbeute, noch literarischen Ruhm. Für mich aber wurde sein Kroll-Oper-Libretto zum Anlaß, verhinderte Tyrannenmörder nicht nach ihrem unbewiesenen Wollen, sondern nach ihren konkreten Taten zu beurteilen.

## RÜCKBLICK UND AUSBLICK

Mit begreiflicher Sorgfalt vermeiden die Verteidiger des Widerstandes jegliche Erörterung der Frage, was wohl geschehen wäre, wenn Hitler den 20. Juli 1944 nicht überlebt hätte. Wenn man dieses Versäumnis nun nachzuholen versucht, dann tritt klar zutage, welche Gefahr für das deutsche Volk und Reich die Verschwörer tatsächlich heraufbe-

schworen haben. Denn der Tod Hitlers im damaligen Zeitpunkt mußte sich katastrophal auswirken, katastrophal auch im Vergleich mit dem einige Monate später erfolgten Zusammenbruch. Hierzu die Stimmen einiger prominenter und kompetenter Zeitzeugen:
Bereits im März 1943 erklärte der Feldmarschall v. Manstein, der geplante Anschlag auf den Führer („totschlagen wie einen tollen Hund", hatte Gersdorff ihm gesagt) sei ein „Unternehmen, das zum Untergang der Armee führen müsse". Und Generaloberst Rendulic behauptete, „daß ein Gelingen des Attentates unfehlbar den Bürgerkrieg in Deutschland ausgelöst hätte. Der Machtkampf zwischen Göring und Himmler wäre entbrannt."
„Das Schicksal hätte doch seinen Lauf genommen", urteilte rückblikkend Generaloberst Alfred Jodl; „daran hätten auch diese Leute mit ihren mexikanischen Gangstermethoden nichts geändert."
Die gleiche Ansicht vertritt Generaloberst Guderian in seinen „Erinnerungen eines Soldaten": „Die außenpolitischen Voraussetzungen für den Erfolg des Attentats waren nicht gegeben. Keiner der maßgebenden feindlichen Politiker hatte sich auch nur im mindesten zu Gunsten der Verschwörer festgelegt. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, daß die Aussichten des Reiches um nichts besser gewesen wären, als sie es heute leider sind. Es ging unseren Feinden eben nicht nur um die Beseitigung Hitlers und des Nazismus."
Wer jedoch die linientreuen Generale Hitlers für befangen hält, der möge zur Kenntnis nehmen, was ein leibhaftiger Widerständler, nämlich der ehemalige Präsident des Deutschen Bundestages und nachmalige Professor Eugen Gerstenmaier, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 21. März 1975 in später Reue bekennt: „Was wir während des Krieges nicht begreifen wollten, haben wir nachträglich gelernt: daß dieser Krieg schließlich nicht gegen Hitler, sondern gegen Deutschland geführt wurde." – In dieser Hinsicht herrscht demnach völlige Übereinstimmung: Die unheilige Allianz Roosevelt-Churchill-Stalin hatte sich die Vernichtung des Deutschen Reiches zum Ziel gesetzt. Der Kampf gegen Hitler war nur ein Vorwand.
Den entscheidenden Punkt aber hat Hitler erkannt und Ende September 1944 im Gespräch mit seinem Architekten Hermann Giesler ausführlich dargelegt: Er wäre zwar befreit gewesen von allen Mühen, Sorgen, drückender Verantwortung und schlaflosen Nächten, hätte die Heim-

tücke des Stauffenberg Erfolg gehabt. Doch was wäre das Ende gewesen? Chaos und Vernichtung an den Fronten, Haß und Verzweiflung! Die Verschwörer hätten nicht begriffen, daß wir in einem schicksalhaften Kampf ständen, einem Kampf um und für eine neue Lebensbasis, in einem Kampf um den Bestand Europas. Sie meinten: „Wir strecken die Waffen, in allen Ehren; wir überreichen unseren Degen, den uns dann Marschall Stalin oder wer auch immer ehrenvoll zurückreicht." Ja, in dieser Welt lebten die doch noch! . . . Sie wollten den Krieg beenden und die Nation der „Bedingungslosen Kapitulation" unterwerfen. Daß sie damit die Soldaten der Ostfront den Russen ausgeliefert hätten, das kümmerte sie nicht! – Soweit die Ausführungen Hitlers. Den Russen ausgeliefert! Was das bedeutet, welches Drama sich hinter diesen Worten verbirgt, das hat sich in erschütternder Weise am Schicksal der 6. Armee in Stalingrad gezeigt: Von den 300000 deutschen Soldaten waren 90000 in Gefangenschaft geraten; aber nur 6000 von ihnen haben den Krieg überlebt. Die anderen sind von der roten Soldateska erschlagen worden, in den Lagern verhungert oder erfroren. Niemand weiß, wo man sie verscharrt hat. – Dieses Schicksal haben Millionen deutscher Soldaten zu erwarten, wenn es nach der Ermordung Hitlers im Juli 1944 zur Kapitulation kommt.

Doch die Kapitulation hat noch andere schwerwiegende Folgen: Die Rote Armee bleibt dann nicht an irgendeiner Demarkationslinie stehen; sie marschiert weiter nach Westen, über die Elbe hinaus, so weit sie will, so weit, wie ihr Stalin befiehlt. Wer sollte sie auch aufhalten?

Die Invasionstruppen der Anglo-Amerikaner liegen immer noch fest in dem kleinen Brückenkopf um Caen, den sie trotz ihrer erdrückenden Materialüberlegenheit im Verlauf von sechs Wochen nur unwesentlich ausweiten konnten. Nun ist Waffenstillstand; die Deutschen haben den erbitterten Kampf eingestellt; der Weg nach Frankreich hinein steht offen.

Doch jetzt muß Eisenhower auf die krankhafte Empfindlichkeit des Generals de Gaulle Rücksicht nehmen. Der schreibt ihm vor, welche Stadt und welches Dorf zuerst „befreit" werden soll. Fahnen und Jubel überall, vor allem in Paris, wo die Siegesfeiern kein Ende nehmen. Das kostet Zeit! Wenn Bradley und Montgomery endlich am Rhein angekommen sind, dann winken ihnen vom anderen Ufer her schon

die Russen zu: „Hier sind wir!" Jeder weiß, was sie dabei denken: „Hier bleiben wir auch!" Und da würden sie heute noch stehen, unverrückbar, wie in Polen, wie in den baltischen Staaten, wie in Afghanistan. Denn außer den Juden in Israel gibt es kein Volk auf dieser Erde, das eine einmal erkämpfte oder erlistete Position mit solcher Hartnäckigkeit behauptet wie die Sowjetrussen.
So geht denn der Eiserne Vorhang nicht an der Elbe herunter, sondern einige hundert Kilometer weiter westlich, am Rhein! Vielleicht läßt Stalin mit sich handeln und genehmigt den Westmächten auch auf dem rechten, auf seinem Rheinufer ein bißchen Präsenz, etwa Heidelberg als Vier-Sektoren-Stadt nach Berliner Muster. Das wäre aber auch schon das Maximum seiner Zugeständnisse.
Von Präsident Roosevelt ist kein Einspruch zu erwarten; in seinem blinden Haß gegen die Deutschen überläßt er seinem Freund Stalin bereitwillig das ganze Territorium des endlich niedergerungenen Reiches. In Teheran und Jalta hatte man zwar anderes im Sinn gehabt; man wollte jeder Siegernation einen Teil der Beute zuweisen. Wer aber kann Stalin jetzt zwingen, die dem Westen zugedachten Zonen wieder zu räumen? Churchill, der dem Bolschewismus realistischer gegenübersteht als der US-Präsident, sieht bekümmert die Basis der britischen Politik, die Balance of Power, dahinschwinden, weiß aber nur zu gut, daß seine Proteste vergeblich wären.
In Anbetracht des starken kommunistischen Einflusses in Frankreich ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Trikolore niedergeholt und die Sowjetfahne aufgezogen wird. Zur Zeit der Volksfrontregierung Blum war es ja beinahe schon mal soweit gewesen. Nun ist auch diese Saat reif; wieder wird der Eiserne Vorhang weiter nach Westen vorverlegt, auf den Kamm der Pyrenäen.
Dann aber gibt es für Stalin kein Halten mehr: Er kann mit der Sympathie der ganzen sogenannten „freien" Welt rechnen, wenn er nun auch den allein noch übriggebliebenen faschistischen Diktator Franco beseitigt. Als letzter Zipfel Europas steht dann nur noch der Felsen von Gibraltar in der roten Brandung.
Diese Zukunftsvision läßt erkennen, was Europa, was die Menschheit den deutschen Soldaten zu verdanken hat. Denn nur durch ihren aufopfernden Kampf ist der Hunnensturm des 20. Jahrhunderts an der Elbe zum Stehen gebracht worden! Die Westmächte haben hierbei

allerdings auf Seiten der Hunnen gekämpft – bis die Berlin-Blockade 1948/49 ihnen die Augen öffnete.
Zurück zur Hypothese vom gelungenen Stauffenberg-Attentat! Da bleibt noch ein Einwand zu widerlegen, der scheinbar – aber nur scheinbar – unwiderleglich ist: Hätte eine Kapitulation im Juli 1944 nicht doch etwas Gutes bewirkt? Wären dadurch nicht Millionen Menschen gerettet worden, die in der Endphase des Krieges – hier verstanden als die Zeit zwischen Juli 1944 und Mai 1945 – noch umgekommen sind?
Die Verfechter dieser Meinung vergessen, daß auch nach und trotz des Waffenstillstandes vom Mai 1945 noch ungezählte Millionen deutscher Soldaten und Flüchtlinge zu Tode gekommen sind, nicht durch Kriegsereignisse, sondern durch barbarische Exzesse der entfesselten sowjetischen Truppen.
Man denke an den Aufruf Ilja Ehrenburgs: „Tötet! Tötet die Deutschen! Ein Tag, an dem du keinen Deutschen getötet hast, ist ein verlorener Tag!" Kann der Muschik aus der Kirgisensteppe oder aus den sibirischen Wäldern begreifen, daß er sich nach dem Ende des Krieges nicht mehr wie ein reißendes Tier, sondern wie ein Mensch verhalten soll? Das gilt auch für die Bevölkerung der von den Deutschen besetzten Gebiete. Man denke an das Massaker vom 31. Juli 1945 in Aussig, wo mehr als tausend deutsche Frauen und Kinder vom tschechischen Pöbel erschlagen, erschossen, ertränkt worden sind. Man denke an das berüchtigte polnische Internierungslager Lamsdorf: von 8000 Häftlingen haben nur 1500 überlebt. Doch das Inferno hatte noch viele andere Schauplätze, und in der Sendung des deutschen Fernsehens vom 26. Juli 1979 wird die Zahl der ermordeten deutschen Zivilpersonen auf mehr als zwei Millionen berechnet.
Es wäre jedoch ein makabres Zahlenspiel, die Toten der letzten Kriegsmonate aufzurechnen gegen die Opfer, die eine Kapitulation im Anschluß an das Attentat Stauffenbergs gefordert hätte. Daher wird darauf verzichtet, weitere Argumente zur Widerlegung des oben erwähnten Einwandes aufzuzählen.
Zum Abschluß dieses Rückblicks ist unbestreitbar festzustellen: Das Gelingen des Attentates vom 20. Juli 1944 wäre ein Verhängnis gewesen, nicht nur für Deutschland, nicht nur für Europa, sondern für die ganze Menschheit!

# EPILOG

Unter Berufung auf das Gewissen und andere ethische Werte hatten die Widerständler sich das Recht angemaßt, Hitler zu beseitigen und seinem Regime ein Ende zu setzen, mit allen Mitteln, mit Hoch- und Landesverrat, mit Staatsstreich und Attentat. Das ist ihnen nicht gelungen, und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie aus Unzulänglichkeit oder mangelnder Einsatzbereitschaft versäumt haben, die ihnen so zahlreich gebotenen Chancen zu nutzen. Doch ungeachtet ihres Versagens werden sie immer noch als heldenhafte Elite glorifiziert! Deshalb ist zu fragen:

Welcher Ehrentitel gebührt dem deutschen Soldaten, der nicht nur von loyalen Truppenführern, sondern auch von den gegen Hitler konspirierenden Offizieren der Verschwörergruppe bis zur letzten Stunde des Krieges ins Feuer geschickt worden ist, der Jahre hindurch gegen die Feinde Deutschlands kämpfend sein Leben eingesetzt hat und, gemessen an Leistung und Charakter, turmhoch über den Verschwörern steht, die nach dem Wortlaut ihrer eigenen Proklamation der schwer ringenden Front in den Rücken gefallen sind?

Wäre es da nicht unabdingbare Pflicht des deutschen Volkes und der deutschen Politiker, dem deutschen Soldaten endlich einen Ehrenplatz einzuräumen, statt ihn noch über das Grab hinaus in Wort und Schrift zu diffamieren?

# PERSONENREGISTER


Adam, Arthur 304
Adenauer, Konrad 24, 31, 41, 91, 372 ff.
Albertz, Pastor 48
Alexander VI., Papst 44, 350
Angermaier, Moraltheologe 355 f.
Aquin, Thomas von 351, 353 f.
Arco, Graf von 224
Arnim, von, Generaloberst 359
Attila, Hunnenkönig 355
Balzer, Karl 7, 101
Bargatzky, Dr. Walter 10
Barmat-Kutisker 31
Baudission, W. S. Traugott Graf von 375
Bauer, Gustav 75
Bavaud, Maurice 345
Beck, Jozef, polnischer Außenminister 187
Beck, Ludwig 7, 55, 59–69, 114, 179, 181, 190, 203, 213, 215 f., 231, 238, 252, 259–262, 273, 275 f., 278 ff., 292, 310 f., 313, 317 ff., 328, 335, 378, 382, 394
Becker, Hellmut 138
Bell, George, engl. Bischof 359
Berger, Dr. Heinrich 340 f., 343 ff., 349
Berthold, Will 146
Bethmann Hollweg, Theobald von 210
Bismarck, Otto Fürst von 25, 55, 355
Blank, Theo 373 f.
Blomberg, Werner von 57, 61
Blücher, Gebhard Leberecht Fürst von 68, 135
Blum, Léon 402
Bock, Fedor von 153
Boeselager, Georg Freiherr von 125
Bokassa, „Kaiser" 375
Bonhoeffer, Dr. Dietrich 236, 359
Bonte, Kommodore 105 f.
Borgia, Cesare 44, 350
Bosch, Robert 121, 257
Boulanger, Georges Ernest 61
Bradley, Omar 401
Brandt, Heinz, Oberst 128 f., 131, 133 ff., 175, 198, 341
Brandt, Karl, Professor 140
Brandt, Willy (Herbert Frahm) 21, 46
Brauchitsch, Walther von 79, 194
Braun, Otto 25
Bredow, Ferdinand Eduard von 181
Bredow, Frau von 388
Breitenbuch, Eberhard von 170 f., 173, 202, 218
Breitscheid, Rudolf 23
Briand, Aristide 16
Brockdorff-Ahlefeldt, Walter Graf von 70 f., 75 f., 325
Brüning, Heinrich 13–16, 23–26, 30 f., 33 f., 36
Busch, Ernst 170
Busembaum, Hermann 349
Bussche, Axel Freiherr von dem 8, 97 f., 148, 155–160, 162 f., 164 f., 166, 168 f., 175, 202, 209, 218 f., 351
Canaris, Wilhelm 7, 55 f., 91, 104, 121, 276
Chamberlain, Neville 7, 80, 82, 188
Choltitz, Dietrich von 379
Churchill, Winston 314, 359, 400, 402
Clark, Ronald 44
Clausewitz, Karl von 68, 375
Clemenceau, Georges 31, 371 f.
Coriolanus, Gnaeus Marcius 45
Daladier, Edouard 82
Decius, Gaius Messius 354
Dietl, Eduard 105 f., 110, 294
Dietrich, Hermann 26
Diocletianus, Gaius Aurelius 354
Dönitz, Karl 146, 178, 271
Dohnanyi, Hans von 55 f., 115, 121 f., 179, 214 f., 236
Dreyfus, Alfred 112
Dulles, Allan Welsh 359
Ebert, Fritz 53, 75
Ehlers, Dieter 45, 116, 123, 164, 170, 264, 334
Ehrenburg, Ilja 403
Ehrhardt, Hermann 71, 75
Einstein, Albert 44 f.
Eisenhower, Dwight 9, 241, 359, 401
Eisner, Kurt 224
Elser, Georg 55, 81–87, 89 f., 93, 95 f., 120, 126, 134, 137, 141 f., 155, 158, 172, 178 f., 181, 249
Engels, Friedrich 47
Enghien, Louis Herzog von 55
Fahrner, Rudolf 210
Falkenhausen, Alexander Freiherr von 68
Fegelein, Hermann 297
Fehrenbach, Konstantin 36
Fellgiebel, Erich 176, 223, 257, 296 ff., 300 ff., 328–333, 384
Feiling, Keith 7
Fest, Joachim 14
Finckh, Eberhard 11, 199
Fitz Gibbon, Constantine 352
Flavius Josephus 363
Fließbach, Herbert 336
Foch, Ferdinand 371
Fraenkel, Heinrich 115, 277, 290, 309, 315, 333, 336, 352
Frahm, Herbert (W. Brandt) 46

Franco, Francisco 39, 402
Freisler, Roland 177, 233, 367
Frentz, Walter 140
Freytag von Loringhoven, Wessel Freiherr 248 f.
Fritsch, Werner Freiherr von 64, 182
Fromm, Friedrich 69, 201, 204, 219, 233, 235, 272 f., 276, 279 f., 307, 325, 333 f.
Galen, Clemens Graf von 356
Gaevernitz: siehe Schulze-Gaevernitz
Gaulle, Charles de 401
George, Heinrich 181
George, Stefan 192 f., 195, 197, 234, 358
Gersdorff, Rudolf-Christoph Freiherr von 8, 114, 128 f., 137, 141–151, 153–156, 165, 172 f., 179, 216, 232, 245, 254, 288, 385, 400
Gerstenmaier, Eugen 8, 57, 208, 334, 354, 364, 400
Geyr von Schweppenburg, Leo Freiherr 196
Giesler, Hermann 174, 176, 400
Gisevius, Dr. Hans Bernd 20, 41, 54–59, 64, 70–73, 76–80, 121, 215, 219 f., 225, 261, 296, 298 f., 317 f., 325 f., 335, 359, 364
Glasmeier, Rundfunkintendant 320
Gneisenau, Neidhart Graf von 60, 145, 194, 212, 236
Goebbels, Dr. Joseph 21, 32, 38, 40, 42 f., 153, 175, 179, 188, 276, 279, 314, 316–319, 377
Goerdeler, Dr. Carl 7, 310, 344, 358, 361
Göring, Hermann 24, 107, 146, 178, 187, 202 f., 231, 234, 276, 302, 375, 400
Görlitz, Walter 59, 63, 70
Gordon, Charles George („Gordon Pascha") 381
Gottberg, Helmut von 160, 162, 168
Graml, Hermann 102, 108, 110
Gregor VII., Papst 355
Groote, Wolfgang von 376 ff., 382
Gruchmann, Lothar 89 .
Gruhn, Erna 57
Grynszpan, Herschel (Grünspan) 183
Guderian, Heinz 11, 64, 211, 362, 400
Günsche, Otto 297
Haeften, Werner von 225, 230, 238, 256, 284 f., 290, 303, 305 f., 334, 351, 366, 387 f.
Halder, Franz 57, 64 f., 73, 79 ff., 91, 113, 182, 190, 218
Halem, Nikolaus von 121
Hammerstein, Kunrat Freiherr von 258, 362
Hammerstein, Ludwig Freiherr von 321
Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr von 60
Hansen, Georg 311, 326 f., 380
Hardenberg-Neuhardenberg, Carl-Hans Graf von 144, 153
Hassell, Ulrich von 40 f., 55, 59, 68 f., 116, 120, 122, 124, 360
Haßel, Kurt 335
Hauptmann, Gerhart 181
Haw-Haw, siehe Joyce, William
Hayessen, Egbert 312
Heidegger, Martin 181
Heinrich IV., dt. Kaiser 355
Heinrich VIII., brit. König 44, 355
Heinz, Friedrich Wilhelm 70, 78, 123
Heisenberg, Werner 7
Helldorf, Wolf Heinrich Graf von 57, 238, 270, 276, 312 f., 336, 364
Herber, Franz 336
Herodot, griechischer Historiker 363 f.
Herzner, Hans-Albrecht 123
Heusinger, Adolf 253, 257, 296, 378–390
Heuß, Theodor 26 f., 30 f.
Heyde, Bolko von der 336
Heydrich, Reinhard 55 ff.
Himmler, Heinrich 90, 175, 202 f., 231, 233 f., 236, 254, 302, 400
Hindenburg, Oskar von 17
Hindenburg, Paul von 14, 16 f., 27, 61, 206, 374
Hirsch, Helmut 395
Hitler, Adolf: passim
Hochhuth, Rolf 356
Höfele, Reichspostminister 31
Höhne, Heinz 215
Hölper, Staatsanwalt 343 f.
Hoepner, Erich 57, 69, 213, 259, 273, 312 f., 317, 364
Hofacker, Dr. Caesar von 11, 218
Hoffmann, Karl 395
Hoffmann, Peter 59, 64, 68, 72, 80, 93, 97, 101, 115, 119, 124 f., 127, 129, 133, 140, 143, 150, 153, 156 f., 162, 164, 168 f., 171 f., 175 ff., 184, 206, 210, 212, 222 f., 243, 248, 264, 267, 275, 284, 293, 301, 304, 308, 310, 317 f., 327, 334, 336 f., 353, 358, 360 f., 378, 382
Hohensee, Schneidermeister 219
Holbein, Hans 44
Hübener, Kaufmann 215
Hugenberg, Alfred 17 f., 21, 29
Husen, Paulus van 217
Innitzer, Theo 102
Jacob, Friedrich 76, 312, 315, 317–322
Jauch + Hübener, Industrielle 121 f., 215
Jaurès, Jean 117
Jodl, Alfred 2, 63, 258, 400
John, Dr. Otto 81
John von Freyend, Ernst 284 ff
Joyce, William (Lord Haw-Haw) 45
Jud Süß (Film) 43
Jünger, Ernst 184

Kaas, Ludwig 22, 25, 27, 30
Kaltenbrunner-Bericht 293, 366
Kapp, Wolfgang 71 f., 354
Kappeler, Franz 99
Kasper, Hans 322
Keitel, Wilhelm 63, 146, 223, 251 f., 271, 289, 302, 321, 333 f.
Kern, Erich 101
Keudell, Dr. Walter von 51
Kirk, Alexander C. 99
Kisielewski, Stefan 187
Klausing, Friedrich Karl 223, 238, 290
Kleist-Schmenzin, Ewald von 163 f.
Kleist, Ewald Heinrich von 163 f., 202, 218 f., 313
Klepper, Otto 31
Kluge, Günther von 10 f., 121, 126, 131 f., 194, 276
Knaak, Gerhard 123, 386
Knodel, Oberfeldwebel 160, 162, 168
Kolbe, Feldwebel 255 f., 303, 305, 391
Kordt, Dr. Erich 8, 78, 90–95, 97–100, 103, 112, 123, 141, 147, 155, 165, 172, 179, 202, 206
Kramarz, Dr. Joachim 180 f., 183 ff., 188–192, 198, 206 f., 210, 217, 228, 265, 270, 293, 298 f., 309, 346, 351, 353, 357, 367
Kretz, Erich 256, 293, 295, 304 f., 391
Krummacher, F. A. 14
Kuhn, Joachim 165, 386
Kühn, Heinz 47 f.
Künneth, Walter 345
Kuntze, Walter 259

Lahousen, Erwin 92 ff.
Landahl, Heinrich 26
Lanz, Hubert 125
Leber, Julius 236, 361
Lehndorff-Steinort, Heinrich Graf von 332
Lemmer, Ernst 26, 30
Lenin, Wladimir Iljitsch 53, 79
Leonardo da Vinci 44
Leonrod, Ludwig Freiherr von 57
Levai, Jenö (ungar. Historiker) 356
Lex, Hans Ritter von 22
Lichtenberg, Georg Christoph 349
Liedig, Franz 70, 123
Liliencron, Detlev von 195
Lindemann, Generaloberst 12
Lindemann, Fritz, General der Artillerie 58, 301, 315 f., 322
Linstow, Hans-Ottfried von 11
Löbe, Paul 23
Loeper, Friedrich Wilhelm 183
Lothian, Philip Lord of 182
Louis XIV., König von Frankreich 227
Ludin, Leutnant 60
Lüttwitz, Walther Freiherr von 71 f., 74

Maier, Reinhold 26
Manstein, Erich von 11, 190 f., 211, 400
Manvell, Roger: siehe Fraenkel
Marx, Karl 47
Marx, Wilhelm 36
Maximilian, Kaiser von Mexiko 381
Meichßner, Joachim 217 ff.
Meißner, Hans Otto 17
Mertz von Quirnheim, Albrecht Ritter 213, 223, 270, 334, 338
Michel, Ministerialdirektor Dr. 11
Michelangelo Buonarotti 44
Möllendorf, Leonhard von 302, 305
Moltke, Helmutz Graf von 60, 64 f., 145, 212, 236, 298
Moltke, Helmut James Graf von 120, 207, 236, 360, 364
Montgomery, Bernhard 401
Müller, Christian 172, 181, 184, 194–200, 202, 206 f., 210, 217 f., 282 ff., 287, 290, 292, 301, 309, 323, 325, 335, 347, 350, 353, 358–361, 378
Müller, Hermann 14
Müller, Dr. Joseph („Ochsensepp") 121
Mussolini, Benito 40, 188, 395

Napoleon I. 145, 371, 381
Naumann, Friedrich 29
Nebe, Arthur 57, 78, 261, 270, 276, 307, 313, 336, 364
Nero, römischer Kaiser 354
Niemöller, Martin 36, 181
Nobel, Alfred 237
Nutting, Anthony 370

Oertzen, Hans Ulrich von 10, 171 ff.
Oberhäußer, Eugen, General 11
Olbertz, Dr. Albrecht 261
Olbricht, Friedrich 69, 179, 201, 203 f., 210, 213–217, 222, 224 f., 231–238, 270, 276, 278, 280, 292, 309, 311, 313, 317 ff., 328, 331 f., 334, 338
Oldenburg-Januschau, Elard von 17
Ompteda, Georg Freiherr von 196
Oppen, Georg Sigismund von 321
Ossietzky, Carl von 50–53, 113
Oster, Hans 7 ff., 55 f., 64, 79, 81, 91–105, 108–114, 121, 123, 150, 165, 179, 182, 190, 213–216, 335, 366
Oven, Margarete von 221

Pannwitz, Helmuth von, General 209
Papen, Franz von 16 f.
Paul III., Papst 44
Paulus, Apostel 209, 354
Paulus, Friedrich 273
Pezold, Bernd von 291
Pfiffrader, Dr. Humbert 58, 325, 328
Pius IX., Papst 355

Pius XI., Papst 356
Pius XII., Papst 356
Plinius, Gaius Secundus 364
Poincaré, Raymond 31, 53, 372
Preysing, Konrad Graf von 349 f., 352
Pridun, Karl 336 f
Raeder, Erich 104
Rath, Ernst vom 183
Redl, Alfred 113
Reichenau, Walter von 194
Reichwein, Adolf 236
Remer, Otto Ernst 304, 308
Rendulic, Lothar 11, 400
Renner, 182
Reynolds, Nicholas 64
Rilke, Rainer Maria 212
Ritter, Dr. Gerhard 212, 361
Roeder, Dr. Manfred 215
Roenne, Alexis Freiherr von 9
Röhrig, Georg 164, 223, 336
Roggenmüller (Gerstenmaier) 116, 120, 123 f.
Rojestwenski, Sinowij Petrowitsch 107
Rommel, Erwin 11 f., 189, 276, 309, 316, 394
Roosevelt, Franklin Delano 108, 359, 372, 400, 402
Ruspoli, Elisabeth 69
Sander, Ludolf Gerhard 296 f., 301 f., 304
Sas, Gijsbertus Jacobus 9, 108 f., 111
Sauerbruch, Dr. Ferdinand 212, 262, 292
Sauerbruch, Peter 262
Saulus, Apostel 209, 214
Schaal, Ferdinand 335
Scharnhorst, Gerhard von 371
Scheidemann, Philipp 316 f.
Scheurig, Bodo 180, 184, 198 f., 210, 275, 345, 353, 358, 367
Schiller, Friedrich von 236, 273
Schlabrendorff, Fabian von 8, 10, 101, 125–141, 143 f., 146 f., 150 f., 156, 168, 172, 179, 202, 216, 232, 245, 254, 297, 358, 368, 385, 387
Schlageter, Albert Leo 53
Schleicher, Kurt von 14, 17, 181
Schlieffen, Alfred Graf von 60, 199, 212, 236
Schmundt, Rudolf 126, 143
Schnabel, Franz 347
Schober. Karl 320
Schörner, Ferdinand 294
Schrader, Werner 248
Schulenburg, Ehrengard Gräfin von der 221
Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf von der 115 f., 124, 169, 208, 309, 318
Schulz, Erich 395
Schulze-Gaevernitz, Gero von 368
Schumacher, Kurt 24
Schurz, Carl 44
Schwärzel, Helene 344
Schwarzschild, Leopold 50, 52, 67
Schweppenburg, siehe Geyr von S.
Schwein von Schwanenfeld, Ulrich Wilhelm Graf 208, 317, 319
Seeckt, Hans von 72, 374
Sendtner, Oberstleutnant 343
Serédi, Jusztinian 357
Sievers, Max 47
Sklarek (Skandal) 31
Sopade 47 f.
Sontheimer, Kurt 50
Specht, Karl-Wilhelm 259
Speer, Albert 12
Speidel, Dr. Hans 11, 379 f.
Stalin, Josef Wissarionowitsch 18, 48, 67, 102, 185 ff., 372f. 400 ff.
Stauffenberg, Dr. Alexander Graf Schenk von 243 f.
Stauffenberg, Alfred Graf Schenk von (Vater des Claus) 299 f.
Stauffenberg, Berthold Graf Schenk von (Bruder des Claus) 180, 202 f., 209 f., 212, 225, 251, 313, 346, 360
Stauffenberg, Caroline Gräfin Schenk von (Mutter des Claus) 349
Stauffenberg, Claus Graf Schenk von 8 ff., 12, 40, 58, 69, 90, 100, 116, 119, 124, 134, 137, 140, 163 ff., 168 f., 172 f., 175, 177–185, 187–192, 194–243, 245–265, 267–275, 277–309, 311, 313–317, 319–329, 331–353, 355, 357–363, 366 f., 376, 380, 382 f., 394, 401, 403
Stauffenberg, Franz Ludwig Graf Schenk von (Urgroßvater von Claus) 180
Stauffenberg, Nina Gräfin Schenk von (Ehefrau von Claus) 181, 222, 265
Stieff, Helmuth 128, 165, 169, 174–177, 181, 203, 208, 217, 219, 263, 331, 384
Strachwitz, Hayacinth Graf von 125, 156, 209, 267
Strasser, Otto 48
Stresemann, Gustav 22, 35 f.
Streve, Gustav 272, 294, 300, 302
Strünck, Elisabeth 76, 326
Stülpnagel, Karl-Heinrich von 10 f., 268, 379
Suttner, Bertha von 50
Szymonski, Gerhard von 144
Teuchert, Friedrich Freiherr von 11
Thälmann, Ernst 18, 397
Thiele, Fritz 328 ff., 332
Thukydides, griechischer Historiker 363
Titus, römischer Kaiser 363
Tosch, Wilhelm 395
Tresckow, Eta von 221

Tresckow, Henning von 10, 126 ff., 131, 134, 137, 150, 170–173, 181, 202, 222, 232, 245 f., 250, 308, 378 f.
Trott zu Solz, Adam 359
Trotzki, Leo 79
Ulbricht, Walter 45
Üxküll, Nikolaus Graf von 208, 210
Vasallo di Torregrossa 37
Vogel, Oberfeldwebel 284 f.
Voß, Alexander von 208
Wagner, Richard 44
Wagner, Rudolf-Günther 317
Waldersee, Alfred Graf von 208
Walz, Hans 257
Websky, Victor von 258
Weinkauff, Hermann 342 ff.
Weiß, Wilhelm 139 f.
Weizsäcker, Ernst Freiherr von 41
Wels, Otto 23, 25, 29, 47
Welsburg, Graf von 388
Wheeler-Bennett, Sir John W. 30 f., 60 f., 369 ff., 381
Windthorst, Ludwig 25 f., 29
Winkelman, Hendrik 9, 101
Winterfeldt, Hans Detlof von 337
Wirmer, Dr. Otto 364
Wirth, Dr. Josef 25, 30, 36
Wittner, Harry 393–399
Witzleben, Erwin von 64, 70–75, 77 ff., 81, 91, 182, 194, 213, 259, 276, 292, 310
Xenophon, griechischer Historiker 364
Yorck von Wartenburg, Johann Graf 68, 78, 194
Yorck von Wartenburg, Peter Graf 207, 317, 360
Zeitzler, Kurt 191, 208, 260, 378
Zeller, Eberhard 185, 264
Zentner, Kurt 53, 143, 180, 356
Zöberlein, Hans 184

# QUELLENVERZEICHNIS


Abshagen, Karl-Heinz, „Canaris – Patriot und Weltbürger", Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1949
Balzer, Karl, „Verschwörung gegen Deutschland", Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf 1978
Benson, Frederick R., „Schriftsteller in Waffen", Atlantis 1969
Berlin, Joachim u. a., „Was verschweigt Fest?", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1978
Berthold Will, „Die 42 Attentate auf Hitler", Blanvalet Verlag, München 1981
Boldt, Gerhard, „Die letzten Tage der Reichskanzlei"
Bolesch-Leicht, „Der lange Marsch des Willy Brandt", Verlag Horst Erdmann, Tübingen/Basel 1970
Bracher, Karl D., „Adolf Hitler"
Braun, Otto, „Von Weimar zu Hitler", Hammonia Verlag, Hamburg 1949
Brook-Shepherd, „Der Anschluß", Verlag Styria, Graz 1963
Brüning, Heinrich, „Memoiren", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970
Brüning, Heinrich, „Briefe und Gespräche", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1974
Buchner, Alex, „Narvik", Heyne Verlag, München 1979
Bundeszentrale für Heimatdienst, „Der 20. Juli 1944", Verlag Herder, Freiburg 1961
Burckhardt, Carl, „Meine Danziger Mission 1937–1939", Callwey Verlag, München 1960
Bussche, Axel von dem, „Eid und Schuld", Göttinger Universitätszeitung vom 7. 3. 1947
Bussche, Axel von dem, „Freiheitskämpfer gegen Hitler", Die Zeit, Ausgabe vom 22. 7. 1948
Clark, Ronald, „Albert Einstein", Bechtle Verlag, Esslingen 1974
Davis, N. Ph., „Die Bombe war ihr Schicksal", Verlag Herder, Freiburg 1971
Deutsch, C., „Wir werden am Galgen enden", Spiegel-Serie
Deutsch, C., „Widerstandsgruppe Oster", Spiegel-Serie
Diwald, H., „Geschichte der Deutschen", Propyläen Verlag, Berlin 1978
Ehlers, Dieter, „Technik und Moral einer Verschwörung, Bonn 1964
Eschenburg u. a., „Der Weg in die Diktatur"
Europäische Publikation, „Vollmacht des Gewissens", Verlag Hermann Rinn, Frankfurt a. M. 1956
Fest, Joachim, „Hitler – eine Karriere" (Film)
Fernsehen 17. 07. 1970, „Claus Graf Stauffenberg"
Fernsehen 18. 07. 1970, „Der 20. Juli 1944
Fernsehen 20. 07. 1970, „Der 20. Juli 1944
Fernsehen 06. 02. 1973, „Krummacher: Weimar"
Fernsehen 01. 11. 1973, „Im Angesicht des Todes"
Fernsehen 21. 04. 1975, „Tresckow"
Fernsehen 25. 07. 1980, „Edelweiß-Piraten"
Finker, Kurt, „Stauffenberg und der 20. Juli 1944", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1977
Fraenkel-Manvell, „Der 20. Juli 1944", Verlag Ullstein, Berlin/Frankfurt/Wien 1964
Frank, Hans, „Im Angesicht des Galgens"
Gersdorff, R. Chr., „Freiheitskämpfer gegen Hitler", Die Zeit, Ausgabe vom 22. 7. 1948
Gersdorff, R. Chr., „Soldat im Untergang", Verlag Ullstein, Berlin 1977
Gerstenmaier, Eugen, „Streit und Frieden hat seine Zeit", Propyläen Verlag, Berlin 1980
Gerstenmaier, Eugen, „Offizierskompanie", Schreiben an den Verfasser vom 19. 11. 1981
Gessner, Dieter, „Ende der Weimarer Republik", Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978
Giesler, Hermann, „Ein anderer Hitler", Druffel Verlag, Leoni 1977
Giovanitti-Freed, „Sie warfen die Bombe", Propyläen Verlag, Berlin 1967
Gisevius, Hans Bernd, „Bis zum bittern Ende", Verlag Fretz und Wasmuth, Zürich 1946
Gisevius, Hans Bernd, „Wo ist Nebe?", Verlag Droemer, Zürich 1966
Goebbels, Josef, „Tagebücher", hrsg. v. Louis P. Lochner, Zürich 1948
Goodspeed, D. J., „Verschwörung und Umsturz", Verlag Rütten und Loening, München 1963
Görlitz, Walter, „Der deutsche Generalstab", Verlag Frankfurter Hefte, Frankfurt a. M. 1950

Graetz, Wolfgang, „Die Verschwörer", Verlag Rütten & Loening, München
Graml, Hermann, „Der Fall Oster", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1966
Graml, Hermann, „Die deutsche Militäropposition . . . ", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1965
Groote, Wolfgang von, „Bundeswehr und der 20. Juli 1944", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1964/3
Groueff, Stephan, „Projekt ohne Gnade", Verlag Bertelsmann, Gütersloh 1968
Gruchmann, Lothar, „Autobiographie eines Attentäters", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970
Guderian, Heinz, „Erinnerungen eines Soldaten", Verlag Vowinckel, Heidelberg 1950
Hagen, Hans W., „Zwischen Eid und Befehl", Verlag Türmer, München 1964
Haensel, Carl, „Kennwort Opernball 13", Verlag Schuenemann, Bremen
Hammerstein, Kunrat, „Flucht", Walter Verlag, Olten 1966
Hammerstein, Kunrat, „Spähtrupp", Stuttgart 1963
Hassell, Ulrich von, „Vom anderen Deutschland", Fischer Verlag, 1964
Hauptmann, Hans, „Jahre der Entscheidung", National-Verlag, Rosenheim 1973
Heeresdienstvorschriften (HDv)
Heusinger, Adolf, „Befehl im Widerstreit"
Heuß, Theo, „Die Machtergreifung", Verlag Wunderlich, Stuttgart 1967
Hillgruber, Andreas, „Auflösung der Weimarer Republik", Verlag für Literatur und Zeitgeschichte, Hannover 1960
Hitler, Adolf, „Mein Kampf", Verlag Franz Eher Nachf., München
Hochhuth, Rolf, „Der Stellvertreter"
Hochhuth, Rolf, „Soldaten", Verlag Rowohlt, Reinbek 1967
Hoffmann, Peter, „Widerstand-Staatsstreich-Attentat", Verlag Piper, München 1969, Neuauflage 1971
Hoffmann, Peter, „Zu dem Attentat in der Wolfsschanze", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1964/3
Hoffmann, Peter, „Widerstand gegen Hitler", Verlag Piper, München 1979
Höhne, Heinz, „Der Orden unter dem Totenkopf", Bertelsmann, 1976
Höhne, Heinz, „Canaris – Patriot im Zwielicht", Verlag Bertelsmann, München 1976
Ingrim, Robert, „Von Talleyrand zu Molotow", Thomas Verlag, Zürich 1947
Irving, David, „Der Untergang Dresdens", Verlag Bertelsmann, München 1977
Irving, David, „Hitler und seine Feldherren", Verlag Ullstein, Frankfurt a. M. 1975
Irving, David, „Hitler wußte nichts von der Judenvernichtung"; Spiegel 28/1977 vom 4. 7. 1977, Bericht über die Diskussion Irving–Frost
Katz, Robert, „Mord in Rom", Verlag Kurt Desch, München 1968
Kern, Erich, „Verrat an Deutschland", Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf 1972
Kirst, Hans Hellmut, „Aufstand der Soldaten", Verlag Eduard Kaiser
Kisielewski, Stefan, „Polen und Deutsche"
Kopp, Otto, „Widerstand und Erneuerung", Seewald Verlag, Stuttgart 1966
Kordt, Erich, „Nicht aus den Akten", Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart
Kramarz, Joachim, „Claus Graf Stauffenberg", Verlag Bernard und Graefe, Frankfurt a. M. 1965
Krausnick, Helmut, „Vorgeschichte des mil. Widerstandes", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1960
Krummacher, F. A., „Die Weimarer Republik"
Kühn, Heinz, „Widerstand und Emigration", Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1980
Kühnl, Reinhard, „Der deutsche Faschismus", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1979
Lane, Mark, „Mark Lane klagt an", Verlag Wilhelm Frick, Wien 1967
Leber, Annedore, „Das Gewissen steht auf", Berlin-Frankfurt a. M. 1960
Leber, Annedore, „Das Gewissen entscheidet", Berlin-Frankfurt a. M. 1960
Lehmann, Hans, „Die Weimarer Republik", Verlag Günter Olzog, München 1960
Levai, Jenö, „Geheime Reichssache", Verlag Wort und Werk, Köln 1966
Leyen, Ferdinand, „Rückblick zum Mauerwald", Verlag Biederstein, München 1965
Malanowski, Wolfgang, „Dann Finis Germaniae", Spiegel-Serie 1969
Matthias-Morsey, „Ende der Parteien 1933", Verlag Droste, Düsseldorf 1960

Meißner, Hans Otto, „Der 30. Januar 1933", Heyne, München 1979
Melnikow, Daniil, „Der 20. Juli 1944", Hamburg 1968
Müller, Christian, „Oberst i. G. Stauffenberg", Verlag Droste, Düsseldorf 1970
Neue Illustrierte, „Protokoll einer Verschwörung", Heft 29/64, Köln 1964
Nosbüsch, Johannes, „Bis zum bitteren Ende", Trier 1978
Nürnberger Kriegsverbrechertribunal: Freiheitskämpfer gegen Hitler", aus: Die Zeit vom 22. 7. 1948
Nutting, Anthony, „Die Suezverschwörung 1956", Verlag Molden, Wien 1967
Ompteda, Georg, „Unser Regiment"
Pechel, Rudolf, „Deutscher Widerstand", Verlag Rentsch, Zürich 1947
Prieberg, Fred K., „Musik im NS-Staat", Verlag Fischer, 1982
Quick Nr. 4 vom 15. 1. 1981, „Freispruch für einen Toten", München 1981
Quick Nr. 21/77, „Das Attentat des Grafen Arco", München 1977
Reding, Marcel, „Politische Ethik", Verlag Rombach, Freiburg 1972
Reed, John, „10 Tage die die Welt erschütterten", Verlag Dietz, Berlin 1976
Reichhold, Ludwig, „Arbeiterbewegung jenseits des totalen Staates", Europa-Verlag, Wien 1965
Reid, R. W. „Wissenschaft und Gewissen", Verlag Biederstein, München 1972
Renner, Karl, „Interview zum Anschluß 1938", Wiener Illustrierte Kronenzeitung, Wien 3. 4. 1938
Reynolda, Nicholas, „Beck – Gehorsam und Widerstand", Verlag Limes, Wiesbaden 1977
Ritter, Gerhard, „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1956
Rothfels, Hans, „Deutsche Opposition gegen Hitler", Frankfurt a. M. 1958
Royce, Hans, „Die Wahrheit über den 20. Juli", aus: „Das Parlament", Bonn 1953
Sauerbruch, Ferdinand, „Das war mein Leben", Kindler Verlag, München 1960
Schacht, Hjalmar, „1933 – Wie eine Demokratie stirbt", Verlag Econ, Düsseldorf 1968
Scheurig, Bodo, „Claus Graf Schenk von Stauffenberg", Verlag Colloquium, Berlin 1964
Scheurig, Bodo, „Tresckow", Verlag G. Stalling, Oldenburg 1973
Scheurig, Bodo, „Ewald von Kleist-Schmenzin", Hamburg 1968
Schirach, Henriette, „Der Preis der Herrlichkeit", Verlag Herbig, München 1975
Schlabrendorff, Fabian, „Offiziere gegen Hitler", Europa-Verlag, Zürich 1946
Schlabrendorff, Fabian, „Offiziere gegen Hitler", Verlag Fischer, Frankfurt a. M. 1959
Schlabrendorff, Fabian, „Eugen Gerstenmaier im III. Reich", Verlag Evangelisches Hilfswerk, Stuttgart 1965
Schnabel, Franz, „Deutsche Geschichte"
Schramm, Wilhelm, „Aufstand der Generale", Verlag Heyne, München 1977
Schulbuch (für Realschulen NRW), „Widerstand gegen NS", 1960
Schwarz, Albert, „Die Weimarer Republik"
Schwarzschild, Leopold, „Die Lunte am Pulverfaß", Verlag Wegner, Hamburg 1965
Sender Freies Berlin, „Darauf kam die Gestapo nicht", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sender Freies Berlin, „Vertreibung des Geistes 1933–1945", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sender Freies Berlin, „Um uns die Fremde", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sendtner, Kurt, „Deutsche Militäropposition", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1960
Spiegel-Serie, „Das Spiel ist aus", Hamburg 1950
„Spiegelbild einer Verschwörung" (Kaltenbrunner-Bericht), Seewald Verlag, Stuttgart 1961
Stettbacher, Alfred, „Spreng- und Schießstoffe", Verlag Rascher, Zürich 1948
Ströbinger, Rudolf, „Das Attentat von Prag", Verlag G. Lübbe, Bergisch Gladbach 1979
Toland, John, „Adolf Hitler", Verlag G. Lübbe, Bergisch Gladbach 1977
Trepper, Leopold, „Die Wahrheit", Kindler Verlag, München 1975
Tyrell, Albrecht, „Vor 40 Jahren wurde das Ermächtigungsgesetz verabschiedet", aus: „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt" vom 25. 3. 1973
Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, „Die Weimarer Republik"
Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, „Trott und die Außenpolitik des Widerstandes", München 1964

Weisenborn, Günther, „Der lautlose Aufstand", Verlag Rowohlt, Hamburg 1953
Wheeler-Bennett, G., „Die Nemesis der Macht", Verlag Droste, Düsseldorf 1964
Welchert, Hans H., „Theodor Heuß – Ein Lebensbild", Verlag Athenäum, Frankfurt a. M. 1959
Wilde, Harry, „Der politische Mord", Heyne, München 1965
Zayas, Alfred M., „Die Vertreibung der Deutschen", Verlag C. H. Beck, München 1977
Zeller, Eberhard, „Geist der Freiheit", Verlag G. Müller, München 1952
Zeller, Eberhard, „Claus und Berthold Stauffenberg", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, München 1964
Zentner, Christian, „Das III. Reich", Sammeldokumentation, John Jahr Verlag, Hamburg 1974
Zentner, Kurt, „Geschichte des Dritten Reiches", Südwest-Verlag, München 1965
Zentner, Kurt, „Geschichte des Widerstandes", Südwest-Verlag, München 1966